

Deutsche Monatschrift für Rußland

der

Baltischen Monatschrift 57. Jahrgang

Herausgegeben von
Alexander Eggers

Est. A. 12 333



Nr. 1. 2. Januar-Februarheft.

1915.

Generalsuperintendent Guido Pingoud

geb. im Pastorat Sarutino (Bessarabien) 1851,
gest. in Petrograd am 30. Dezember 1914.

Ein Erinnerungsbild.

Von Pastor W. Fehrmann (Petrograd).

Nicht bloß die großen Ereignisse der Weltgeschichte können erst voll gewertet werden, wenn sie als abgeschlossene Tatsachen vor uns liegen, auch das Lebensbild des Einzelnen kann erst dann in seinem vollen Wert verstanden werden, wenn sich die Wellen gelegt, die über dieses Leben hingegangen und seinen Werdegang bestimmt haben. Erst wenn es stille geworden, gestattet die See einen Einblick in ihre Tiefe. Erst wenn es über einem Menschenleben stille geworden, vermag unser Auge ein wenig in die geheimen Triebfedern einzublicken, die dieses Leben bestimmt haben und ihm die eigenartige Gestalt verliehen.

Das Grab des Mannes, dessen Andenken diese Zeilen gewidmet sind, ist noch frisch und unser Urteil noch stark unter dem Eindruck der schmerzlichen Tatsache eines großen Verlustes; aber so weit möglich soll es versucht werden in das Innenleben des Mannes einzuschauen, der fast 40 Jahre als einer der hervorragendsten Geister in unserer Mitte gestanden hat. Wer vor allem mit dem Wohl und Wehe der evangelischen Kirche unseres Vaterlandes Fühlung gehabt, wird immer wieder auf die ragende Gestalt des Petrograder Generalsuperintendenten gestoßen sein, dessen Wort und Urteil in vielen Stücken maßgebend war, dessen hervorragende Begabung ihn zum Spitzführer in allen großen Fragen machte, so noch zuletzt bei den Auseinandersetzungen um das Apostolikum. In der Beherrschung des Gedankens und des Wortes waren ihm nur wenige gleich, an tiefgründiger theologischer und allgemeiner Bildung

und Wissenschaftlichkeit stand er fraglos in erster Reihe. Die Pastoren des Petrograder Konsistorialbezirks hatten die erhabene Freude, diesen Mann zum Leiter ihrer Synoden zu besitzen. Ich brauche diesen starken Ausdruck, denn in der That waren die Synoden des Petrograder Bezirks vielleicht die bestgeleiteten der gesamten evangelischen Kirche. Sie boten eine derartige Fülle von wissenschaftlichen Anregungen und Mitteilungen, daß sie einem ganzen Buche über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete des theologischen wie des gesamten geistigen Lebens gleichkamen. Dazu kam, daß auch der geistliche Gehalt aller seiner Reden und Ansprachen derart aus der Tiefe geschöpft war, daß die Prediger die nachhaltigsten Anregungen zur Führung ihres Amtes erhielten. Er gab der gesamten Pastorenschaft ein sie tief beeinflussendes Bild von der Höhe ihrer Amtspflichten, das in seiner Eindringlichkeit lange nicht vergessen werden konnte. Weniger lag ihm die Einwirkung auf den Einzelnen durch den persönlichen Verkehr. Hier lagen die Schranken seines Wesens.

Eine ganz hervorragende Tätigkeit entwickelte Generalsuperintendent Pingoud auf dem Gebiete der Unterstützungskasse, deren einflußreicher Geschäftsführer er jahrelang war. Alle Fäden liefen durch seine Hände und die hielt er fest zusammen. Sein Verdienst aber bestand darin, daß er, wie niemand vor ihm, die Popularität dieses kirchlichen Hilfswerkes derart zu steigern verstanden hat, daß sich dessen Wirksamkeit zu einer geradezu grandiosen Weite entwickelte. Die Hilfeleistungen der Kasse erstreckten sich auf die entferntesten Ortschaften der abgelegensten Grenzländer, vom Eismeer bis zur chinesischen Grenze und vom Baltenmeer bis zu den Inseln des Stillen Ozeans — und alle diese unzähligen Angelegenheiten wußte er zu überschauen und ihnen gerecht zu werden. Dazu kam, daß kraft seiner einzig starken Gabe des Wortes er von alledem, was die kirchlichen Nöte betraf, in einer Weise in den Berichten und besonders in den Flugblättern zu erzählen wußte, daß alle Gemeinden begierig nach den Blättern griffen und ihre Gaben zu Tausenden und aber Tausenden von Rubeln dem Werke zutrug. Es war interessant, mit welcher Meisterschaft er das immer wiederkehrende Thema des „Gebet“ zu handhaben verstand, daß den Leuten das Geben eine Freude und Ehre erschien. Durch seine so hervorragende Betätigung am Werke der Unterstützungskasse hat er sich das dankbare Angedenken der gesamten Kirche Rußlands im höchsten Maße erworben, denn viele Gemeinden, die jetzt einen festen Bestand haben, danken solches dem rührigen Administrator der Kasse, der unentwegt dafür sorgte, daß der Goldstrom regelrecht weiterlief.

Ein Gebiet, auf dem Generalsuperintendent Pingoud nur von sehr wenigen erreicht worden ist, war das der Predigt.

Hier entfaltete er die ganze Macht seines Geistes und Empfindens. Personen, die ihn alle Sonntage die 36 Jahre über gehört haben, bezeugen es, daß er sich nie wiederholt, vielmehr stets Originelles, das Verständnis der

Schrift Vertiefendes geboten habe. Die Predigt war ihm ein Heiligtum! Auf sie verwandte er seine beste Kraft, ihr räumte er seine beste Zeit ein. Es war ihm Gewissenssache und Grundsatz, daß seiner Gemeinde allezeit das erste Recht auf seine beste Zeit und Kraft zustehe. So waren alle seine Predigten Kunstwerke feinsten Arbeit, erarbeitete Innerlichkeit. Pingoud war ein ausgesprochenen Ästhetiker, dem jede unschöne Form abstoßend war. Schon allein aus diesem Grunde war es ihm nicht möglich, Halbfertiges oder Formloses zu bieten. Durchschnittlich verwandte er 6 Stunden auf die Vorbereitung. Ein hervortretender Zug seiner Reden war das Andringen auf ein Ernstnehmen mit den Anforderungen wahren Christentums. Gewiß konnte er auch ein freudiges Preisen der Heilstatsachen üben, aber näher lag ihm doch das Gebiet des Sittlichen. Aus vielen seiner besten Reden sprach ein fast alttestamentlicher Bußernst, der sich auf keinerlei Konzessionen einließ. Mit diesem sittlichen Ernst machte Pingoud energisch Front gegen das leichtfertige großstädtische Wesen mit seiner sittlichen Verflachung. Trotzdem wurde er von vielen gerne gehört und zwar in sonntäglicher Regelmäßigkeit. Sein besonderes Charisma war aber die Einführung der Denkenden auf die Höhenlage des christlichen Gedankens. Wie keiner war er befähigt, den Gebildeten ein Führer in die erhabenen Gedanken des Christentums zu sein. Schon seine allseitige Beherrschung der zeitgenössischen Philosophie und Literatur befähigte ihn zu diesem Dienste. So haben sich unter seinen Zuhörern gerade viele Männer befunden, die ihm ihre Zurückführung zum Christentum danken.

Auch Pingoud hat in seinen Anschauungen manche Wandlungen durchgemacht. Als er nach Absolvierung seiner Studien in Dorpat und dann in Leipzig und Göttingen in der Residenz seine Anstellung erhalten, bezauberte er alle Welt durch die Wucht seiner Rede und den hohen Schwung seiner Gedanken. Damals neigten sich seine Anschauungen stark nach der Seite des berühmten Göttinger Meisters, Ritschl's, und lange hat es gewährt, bis sich auch der starke Geist Pingouds aus den faszinierenden Gedankengängen dieses Meisters des dogmatischen Gedankens gelöst hatte. Nicht mehr sollte es heißen: Versöhnung Gottes mit dem Menschen, das war alt und unmodern, in Zukunft sollte der Satz umgekehrt gelten: Versöhnung des Menschen mit Gott! Daß Gott die unbedingte Liebe ist, dieses durch die Zeiten verschüttete alte Evangelium sollte Christus der Welt wiederbringen. Das Leben aber ist viel stärker als alle Theorien, und so hat auch Pingoud Schritt um Schritt die Rückkehr zum Alten angetreten, bis er sich ganz auf den status quo ante in bewußter Gewißheit zurückgefunden hatte. Für ihn selbst unmerklich wirkte dabei das mit, was er aus seinem bessarabischen Eltern-Pfarrhause mitempfangen hatte. So klang es denn schließlich bei ihm laut aus allen seinen Reden: Jesus Christus unser einziger Mittler, der uns in seinem Blute die Versöhnung mit Gott vermittelt.

Der Weg von der modernen Theologie bis zur altkirchlichen war für der

lebhaften Geist Pingouds, der im besten Sinn weltaufgeschlossen allen Ereignissen seiner Zeit gegenüberstand, ein durch schwere innere Kämpfe bezeichneter. Es war eine Predigt voll starker Eindrücke, die er vor etwa fünf Jahren hielt, als er der zum Karfreitag versammelten Gemeinde das 53. Kapitel des Propheten Jesaias darlegte und ausführte, wie hier der Prophet 800 Jahre zuvor in erstaunlicher Deutlichkeit alle Einzelheiten des Golgathakampfes und dessen innere Bedeutung aufgezeichnet hat.

Die Golgathatragödie steht noch immer inmitten der Weltereignisse als das gewaltigste Factum. Aber wenn man offenen Auges hinauschaute in das Tagesgetriebe der Welt, so entschwindet einem das Golgathabild und verblaßt, daß man sich nur mit Mühe das Bild wieder zurückbildet. Seine ragende Bedeutung verschwindet vor den ablenkenden Ereignissen des Tages, die scheinbar keinerlei Bezug haben zu diesem Geschehnis. Das Golgathabild geht unter in der Welt. Wenn man aber seine Augen wieder schließt und, sich ganz in sich selbst versenkend, ein Nachinnenschauen übt, so entsteigt einem aus den Tiefen der Seele das versunkene Bild des schönsten der Menschenkinder und enthüllt sich einem in seiner erhabenen Pracht; der gnadeheischende Sünder umfaßt dann in beglückender Seligkeit die Kniee dessen, der für ihn am Kreuzestamm verblutet.

Generalsuperintendent Pingoud hat seine Augen immer mehr für diese Welt schließen müssen. Über ihn kam langsam, aber mit nicht abzuweisender Deutlichkeit das schwere Leiden, das ihm die letzten zwei Lebensjahre äußerlich in ein tiefes, beklemmendes Dunkel hüllte, innerlich aber auf Höhen führte, die nur sehr verinnerlichte Naturen zu ersteigen vermögen. Diese Jahre haben das Harte und Selbstherrliche in seinem Wesen, was als unausgeglichene Natürlichkeit ihm eigen war, gemildert und gelöscht. Eine Herrschernatur war ja der Verstorbene, eine Natur, die sich nur schwer bezwingen konnte und die in ihrer Reaktion gegen wirkliche und vermeintliche Beeinträchtigungen sehr entschieden, ja verlegend sein konnte, aber vieles von dem ist auf Kosten dessen zu schreiben, daß Pingoud im Grunde eine Einsamkeitsnatur war und auf der Höhe seiner Einsamkeit die an ihn herantretenden kleinen Ereignisse wie Störungen empfand, die seine Gedankengänge durchkreuzten. Je mehr es aber auf die Leidenshöhen zuing, desto mehr traten die harten und unausgegleichenen Seiten seines Wesens zurück. Er wurde immer mehr ewigkeitsreif, er rechnete innerlich mit dem Leben ab und bereitete sich auf den Weg zur Ewigkeit. Als ein Wunder schritt Generalsuperintendent Pingoud in unserer Mitte. Den schon Totgesagten schauten wir wieder seines Amtes walten; was ärztliche Wissenschaft und neueste Heilmethoden ersonnen haben, ward angewandt — und wirklich sind ihm anderthalb Jahre zum Leben zugelegt worden, dann aber brach doch das schreckliche Leiden an anderen edlen Stellen des Körpers aus und forderte ihr Opfer. Als die Merkmale hiefür sich mehrten, wußte er genau, was ihm nunmehr bevorstand. Der Tod schreckte ihn nicht

mehr, diesem hatte er schon die ganze Zeit furchtlos ins Angesicht geschaut und sich im Glauben gerüstet, aber die möglichen Schmerzen lösten doch dumpfe Gedanken aus. Dieser Nöte sollte er überhoben werden: schneller als er es selbst erwartet haben mag, kam die Stunde der Lösung. Als die Seinen sein letztes Lager umstanden, ihnen zur Seite sein treuer Freund, Doktor Masing, öffnete sich noch einmal sein großes Auge, ein Leuchten wie aus dem Auge eines Adlers erstrahlte in ihm und dann war es erloschen. In dem Blicke lag Abschied und seliges Grüßen.

Am Abend des 1. Januar versammelte sich der Kreis der näheren Freunde und Gemeindeglieder in seiner Wohnung. Pastor Beermann aus Zarstoje Sselo sprach ein Abschiedswort, dann hielt Doktor Masing noch einen herzlichen Nachruf, worauf der Sarg in die Kirche getragen wurde. Am 2. Januar fand dann aus der Michaeliskirche die Bestattung statt, die nach dem ausdrücklichen Wunsch des Verstorbenen ohne jeden Prunk sein sollte, was auch in vollem Maße respektiert wurde. Konsistorialassessor A. Malmgren hielt die Gedächtnisrede, Bischof Freifeldt das Gebet, darnach vollzog er die Funeralien. Aus der Kirche geleiteten Amtsbrüder und Gemeinde ihren Pastor und Generalsuperintendenten zum Smolenski-Friedhof hinaus.

Vor uns liegt abgeschlossen ein Leben voll großer Ziele, großer Erfolge, ein Leben aber, das sich am größten gezeigt hat, als es durch die Schule der Berinnerlichung hindurch mußte zur unaussprechlichen herrlichkeitserfüllten Freude derer, deren Glaubensgold sich hat durchläutern lassen in den Glut-tiefen der Leiden.



Das Fiedlersche Museum in Petrograd.

Von D. Grosberg (Riga).

Wenn man nach diesem Museum in einem der Adreßbücher forschen wollte, dann würde man es nicht auffinden können, denn es ist kein amtlich registriertes Institut, sondern das Museum bildet das Lebenswerk und den privaten Besitz des Oberlehrers Friedrich Fiedler, der sich nicht nur durch seine Übertragungen russischer Dichter ins Deutsche, sondern auch durch die ganz eigen- und einzigartige zentrale Stellung, die er in der russischen Literatur und in den Kreisen der russischen Literaten einnimmt, einen weit über die Grenzen Petrograds und Rußlands hinaus bekannten Namen gemacht hat. Die russische Gesellschaft hat von ihm erst gelegentlich der fünf- und zwanzig-Jahrfeier der literarischen Tätigkeit Fiedlers Kenntnis erhalten. Dieses Museum steht nicht nur in Petrograd und Rußland, sondern gewiß auch in der ganzen Welt einzig da, denn es ist das ein literarisches Museum, das aus kleinen und zufälligen Anfängen entstanden ist, sich aber später zu einer

ganz genau systematisierten Sammlung von hohem literarischem und auch materiellem Wert entwickelt hat. Das vor einigen dreißig Jahren entstandene Museum umfaßt heute einige Zehntausende von Nummern und es enthält Gegenstände und namentlich Schriftstücke, die ganz unschätzbaren Wert haben und ihren Eigentümer im Handumdrehen zu einem reichen Mann machen könnten, wenn dieser sich dazu entschließen wollte, auch nur einen Teil der von ihm aufgespeicherten Schätze loszuschlagen. Doch daran denkt ein Mann von der Art Friedrich Fiedlers nicht nur nicht, sondern er ist nach wie vor auf der Jagd nach Dokumenten der Literatur begriffen. Das Museum, das zunächst dem glühenden Interesse Fiedlers an der Literatur Deutschlands und Rußlands entsprungen und anfänglich nicht mehr als eine interessante, gelegentlich geförderte Liebhaberei gewesen war, ist bei Fiedler im Laufe eines arbeitsreichen Menschenalters zur Leidenschaft und allendlich zum Inhalt eines Lebens geworden, das einmal in dieser Sammlung aere perennius fort-dauern wird. Die Sammlung Fiedlers hatte zunächst mit der deutschen Literatur begonnen, was ganz verständlich ist, da Fiedler in einigen Lehranstalten deutsche Literatur vorträgt. Einige literarische Arbeiten, namentlich aber seine Übertragungen der russischen Dichter, brachten ihn in vielfache Beziehungen zu den literarischen Größen Deutschlands und Österreichs und er bewahrte die Briefe und die Bildnisse auf, die man an ihn gerichtet bzw. bei seinen häufigen Reisen ins Ausland ihm verehrt hatte. Bei dem von der Schulbank an gehegten, überaus lebhaften Interesse Fiedlers an der russischen Literatur ist es verständlich, daß sich zu seiner deutschen Sammlung bald eine russische gesellte und daß diese schließlich die deutsche in den Schatten stellte. Das ist kein Zufall gewesen, denn Fiedler, der mit den russischen literarischen Kreisen bald nicht nur verwuchs, sondern im Laufe der Zeit die Bedeutung eines ruhenden Pols in der Flucht der Erscheinungen gewann, ging ganz bewußt vor, als er den Schwerpunkt seiner Tätigkeit auf das Gebiet der russischen Literatur verlegte, er erkannte doch, daß hier seine sammelnde und erhaltende Tätigkeit eine Notwendigkeit war. Mit Recht sagt der Verfasser einer zu Fiedlers Jubiläum erschienenen Festschrift, daß eine derartige Aufgabe, die für die russische Literaturgeschichte von unschätzbarer Bedeutung ist, nur ein peinlich genauer und das vorgesteckte Ziel zäh verfolgender Deutscher übernehmen konnte. Ohne Fiedlers treusorgende und nimmer rastende Arbeit wäre unendlich vieles einfach verzettelt worden, wie schon viele literarische Werte in alle Winde zerstreut worden sind.

Um den anfänglich unscheinbaren Kern kristallisierte sich nun im Laufe der vielen Jahre das nunmehrige Museum, das schon längst nicht mehr Raum hat in der seit vielen Jahren von Fiedler eingenommenen Wohnung an der Nikolajewskaja, sondern diese im wahren Sinne des Wortes zu sprengen droht. Die Hochflut der Fiedler unablässig zufließenden Gegenstände der verschiedensten Art hat schon längst die Dämme seiner eigenen Stuben über-

flutet und sie drängt sich in sämtliche Räume seines Hauses, das zu besuchen der Verfasser dieser kleinen Skizze vor wenigen Wochen Gelegenheit gehabt hat. Eine sehr bedeutungsvolle Inschrift an der Thür zum Kabinett Fiedlers besagt, daß man Leute, die da arbeiten, nicht mit unnützem Geschwätz aufhalten soll, denn wenn diese aus Höflichkeit auch sagen, daß der Besuch ausnehmend angenehm sei, so lügen sie zumeist einfach eine der vielen konventionellen Lügen, und im Herzen wünschen die weitaus meisten Arbeitsmenschen solche Besucher dorthin, wo der Pfeffer wächst. Diese einem der russischen Klassiker entnommene Vermahnung ist für den Herrn des Hauses insofern ungemein charakteristisch, als sie nicht etwa einer ungasflichen Gesinnung entspringt, sondern lediglich darauf hindeutet, daß Fiedler mit seiner Zeit geizt und mit ihr geizen muß, denn wenn er mit den Verpflichtungen seines Lehramtes fertig ist, dann gehört eben jede freie Minute dem Museum, an dem stets eine Menge zu sichten und neu einzuordnen ist. Dazu kommt dann noch eine gewaltige Korrespondenz, denn aus allen Ecken und Enden werden nun Fiedler literarische Dokumente angeboten, die früher, als man ihren eminenten Wert noch nicht kannte, den Weg aller alten Briefe oder alten Papiere gegangen waren. Erst Fiedler hat ihnen Wert verliehen, und auch darin besteht eines seiner eminenten Verdienste um die russische Literatur. Die Inschrift an der Thür, deren treuherzig biedern Ton und Wortlaut ich nicht wörtlich wiedergeben kann, hat also alle Berechtigung. Wenn Fiedler einmal, was nicht allzu oft der Fall zu sein pflegt, Zeit hat, oder wenn er auf Verständnis und Interesse stößt, dann ist er der lebenswürdigste Wirt von der Welt und er kann stundenlang von seinen Sammlungen sprechen, ohne daß er müde wird oder seinen Gast ermüden könnte. Freilich genügen einige Stunden, selbst unter der kundigen Führung Fiedlers, gerade um das Museum flüchtig durchzusehen zu können und einen ungefähren Begriff von dem ungeheueren Umfang der hier aufgespeicherten Schätze zu erhalten. Die Arbeitsräume, es sind deren drei an der Zahl, sind vollgepropft mit den verschiedenartigsten Gegenständen, die an den Wänden, auf Regalen, in Schränken und unzähligen Alben und Aktenschränken untergebracht sind. Die Wände der Räume sind von oben bis unten mit Tausenden von Dichterbildnissen bedeckt und fast alle ohne Ausnahme sind mit persönlichen Widmungen an Fiedler versehen; man hat es daher nicht nur mit einer kompletten Sammlung der Bildnisse moderner deutscher Dichter und aller neueren russischen Schriftsteller zu tun, sondern auch mit einer Sammlung von Autographen der Ritter vom Geiste. Den Mittelpunkt dieser Sammlung bildet ihr wertvollstes Stück, ein Bildnis Heinrich Heines mit ein paar Zeilen von seiner eigenen Hand, deren Echtheit von Charlotte von Embden unterschriftlich bestätigt wird. Im übrigen sind die deutschen Dichter von den russischen der Übersichtlichkeit wegen geschieden worden. Unter den russischen Bildnissen finden sich viele, die Unika sind und die man daher nur im Fiedlerschen Mu-

seum sehen kann. Ganz besonders bemerkenswert sind die Bildnisse der sog. „Schlüsselburger“, so das Morosows in der Tracht eines Zwangssträflings, Noworusskis und Lopatins, sowie vieler anderen. Nicht gering ist die Zahl von Originalbildern, die überhaupt nur bei Fiedler zu finden sind, und von denen viele ein eminentes literatur- und kulturhistorisches Interesse haben. Die ganze moderne russische Literatur ist hier im Bildnis vertreten, und von den älteren russischen Geistesheroen sind einige repräsentiert, die sich nur ein einziges mal im Leben dazu verstanden haben sich abkonterfeien zu lassen; wer also ein Bildnis eines solchen Feindes der Daguerreotypie oder Photographie braucht, kann es nur in Fiedlers Museum finden. Auch von deutschen Dichtern ist eine Reihe der ragenden Größen aus älterer und neuerer Zeit bei Fiedler im Bildnis vertreten. Ich nenne nur Schaukal, Rodenberg, Dahn, Ebers, Kreger, Bertha von Suttner, Peter Altenberg, Dehmel, Hofmannsthal u. v. a. Die Bildnisammlung wird durch eine weitere Sammlung von Bildnissen russischer und deutscher Dichter, die Fiedler selbst erworben hat, ergänzt, — diese Sammlung umfaßt über 10.000 Nummern.

Von außerordentlichem Interesse und literaturgeschichtlichem Wert sind Briefe von etwa 1400 Schriftstellern in der Zahl von beinahe 13.000. Diese enorme Sammlung, die eine der wertvollsten Autographensammlungen der Welt darstellt, ist, wie alles in diesem Museum, peinlich genau geordnet und mit verschiedenen erläuternden Angaben versehen, was die Übersicht und die praktische Verwertbarkeit ganz bedeutend erleichtert. Unter diesen, ausschließlich russischen Briefen befinden sich nicht wenige, die die Tätigkeit einzelner Schriftsteller in einer Weise beleuchten, die für die Wertung dieser Tätigkeit von größter Bedeutung sein muß. Daher hat Fiedler, wie schon an dieser Stelle gesagt sei, die Verfügung getroffen, daß sein ganzes Museum nach seinem Tode an eines der großen gelehrten Institute übergehe und nur zu wissenschaftlichen Zwecken benutzt werden dürfe. Andernfalls könnte gerade die Kollektion von Briefen, von denen viele zudem eine ungemein interessante Geschichte haben, von sensationslüsternen Reportern als eine unererschöpfliche Fundgrube benutzt werden, was natürlich den Intentionen Fiedlers diametral entgegengesetzt wäre. Neben den russischen Briefen besitzt das Museum etwa 600 Briefe deutscher Schriftsteller, die fast ausnahmslos an Fiedler selbst gerichtet sind.

Nicht weniger interessant als diese Briefe, die auch von höchstem kulturhistorischem Interesse sind, sind die *Alben* Fiedlers, deren er eine gewaltige Kollektion besitzt und in denen sich handschriftliche Eintragungen aller Schriftsteller befinden, mit denen Fiedler je zusammengekommen ist; die *Alben* enthalten demnach Verse und Sinnsprüche sämtlicher russischer Schriftsteller der letzten dreißig Jahre. Ursprünglich hatte Fiedler nur ein einziges *Album* besessen, dessen erste Eintragung von keinen Geringeren als Spielhagen stammt. Dieses *Album* ist aber bald zu so unförmigen Umfängen angeschwollen, daß Fiedler an eine Spezialisierung denken mußte; er teilte seine *Alben*, die ihn nie

verlassen, in drei Serien, von denen die eine die Bezeichnung trägt „w gostjach“, die zweite und vielleicht interessanteste ist die „w restorane“ und die dritte heißt „u menja“. Aus diesen Bezeichnungen ergibt sich die Art, in der Fiedler allerlei Einfälle und Improvisationen usw. einfängt und sie der Nachwelt aufbewahrt. In diesen Alben findet sich so manches fein geschliffene, geistprühende Witzwort, so mancher harmlose Scherz, so manche ätzende Satire, aber auch tiefe Gedanken, die ein glücklicher Augenblick eingegeben und die vielleicht in der nächsten Minute spurlos verraucht wären, wenn Fiedler den Urheber nicht veranlaßt hätte, den Geistesblitz in seinem Album zu fixieren. Im Laufe der Jahre ist die Zahl dieser Alben auf einige vierzig angewachsen, und sie mehren sich von Tag zu Tag, denn Fiedler kennt kaum anderen Verkehr, als den mit Schriftstellern. Er sieht sie auch sehr häufig in seinen vier Wänden, die sich freilich oft genug als zu eng erweisen, aber schließlich ist es bisher doch gegangen und die Ritter vom Geiste haben sich vielleicht nur selten gemütlicher gefühlt, als in dem Speisezimmer Fiedlers und dem anstoßenden Salon, die wiederum mit interessanten Bildern und Karikaturen von oben bis unten angefüllt sind. Ganz besonders hervorragend sind die Karikaturen aus den „Oskolki“, von denen viele sonst garnicht mehr zu haben sind und die daher eine überaus kostbare Sammlung darstellen. Einige treffliche Büsten und Ölbilder vervollständigen diese Sammlung.

Neben diesen dokumentarischen Reliquien verfügt das Museum über eine große Menge ernster und heiterer Reliquien gegenständlicher Art. Zu diesen gehört in erster Linie der kürzlich erhaltene Pfeifenkopf Puschkins, ein Meeresschaumungeheuer, dessen Echtheit außer allen Zweifeln steht und der auch einen sehr erheblichen materiellen Wert repräsentiert. Dieser prachtvolle Pfeifenkopf, der ganz das Behagen der guten alten Zeit, in der man die nervöse Papiros noch nicht kannte, atmet, ruht im Pulke Tschernischewskis, das gleichfalls erst kürzlich den Weg ins Museum Fiedlers gefunden hat. Dieses schlichte, sehr verarbeitete Stehpult, gegen das sich heute jeder Commis, der auf sich hält, wehren würde, enthält noch einen Schatz von größtem Werte, eine Abschrift des zweiten Teils der „Toten Seelen“, die freilich die typische Stabschreiberhandschrift zeigt, aber mit eigenhändigen Bemerkungen und Verbesserungen Gogols, die zum Teil noch ganz unbekannt sind, versehen ist. Von den Raritäten heiteren Charakters will ich nur eine Teetasse nennen, aus der ein eben berühmter russischer Schriftsteller nachweislich und in Zeugengegenwart wirklich — Wasser getrunken hat! Nicht weniger ergötzlich ist ein von einem anderen Schriftsteller in allerneuester Zeit rite ausgestelltes Rezept auf eine gehörige Dosis „Vini Cognaci“, das auch aus der Apotheke anstandslos verabfolgt worden ist und dem Arzt, der tatsächlich keiner ist, wahrscheinlich von den Beschwerden eines ausgewachsenen Raters geholfen haben wird. Die Tasse soll aber eines der allerfeltesten Stücke des Museums sein.

In einigen gewaltigen Regalen reihen sich viele Tausende von Bänden

schöner Literatur; die meisten von ihnen sind mit den eigenhändigen Widmungen der Autoren an „Fedor Fedorowitsch“ versehen, wodurch diese Bibliothek, zu der auch eine Kollektion von noch unveröffentlichten Handschriften gehört, einen ganz besonderen Wert erhält. Den Beschluß der Wanderung durch das Museum bilden die Memoiren Fiedlers, die in vielen dickleibigen Bänden in der Form von sorgfältig geführten Tagebüchern niedergelegt sind. Man kann sich vorstellen, welchen kolossalen Wert diese Aufzeichnungen für die russische Literaturgeschichte haben werden, denn Fiedler ist ja der zusammenhaltende Mittelpunkt der literarischen Welt nicht nur Petrograds, sondern ganz Rußlands. Es gibt keinen einzigen Schriftsteller, den er nicht persönlich kennt, und seiner scharfen Beobachtungsgabe entgehen auch nicht Dinge, die ein anderer kaum bemerken würde. Dank seinen intimen und weitverzweigten Beziehungen ist er stets über alle Wehungen in der russischen Literatur genau unterrichtet, und zu seiner Kenntniss gelangen Dinge, die der übrigen Welt verborgen bleiben. Der Literaturhistoriker der Zukunft wird an den Tagebüchern Fiedlers nicht vorübergehen können, wenn er nicht Gefahr laufen will, Stückwerk zu liefern. Man darf daher nur wünschen und hoffen, daß es Fiedler beschieden sein möge, dieses unerseßliche Material selbst zu sichten und zu bearbeiten.

Damit wäre denn der interessante Rundgang, der freilich nur flüchtige Eindrücke wiedergeben kann, beschloffen, und es erübrigt mir nur noch dem Bewohner der stillen Dichterklause auch an dieser Stelle meinen freundlichen Dank für sein liebenswürdiges Entgegenkommen auszusprechen. Der Spruch an der Tür wurde bei diesem Besuche allerdings gründlich ad absurdum geführt!



Nachdruck verboten.

Doretchen.

Eine kurländische Erzählung aus alter Zeit von Elsa Bernewitz (Riga).

Erstes Kapitel.

In dem stillen Blumengarten an der Südseite des Birseneker Pastorats, mitten zwischen den Beeten, die sich hier wie ein buntgewirkter Teppich dem alten, von hohen Linden und buschigen Sträuchern grün umschatteten Hause vor die Fenster breiteten, stand Doretchen Ilesfeld, die zweite Tochter des Pastors, mit ihrem runden Kindergesicht und den glatten dunkeln Haaren, mitten in der Sonne.

Ganz still stand sie da und dachte an nichts. Aber während sie in das weite Flußtal hineinsah, das, von Sonne überflutet, sich still und wunderbar einsam in die Ferne dehnte, hatten ihre Augen einen zwar ruhigen, aber doch so traurigen Blick, daß, wer Doretchen Ilesfeld so hätte dastehen sehen, in der heißen Mittagssonne mitten zwischen ihren Blumen, wohl hätte meinen können, hier sei einer jungen und unerfahrenen Seele ein erster Schmerz, dem schützenden Gelaß des Herzens heimlich durch die Augen entschlüpft, auf der angstvollen Wanderung in die Ferne begriffen.

Aber Doretchen Aesfeld war nicht traurig. Kindlich und einfältig waren ihre zierlichen Füßchen durch die jungen neunzehn Jahre ihres Lebens getrippelt, nicht anders als über die gepflegten Kieswege ihres Blumengartens, und keine anderen Winde hatten über ihr Köpfchen geweht, als die schweren Weststürme, die im Frühjahr die ersten fruchtbaren Regengüsse über den Wald führten und im Herbst die Blätter von den Bäumen rissen und in wildem Tänzchen den Hang hinab und auf und davon führten. Manches Mal wohl hatte sie ein Tränlein weinen müssen, denn der Wille des Vaters lag schwer über dem Hause und griff auch in ihr kleines Leben hemmend ein, so wenn er sie zu einer Arbeit in Haus oder Garten bestimmte, während ihre Wünsche sie in das Birseneker Herrenhaus zogen, um dort ein Dämmerstündchen bei der Blimberg zu verschwägen, die das schönste Gebäck in der Umgegend hatte und die wunderlichsten Geschichten wußte, — oder wenn eine Fahrt zu den Großeltern unterblieb, die doch der Gipfelpunkt alles Wünschens und Begehrens der Birseneker Kinder war. Noch wußte Doretchen nichts vom Leben und seinen erdrückenden Mächten. Der blaue Dämmerstreifen des Waldes am Horizont, der nach allen Richtungen hin das schlummernde Landschaftsbild säumte, umgrenzte auch ihr Leben, das so untrennbar, so ganz unlöslich mit diesem Fleckchen Erde und seiner umschlossenen Enge verwachsen war, daß nur in der dämmerigen Stille einer sehnächtigen Sommernacht ein Wunsch ihr ent schlüpfen konnte, um heimlich die Reise ins Unbekannte anzutreten.

Wer hätte sich auch bei Tageslicht und bei klaren Sinnen eine Änderung denken können im Birseneker Pastorat? Dort standen die Möbel heute noch an demselben Fleck, wohin der feste Wille des Großvaters sie gestellt; im Garten reiften die Früchte, blühten und welkten die Blumen, die die Hände der Großmutter gepflegt; die alten Linden beschützten das Haus heute noch wie in alter Zeit und rieben ihre Äste im Winde über das Dach in schlurfenden kreischenden Tönen, die jederman kannte, der das Birseneker Pastorat kannte; heute wie früher wehten die Sommerwinde von Süden her den Hang herauf, streiften die Blätter von der Rosenhecke, wogten den Nelken die bunten Köpfe durcheinander und neigten die Lilien, den Stolz des Gartens von altersher; heute wie damals schwirrten die Bienen über die Hecke und taumelten, trunken von Blumenduft und Sonnenschein, um die Beete; heute wie früher um die feierliche Mittagszeit schien die schläfrige Natur ganz gelöst in Stille und in Sonnenschein.

Doretchen dachte nicht an alles dieses, ihr war eben, wie sie so da stand zwischen den Blumen, wieder der Krug im Eckschrank eingefallen, an den sie schon heute früh einmal gedacht hatte. In diesem Krug — so pflegte der Vater zu erzählen — hatten seine Schwestern Wasser aus dem Mühlbach geholt, der aus dem finstern Rainewalde kam, und den man von einer kleinen Anhöhe des Pastoratsgartens als eine düstere gewellte Linie am Horizonte sah. Zwischen Wiesen und Feldern seinen Lauf nehmend, warf dieser Bach sein kaltes klares Wasser in den Mühlenteich, der tief und sumpfig unter den Westfenstern des Herrenhauses stand.

Lante Johanna, die älteste der vier Schwestern, war beherzt vorangegangen. Schon damals erzählte man allerlei Gespenstiges von dem Herrenhause und seinem großen Park, und die Birken*), die um den Teich standen, von denen

*) Berse = Birke (lettisch).

Gutshof und Pastorat ihren Namen trugen, leuchteten wunderbarlich durch die Nacht. Sie hatte dann immer als erste die Hände in das kühle Wasser gesteckt und Gesicht und Nacken mit dem zauberkräftigen Naß gewaschen; vielleicht war sie darum die schönste der vier schönen Schwestern gewesen.

Dann hatten die Gänge in der Osternacht ein trauriges Ende genommen: man mied den Birseneker Mühlenteich, seit in einer stürmischen Frühlingsnacht die schöne und hochmütige Frau Gräfin ihr Leben in ihm endete aus Liebe zu einem Mann, der nicht ihr Eheherr war, und damit das glänzende Leben im Herrenhause mit einem Schlage zu Ende war . . .

Doretchen kannte die traurige Geschichte, als hätte sie sie miterlebt. Die Blimbergen, die jetzt als einziges lebendes Wesen in dem verödeten Schlosse hauste, hatte sie den Pastorskindern oft genug erzählt, nebst allen anderen Spuk- und Gespenstergeschichten, die über Birseneken im Schwange waren. . . . Aber das war alles schon sehr lange her, Tante Johanna Krug stand vergriffen und verstaubt im Winkel, sie selbst und ihre Schwestern waren alte Jungfern, die ihr freudloses Dasein, mürrisch und sauer, mit Nadelgeflapper und bitteren Reden in einem kleinen Städtchen zu Ende dämmerten, und es sah ihnen heute niemand mehr an, daß sie auch einmal jung, schön und lebenslustig gewesen waren.

— Herrgott, wie vermadderst du deine Menschekinder, pflegte Pastor Ilesfeld zu sagen, so oft die Rede auf die einstige Schönheit seiner Schwestern kam, und dann nickte er zu seinen Töchtern herüber:

— Sigt gar nicht so aufgeblasen da, ihr kommt auch an die Reihe! Die Jahre fliegen nur so vorüber, man weiß nicht, wo sie bleiben . . .

Doretchen hatte den Krug mit Lilien füllen wollen, aber die standen noch festgeschlossen in den Beeten. So ging sie denn zu den Nelken und pflückte rote, weiße und bunt geränderte, alles lustig durcheinander, schnitt darauf kunstgerecht mit der Gartenschere Rosen: schlanke blasse La France von den Stöcken, und runde rosa Centifolien von der Hecke, nahm Mädchenerröten dazu und ein paar späte Pflingströschen und schob dann noch in die geraffte Schürze, was ihr gerade in die Hände fiel: bunte Stiefmütterchen, starkduftendes Honigkraut und lustigen Rittersporn.

Vorsichtig schlich sie mit ihren Schätzen in die blaue Stube. Es war um diese Zeit verboten, sie zu betreten, denn nebenan im Studierzimmer, wohin die Türen streng geschlossen waren, saß Pastor Ilesfeld in seinem Lehnstuhl vor dem Schreibtisch und hielt unter geräuschvollem Schnarchen seinen Mittagschlaf.

Unterdessen wachte in der blauen Stube nebenan die Pastorin darüber, daß niemand ihn störte. Kerzengerade saß sie da, den Kopf leicht gegen die steife Rückenlehne des alten Ledersofas gestützt, die Hände schlaff im Schoß, und fuhr sich zuweilen mit einer mechanischen Bewegung über das Gesicht, um die Fliegen zu verscheuchen, die sie unablässig umsummten und eigensinnig immer wieder auf ihre Stirn zurückkehrten.

Die Schranktür knarrte leise in den Angeln, und die Pastorin fuhr erschrocken in die Höhe. Doretchen hielt den Atem an und streifte die Studierzimmertür mit einem schuldbewussten Blick, als aber das Schnarchen gleichmäßig weiter dröhnte, lächelte sie freundlich und schlüpfte aus der Tür.

Doretchen ging in die Küche und ließ sich dort Wasser in den Krug gießen und zwei Teller mit Sand füllen. Bald guckte aus dem alten Krug ein bunter Strauß hervor, und die Sandteller verwandelten ihre geschickten Hände in eine lustige Blumenpyramide, die fest gen Himmel strebte.

Die alte Köchin Sappe*) und die beiden Stubenmädchen sahen ihrer jungen Herrin dabei bewundernd zu.

— Wie schön unser Fräulein das macht, lobte Sappe, und Doretchen lächelte matt, abwehrend, dazu. Sie liebte es nicht, mit den Dienftboten zu sprechen. Mit ihrem zierlichen Gange, der die leichten Kleider in beständig wippender Bewegung erhielt, pflegte sie stumm und vornehm durch die Küche zu gehen, wie eine kleine Fürstin durch ihr Reich. Sie wurde darum mehr noch als die übrige Herrschaft als ein Wesen höherer Art angestaunt und war in der Küche ein Gegenstand der zärtlichsten Verehrung.

Doretchen stellte die Blumen auf den Kaffeetisch, den Krug in die Mitte, die Pyramiden an die beiden Enden.

Es war still und kühl in dem langen, schmalen Eßzimmer. Das Sonnenlicht fiel gedämpft und grünlich ein, schläfrige Fliegen summteten an den Wänden, schlugen gegen die Fensterscheiben oder klebten am Ofen. Eintönig tickte die Uhr im Winkel. Sie war das älteste Stück im Hause; schon zu des Urgroßvaters Zeiten hatte sie, still und streng, an demselben Platz gestanden, und tickte nun, aus längst verwehten Zeiten kommend, über die schläfrige Gegenwart hinweg, geduldig in die Zukunft hinüber.

Über das gewölbte, mit Blumengewinden und feinen Arabesken verzierte Zifferblatt rutschte der Zeiger auf drei, im Kasten hob sich ein Rasseln, unter Geuzen und Stöhnen setzte das schwere Räderwerk sich in Bewegung und gab drei Schläge, die dumpf und schwer durch den Raum hallten, als wollten sie die Welt an Tränen und Trübsal mahnen.

Doretchen hörte nichts von dem schweren Klang, sie lachte vielmehr und freute sich, denn der Kaffeetisch, der hier so festlich und erwartungsvoll prangte, wartete auf einen Freier.

Constanzchen, die immer alles wußte, was im Hause vorging, hatte es den aufhorchenden Schwestern hinterbracht, daß Pastor Wiedemann, der seit vierzehn Tagen ihr Nachbar in Sumahlen war, heute nach Birseneeken kam, weil er gehört hatte, daß Pastor Hlesfeld schöne Töchter habe, und er sich unter ihnen seine Frau wählen wollte.

Daß es Constanzchen sein sollte, stand bei allen im Hause fest, denn sie war die älteste und kam somit zuerst an die Reihe. Hochzeit in Birseneeken! Dieser Gedanke umspann den Kindern seitdem das Haus mit einem neuen sonnigen Glanz und tanzte als versteckte Vorfreude um alle Dinge.

Darum, als Doretchen nun die Bodentreppe hinauffstieg, die alt und wacklig in den dunklen Bodenraum hinaufftrebte und auch unter dem leichtesten Schritt zitterte und laut dröhnte, da lachte sie noch und freute sich mit der Sonne und der Sommerwärme um die Wette, daß Constanzchen nun bald Hochzeit machte!

Aus dem Mädchenzimmer, das am Ende des Bodens gegen den Blumen-garten zu lag, klang lautes und lebhaftes Geschwäg.

Constanzchens etwas scharfe Stimme drängte sich [vor, und Quischens kicherndes Lachen tönte hinein.

Als Doretchen die Thür öffnete, sah sie Quischen auf der Fensterbank in der Sonne schweben; sie hatte ihr zierliches Bein wagerecht vorgestreckt und zog gerade einen weißen Strumpf darüber. Sie sah Doretchen ähnlich, hatte dasselbe kindlich runde Gesichtchen mit den vollen Wangen, aus denen Mund und Nase scharf und zierlich gezeichnet hervorsprangen: das war die mütter-

*) Sappe = Sophie (lettisch).

liche Rasse in ihnen, auch die hellen Haare und sanften Augen machten Luischen zu einer ganzen Thorberg, während die glatten dunklen Haare und die feinen Brauen, die sich in gerader Linie der Nase näherten und Dorettchens eigenartige Schönheit ausmachten, Jleseldisches Erbteil waren. Sorglos, freundlich und neugierig blinzelten Luischens runde Augen in das noch unbekannte Leben hinein: Luischen war erst fünfzehn Jahr und noch ein halbes Kind.

Constanzchen stand vor dem Spiegel und fuhr sich mit dem Kamm durch ihre dunkelblonde Mähne; sie war eine ganze Jleseld mit scharfen und festen Zügen. Diese feinen, streng über einander geschobenen Lippen wußten, was sie wollten, und die kühlen hellen Augen unter den starken Brauen sahen klug und munter in die Wirklichkeit hinein.

Man konnte Constanzchen und Luischen immer zusammen sehen, Dorettchen lebte mehr allein für sich. Langweilig nannten sie die Schwestern, denn sie sprach wenig und ihre Heiterkeit äußerte sich nie lärmend.

Jetzt brach bei Dorettchens Eintritt irgend ein Gespräch zwischen ihnen, das sie belustigt und erregt hatte, plötzlich ab; ein aufgeregter Blick aus Luischens Augen flog noch zur Schwester, aber die hatte ihr schon den Rücken gewandt und besah ihre Frisur im Spiegel.

— Heute entscheidet es sich, wen von uns dreien er will, sagte Constanzchen nach einer Weile. Ich glaube es wird Dorettchen! Sie ist doch die schönste von uns und die gefügigste. Sie spricht wohl wenig, aber sie macht so freundliche Augen zu allem, was gesagt wird. So etwas lieben die Männer!

— Aber nein, wehrte sich Dorettchen.

Ich glaube, dem Vater liegt viel daran, eine von uns an Paul Wiedemann zu verheiraten. Sahst ihr die Augen, die er machte, als er sagte, wir sollten unsere weißen Kleider anziehen

— Constanzchen wird die Sumahlsche Pastorin! Niemand anders als Constanzchen! verschwor sich Luischen.

— Oder du, schlug Dorettchen vor.

Luischens Augen funkelten erregt auf bei dem bloßen Gedanken daran, sie könnte als erste und vor den Schwestern in das ersehnte geheimnisvolle Land der Ehe ziehen.

— Luischen ist zu jung, sagte Constanzchen.

— Nein, nein nein! verteidigte die Kleine ihr Recht auf einen Zukunftsraum. Unsere Großmutter war mit vierzehn Jahren schon verheiratet. Als sie in Birseneeken einzog, hatte sie unter ihrem Aussteuergut ihre Puppen mit, und wenn ihr Alter über Land gefahren war, spielte sie heimlich mit ihnen. Und ihre Finger waren noch so dünn, daß auch der kleinste Trauring nicht an ihnen sitzen wollte, und einmal verlor sie ihn beim Stachelbeereffen, und man hat ihn nie wieder gefunden!

— Ja siehst du, das kommt davon . . .

Aber ich . . . setzte Luischen ein, doch da unterbrach sie Dorettchen, die am Fenster stand:

— Ein Wagen kommt den Berg herauf!

Die drei Mädchen lauschten hinaus, spähten den Weg entlang, der, gleich hinter dem Garten in der Schlucht untertauchend, zwischen Wiesen und reisenden Feldern hingewunden, eine weite Strecke sichtbar war, bis er im Walde verschwand. Den Mädchen bedeutete er, so lange sie denken konnten, die Verbindung mit dem Leben und der Welt da draußen.

Auf ihm kamen die Gäste und brachten Munterkeit und Freude in das Birsenecksche Pastorat; schwerfällig schleppte sich der Jude bergan und breitete die Schätze, die er auf seinen Rücken trug, vor den neugierigen und begehrlichen Augen der Pastoratsfinder aus: Spizen und Bänder, Taschentücher, Rümme, Seife und Schokolade; zweimal in der Woche kam der Briefträger mit der gefüllten Ledertasche den Berg herauf; im Winter schleifte der Kutscher den Weihnachtsbaum auf der Ragge über ihn hin; die Kiste mit Gewürz und Kolonialwaren kam diesen Weg, — und heute, zum ersten Mal, seit die junge Generation in Birsenecken lebte, ein Freiersmann!

Der Wagen war in der Schlucht verschwunden, aber das Rollen klang vernehmlich herauf; mit verhaltenem Atem lauschten die Mädchen ihm entgegen.

— Es ist ein Bauernwagen, er rattert so, sagte Constanzchen.

— Er biegt ein, jubelte Luisechen und flog vor Neugierde und Aufregung fast aus dem Fenster.

Er fährt vorüber! rief Doretchen.

Das Räderrollen wurde schwächer und verklang dann in der Richtung des Gartenzauns.

Wir müssen uns beeilen, mahnte Constanzchen, der nächste Wagen wird es schon sein!

Unten erwachte das Haus indessen aus seiner Mittagsruhe. Ein würziger Duft von starkem Kaffee zog von der Küche her durch die Zimmer. Auf bloßen Füßen eilten die Mägde geräuschlos hin und her und stellten gehäufte Teller frischen Brotes auf den Kaffeetisch; aus der blauen Stube kam die Pastorin und nahm Zwiebacke aus dem großen verschlossenen Blechkasten. Nach der Form ordnete sie sie auf gemalten Tellern: die runden und flachen zusammen, die kaneelbestreuten Stangen für sich allein.

Endlich kamen harte, mißmütige Schritte die blaue Stube entlang, die Pantoffeln klappten unzufrieden, und, die Stirn in verdrießliche Falten gezogen, stieß Pastor Jlesfeld die Eßzimmertür auf.

Die Pastorin ging schnell in die Küche. Wer um diese Stunde kein unumgängliches Geschäft in der Eßstube hatte, mied sie lieber und wartete, bis Pastor Jlesfeld die letzten Schauer des Schlafes von sich geschüttelt hatte. Tag für Tag, Sommer und Winter, seit er Herr in Birsenecken war, stand er um dieselbe Stunde an demselben Fleck, die Hände auf dem Rücken verschränkt, den hagern Körper gegen den Ofen gelehnt und ließ den Kaffeeduft und den Anblick der frischen Rümmeleuchen befreiend und besänftigend auf sich wirken.

Pastor Jlesfeld war ein schöner Mann. Scharf sprang ihm die Nase aus dem Gesicht, und die geraden buschigen Brauen, das Merkmal alter Jlesfeldischer Rasse, ließen die strengen Augen hell und scharf hervortreten. Zug um Zug glich er so dem Porträt des Urgroßvaters, das in der blauen Stube über dem Ledersofa hing und von einem Maler gemalt worden war, dessen Name einst in Kurland berühmt gewesen war, und von dem man noch hin und her ein verblichenes Porträt oder ein Jagdstück, staubbedeckt und von Spinnweben überzogen, auf dem Boden eines Gutshauses oder eines Pastorates finden konnte.

Man erzählte sich, daß, als Pastor Jlesfeld jung gewesen, kein Frauenherz ihm hatte widerstehen können. Es war die Schönheit dieser hellen scharfblickenden Augen im Gegensatz zu den dunklen Haaren und buschigen Brauen und die herbe Bestimmtheit seines Wesens, um die damals, in jenen

Jugendtagen, einem Schatten gleich, eine schwermütige Düsterteit gelegen, die anziehend gewirkt hatte.

Jetzt war alles an ihm hager, streng und scharf. Man fürchtete sich vor ihm, — in freundlich kurischer Art zu leben und leben zu lassen, war nicht Pastor Niefelds Weise.

Während Pastor Niefeld am Ofen stand, fuhren seine Augen durch das Zimmer, zuerst zur Uhr, dann über den Kaffeetisch, und von dort aus zum Fenster hinaus, wo die Sonne warm und goldig über dem Hofplatz lag.

Plötzlich klang seine Stimme hell und scharf durch das Haus:

— Sappe, Marri, Lawise!

Und als die erschrockenen Mägde mit furchtsam gespannten Gesichtern in der Tür erschienen, befahl er kurz, ohne sich aus seiner Stellung zu rühren:

— Tragt den Tisch vor's Haus!

Dann ging er hinter den Mägden her und dirigierte von der Treppe aus ihre Arbeit:

— So, so, so. Vorsichtig auf der Treppe, daß ihr nicht fallt! Marri, du Kalkuhn, nicht mit dem Tisch so weit in die Sonne hinein! Lawise, rück die Stühle gerade, sie stehen schief und krumm...

Ein Feldherrenblick flog über den Hof: es war alles in Ordnung, die Wege geharkt, die Anfahrt gesäubert, die Treppe gescheuert und festlich mit weißem Sand und Kalmus bestreut. Wo aber blieben die Mädchen? Waren die eitlen Frauenzimmer noch immer nicht mit ihrem Puge fertig?

— Constanzchen, Doretchen, Luischen! Sie sollten da sein, wenn der Wagen des Gastes vorfuhr.

Wie ein Schwarm weißer Vögel flatterte es die Bodentreppe hinunter und in die Sonne hinaus. Die drei Mädchen stellten sich vor dem Vater auf.

— Na, zeigt mal her! Die leibhaftigen Gänse seid ihr doch in euren weißen Kleidern, sagte er und lachte grimmig. Daß ihr mir heute freundliche Gesichter macht und euch anständig betragt! Du, Constanzchen, lache nicht laut! Halte dich gerade, Doretchen, und tu auch den Mund mal auf; sitz nicht immer da wie ein Kalkuhn! Du, Luischen, hältst dich zurück, aber wenn du gefragt wirst, gib eine ordentliche Antwort wie ein verständiges Frauenzimmer... So... marschierst mir mal die Treppe entlang! Doretchen, deine Schuhe sind nachlässig gebunden!

Die Pastorin hatte eine Sonntagshaube aufgesetzt und fuhr nun hinter den Mädchen her, strich hier ein Fältchen zurecht und glättete dort eine Puffe, bis Pastor Niefeld befahl:

— Jetzt zupfst du mir nicht mehr an den Kindern herum, ich höre den Wagen schon in der Schlucht!

Da fuhr es den Kindern doch wie Schreck durch die Glieder. Die Zeiten waren noch nicht fern, daß sie, wenn Gäste da waren, nicht zugegen sein durften, sondern nur neugierig und heimlich durch die Hecke guckten, um den vorüberfahrenden Wagen zu sehen, im Winter aber sich in den Pelzen versteckten, um, so oft die Tür im Eßzimmer geöffnet wurde, den blauen Zigarrendampf zu schlucken, der, wie eine neblige Wolke, durch den Raum schwebte, das Klappern von Messern und Gabeln zu hören und das laute, von häufigem Lachen unterbrochene Sprechen.

Fast wünschte man sich jetzt in die glückselige Sicherheit seines Kindererlebens zurück. Es konnte doch eine Änderung sein, die der heutige Tag in

das stille Birseneker Leben brachte, die jungen erregten Herzen klopfen ihr entgegen, und als jetzt Pastor Ilesfeld in seiner bestimmten Weise sagte:

— Das sind die Sumahlschen Pferde, ich hör es am Gange! da standen die drei Mädchen, still und ängstlich, blutübergossen im Hintergrunde der Veranda.

Pastor Ilesfeld aber trat auf die unterste Stufe der Treppe, richtete den hageren Körper noch gerader auf, als er ihn sonst schon trug, so daß er jetzt fast wie eine lange, gerade gezogene Linie wirkte, zog nach seiner Gewohnheit die Brauen ganz zusammen und sah so seinem Gast entgegen.

Pastor Wiedemann, der jetzt schnell aus dem Wagen sprang, war ein kräftiger untersehter Mann mit starkem Bart. Er küßte Pastor Ilesfeld mehrmals mit großer Herzlichkeit und sprach dazu:

— Sei mir begrüßt, lieber Bruder.

— Erlaube, daß ich dich vorstelle, sprach Pastor Ilesfeld, und es war dabei etwas in seinem Ton, daß sogar diesem kindlichen Menschen, der immer und in allen Stücken mit sich zufrieden war, das Selbstvertrauen schwand. Er wurde linksch und verlegen.

Die Pastorin war vorgetreten. Sie bemühte sich ein fröhliches und liebenswürdiges Gesicht zu machen, sie wußte, was von dem heutigen Tage abhing, aber es wollte ihr nicht recht gelingen, und Gesicht und Haltung, selbst das Lächeln wirkten wie aus Holz geschnitten.

Und dieses sind meine drei Töchter, sprach Pastor Ilesfeld weiter, Constanze, Dorette, Luise. Ich habe sie lesen, schreiben und tanzen lernen lassen. Sie sind gebildete Frauenzimmer, aber gehorchen müssen sie trotzdem, das kannst du mir glauben!

Pastor Wiedemann verbeugte sich, ohne daß er die Mädchen dabei ansah.

— Ich glaube, er will gar nicht eine von uns heiraten, dachte Doretchen und seufzte heimlich erleichtert auf. Pastor Wiedemann gefiel ihr nicht. Sie hatte sich eine ganz andere Vorstellung von dem Manne gemacht, der einmal nach Birsenekern kommen würde, um nach einer der schönen Schwestern zu freien. Wenn der auf Freiersfüßen ging, so sah man es ihm jedenfalls nicht an . . .

Unterdessen hatte der Wagen umgewendet und fuhr langsam dem Stalle zu. Ein brauner Hühnerhund lief ihm nach, aus dem Fond ragte eine Flinte in die Luft.

Pastor Ilesfeld zog die Brauen zusammen und riß sie dann gleich wieder drohend in die Höhe; das tat er immer, wenn er mit irgend etwas unzufrieden war.

Jetzt mißbilligte er die Jagdpassion des Sumahlschen Pastors.

— Sind Räuber auf dem Wege zwischen Birsenekern und Sumahlen? fragte er und sah spöttisch hinter dem Wagen her.

— Räuber nicht, aber Enten . . . Enten . . . sagte Pastor Wiedemann und die Jagdlust blitzte in seinen Augen. Da unten der Teich am Wainegesinde. . . . Pastor Wiedemann stockte, weil sich die Brauen wieder drohend in die Höhe zogen. —

Der Kaffee zog sich in die Länge, die Brotteller waren geleert, die Sonne sank nach Westen, das alte Ziegeldach des Birseneker Pastorats glühte rot auf zwischen den grünen Lindenzweigen, und den Mädchen wurden die Glieder schwer vom langen Sitzen. Die Unterhaltung wurde ausschließlich von den Männern geführt. Die Pastorin hatte sich ihr Strickzeug geholt und

lächelte, während ihr die Sonne über die geschäftig hin und herfahrenden Nadeln bligte, verloren in die Unterhaltung hinein.

Er war niemand recht froh während dieses Kaffees, zu erdrückend in seiner strengen Feierlichkeit saß Pastor Ilesfeld am Ende des großen Tisches.

Er fragte Paul Wiedemann nach Amt und Gemeinde, aber das geschah alles im Ton eines peinlichen Verhörs. Je länger die Mahlzeit dauerte, desto unbehaglicher wurde es Paul Wiedemann ums Herz, er hätte diese Fahrt nach Birsenneeken verwünscht, wenn ihm nicht die drei Mädchen am unteren Ende des Tisches, und unter ihnen ganz besonders die eine mit den dunkeln Haaren und dem runden Gesicht, so gut gefallen hätten.

— Die soll es sein! beschloß er still für sich und sah wieder und wieder zu Doretchen hin. Hübsch ist sie, wohlgezogen, aus guter Familie . . . und mit dem Alten werde ich mich auch schon zu stellen wissen . . .

Pastor Ilesfeld beobachtete unterdessen die Richtung, die Paul Wiedemanns Blicke nahmen, mit großer innerer Zufriedenheit, aber er ließ sich durchaus nichts merken.

Er hob die Mahlzeit auf und befahl den Mädchen, die mit gesenkten Augen hinter ihren Stühlen saßen:

— Tragt das Kaffeegeschirr ab und laßt zum Abend hierselbst decken! Dann ging er mit seinem Gast in den Garten hinunter.

Bald saß man wieder beim Essen.

Der Abend war warm und still, im Westen malte sich ein roter Streifen über dem Waldbrande und leuchtete fern herüber.

Pastor Wiedemann, der sein gewöhnliches Selbstvertrauen fast wiedergewonnen hatte, brachte das Gespräch auf das Birsenneeker Herrenhaus.

— Wie ist es denn da jetzt? fragte er.

Ach immer dieselbe Geschichte! sagte Pastor Ilesfeld und hatte einen ärgerlichen Ton in der Stimme. Es verfällt mehr und mehr . . . Ich ärgere mich so darüber, ich fahr da überhaupt nicht mehr vorüber. Der Birsenneeker ist immer im Auslande, in Paris, in Rom, Gott weiß wo. Ich glaube er weiß gar nicht mehr, wie ein kurisches Roggenfeld aussieht! —

— Gestern erzählte mir der Sumahlische, daß Ulrich Märzendorff in Birsenneeken ist . . . sagte Pastor Wiedemann.

Pastor Ilesfeld riß die Augenbrauen in die Höhe und sah Pastor Wiedemann mit seinen hellen Augen fast drohend an.

— Ulrich Märzendorff in Birsenneeken! rief er aus. Was hat Ulrich Märzendorff in Birsenneeken zu suchen? Gott bewahre die Gegend vor dieser Plage! Wie steht es denn jetzt mit ihm?

— Immer dasselbe Elend. Einmal hieß es, er habe im Auslande eine Anstellung gefunden, in München oder in der Schweiz, aber dann muß es doch wieder nichts gewesen sein, der Birsenneeker hat ihn in Berlin getroffen halb am Verhungern, und nun sitzt er hier und schreibt irgend eine Familiengeschichte für den Birsenneeker, einen Roman oder Gott weiß was sonst.

Trinkt er eigentlich auch?

— Er soll wohl eine Zeit lang stark getrunken haben, jetzt aber hat er es aufgegeben. Aber er tut nichts, arbeitet nicht, sitzt fremden Leuten auf dem Halse und fällt ihnen zur Last.

— Der alte Märzendorff kann einem leid tun, der Sohn muß ihm als schweres Kreuz auf der Schulter liegen. Aber wie konnte er den Unsinn auch

zulassen! Mir hätte mein Sohn damit kommen sollen: ich will Dichter werden . . . und Pastor Ilesfeld lächelte grausam zu dieser Vorstellung.

Er soll aber wirklich hübsche Gedichte machen, warf die Pastorin in das Gespräch.

— Hübsche Gedichte, sagte Pastor Ilesfeld mit einem Achselzucken. Ich mach auch hübsche Gedichte! Halt ich mich darum für einen Dichter? Ist Gedichtemachen mein Lebensberuf? Ist es würdige Männerarbeit, am Tage verschlafen herumgehen und am Abend am Schreibtisch sitzen und Gedichte schreiben! Das war bis jetzt bei uns in Kurland nicht die Mode, und soll es auch, so Gott will, nie werden . . . Für unsere Söhne gibt es Männerarbeit genug im Lande!

Alle schwiegen und Pastor Ilesfeld hob die Mahlzeit auf. Auf der Gartenveranda wurde ein Kartentisch aufgeschlagen, und Pastor Ilesfeld setzte sich mit seinem Gast und seiner Frau zu einem Spielchen zusammen. Die Mädchen hockten unterdessen eng aneinandergeschmiegt auf der obersten Treppe, und ihr kindisches Geflüster mischte sich lustig mit dem fernen Schreien der Wachtel im nahen Roggenfelde und dem Quaken der Frösche, das aus dem kleinen dicht verwachsenen Teich unten am Hang schläfrig heraufzog, und klang so mit all den lieben Abendgeräuschen zusammen zu einem friedlichen Schlummerliede der Natur.

Von den Wiesen am Fluß stiegen indessen weiße Nebel und über die See hob sich der blasser Mond des frühen Jahres.

— Ihr geht zu Bett, befahl Pastor Ilesfeld seinen Töchtern, und gehorsam erhoben sich die Mädchen. Aber in der glücklich erregten Stimmung dauerte es noch eine geraume Weile, ehe sie in den Betten lagen. Vorsichtig schlüpfen sie über den Boden bis zu dem halbbrunden Fenster, dort hatten sie sich heimlich eine leichtsinnige Schaukel gemacht, und nun schwangen die weißen Gestalten übermütig hin und her, bald hinausschwebend in das gelbe Mondlicht, dann wieder untertauchend in die Dämmerung des Bodenraums. Wäre um diese Stunde ein Fremder an dem Birseneker Hause vorübergewandert, er hätte wohl gemeint, ein Elfenreigen sei aus dem Sumpf heraufgekommen und tanze um den Boden des alten Hauses.

Dann klang Räderrollen durch die Nacht. Pastor Wiedemann fuhr spät nach Hause.

— Im Herbst ist Hochzeit! Im Herbst ist Hochzeit! riefen die Mädchen und schlüpfen unter die Decken. Dann wird in Birseneken getanzt, daß die Flieder fliegen! Ein Fest! Ein Fest! wie es noch niemand in Kurland gesehen hat!

Zweites Kapitel.

Am nächsten Tage zur Kaffezeit sagte Pastor Ilesfeld: Doretchen, du gehst heute zum Schmied und bestellst ihn mir hierher. Morgen um fünf soll er oben sein. Du gehst mir aber nicht vor sechs aus dem Hause und nimmst den Sonnenschirm mit, daß du dir keinen Sonnenstich holst bei der Hitze. Ich will keine rote Nase sehen. Und du gehst durch den Park, man soll meine Töchter nicht allein auf der Landstraße herumlaufen sehen! — Doretchen sah den Vater, während er sprach, gespannt an, so als erwarte sie etwas von ihm, und auch Constanzen und Luise machten bittende Augen. Weil aber der Vater nichts weiter sagte, sondern mit seinen harten Schritten auf die Tür zuzug, wagte das feste Constanzen sich mit einer Bitte hervor:

— Dürfen Luise und ich nicht auch mit?

Der Vater wandte sich nicht einmal um, er sprach im Gehen vor sich hin:
— Ich habe heute Mittag bestimmt, daß ihr der Mutter bei den Bohnen helft.

Constanzchen senkte beschämt den Kopf, aber da half keine Widerrede. Als die alte Uhr im Eckzimmer sechs schlug, setzte Doretchen ihren weißen Strohhut auf, band die rosa Bänder unter dem Kinn zusammen, holte ihren geblühten Sonnenschirm aus seiner Ecke und machte sich auf den Weg. Aber schon vor der Herberge blieb sie stehen. Es war ihr eingefallen, daß sie Baltemusche lange nicht mehr besucht hatte.

Niemand kannte das Birfenecker Pastorat ohne Baltemusch. Einmal war sie die Hofmutter gewesen, nun saß sie alt und erblindet in einem Winkel der Herberge, spann Wolle und wackelte mit dem Kopf, vergangener Tage gedenkend.

Wie ein fröhlicher Sonnenstrahl glitt Doretchen durch das dunkle Zimmer. Durch die blinden, verklebten Scheiben drang wenig Licht hinein, und nur wenn die Tür geöffnet wurde, stieß ein frischer Luftzug durch den schwülen Raum.

— Ist das Fräulein Doretchen, die da kommt, oder eine andere von den Fräuleins? fragte Baltemusche.

Ich bin es, Baltemusch, du erkennst mich immer richtig am Schritt! Da legte die Blinde die Hände in den Schoß und lächelte glücklich. Kommen Sie näher, Fräulein Doretchen, damit ich Ihnen Ihre Händchen küssen kann.

Doretchen trat schnell neben den Stuhl der Alten und streckte ihr die Hände hin. Vorsichtig tastete die Blinde an ihrem Armel hinauf und küßte ihn dann ehrfürchtig unterhalb des Ellbogens.

Gott segne und beschirme Sie, Fräulein Doretchen, sprach sie feierlich. Wenn Sie zu mir kommen, das ist wie ein Sonnenstrahlchen mitten im Winter.

— Du solltest an die Luft hinaus. Es ist heiß hier und die Luft ist schlecht!

Was soll ich draußen? Die Sonne ist nichts für uns Alte, sie ist nur für die Jungen. Als ich jung war, bin ich genug durch die Sonne gesprungen, jetzt bin ich alt, und alte Menschen gehören in die Stube. Mir ist nicht gut heute, mir ist gar nicht gut. . . .

— Was hast du denn?

— Gott weiß, was es ist, ich bin zu viel allein, den ganzen Tag allein, vom Morgen bis zum Abend. Wer kann sich auch in der Heuzeit um ein altes blindes Weib kümmern? Schwiegertochter steckt ja wohl ab und zu den Kopf durch die Tür, fragt: wie gehts, Schwiegermutter? Nu wie soll es einem alten blinden Weibe gehen! Dunkel, dunkel, immer dunkel.

— Du sollst dich in den Blumengarten setzen, sagte Doretchen, da ist viel Sonne!

— Nein, Fräulein Doretchen, das soll niemand der alten Baltemusche nachsagen, daß sie sich im Herrschaftsgarten auf eine Bank gesetzt hat! Nein das soll ihr niemand nachsagen!

— Nun wenn du nicht willst, mußt du schon hier bleiben!

— Mir ist nicht recht, mir ist gar nicht recht, jammerte die Alte, es liegt Gewitter und Unglück in der Luft.

— Der Himmel ist klar, sprach Doretchen sorglos.

— Es kommt ein Gewitter, beharrte die Alte. Hat man je gehört, daß es im Juni schon so heiß ist? Das hat nichts Gutes zu bedeuten, da ver-

brennt das Korn auf den Feldern. Einmal, vor fünfzig oder sechzig Jahren, da hatten wir auch die große Junihize, da regnete es am Siebenbrüderstage, und von da ab jeden Tag, den der Herrgott schenkte, bis in den September hinein; das Korn verfaulte und die Kartoffeln, und der Fluß trug das Heu davon. Es war ein böses, böses Jahr. . .

— Hab nicht so schwere Gedanken, Baltemusch, mahnte Dorettchen und griff nach ihrem Sonnenschirm. Ich gehe jetzt. . .

— Wo will Fräulein Dorettchen hin?

— Ich gehe zum Schmied. . .

Die zitternden Hände der Alten tasteten durch die Luft, als wollten sie Dorettchen fassen und halten.

Gehen Sie nicht, Fräulein Dorettchen, gehen Sie nicht! flehte sie weinerlich. Man darf nicht ausgehn, wenn so viel Gewitter und Unglück in der Luft ist!

Der Herr Pastor hat es befohlen. Leb wohl, Baltemusch!

Da seufzte die Blinde nur und setzte ihr Spinnrad wieder in Bewegung. Fröhlich vor sich hinstummend, in sorgloser Verträumtheit ging Dorettchen unter dem geblühten Sonnenschirm den heißen baumlosen Weg entlang, schlug dann den Schirm zusammen und wandelte im Schatten der Kastanienallee bis zum Herrenhause. Hier blieb sie stehn und staunte durch das Gittertor das Wunder von Birseneecken, die Rosen, an.

Es war alles tot auf dem Birseneecker Herrenhofs. Alljährlich segten die schweren Herbst- und Frühlingswinde ein paar Ziegeln mehr vom Dach herunter, immer stärker neigte sich der Blitzableiter, einst das Staunen und die Bewunderung der ganzen Gegend, auf die Seite, der Draht hing zersezt die Mauer entlang; die Fensterscheiben waren blind und zererschlagen, Schnee und Regen fuhren durch sie herein, und Nebel und Feuchtigkeit sezten sich grün an die Wände; der zierliche Stuck, der die lange Fassade einst putzte, lag am Boden. Nur die Rosen lebten.

Zweimal im Jahr konnte man den Gärtner des Birseneecker Grafen über den Hof gehen sehn: im Herbst, um die Beete und Spaliere mit Moos und trocknen Lannenzweigen zu bedecken, im Frühjahr, um die Stöcke zu pflropfen und die toten Äste zu entfernen.

Eine halbrunde Rosenhecke umschloß den Rasenplatz vor der Freitrepppe; üppig und verwildert glühten hier die vollentsfalteten Rosenkelche zu Tausenden aus dem grünen Blätterwerk hervor. Rote und weiße Kletterrosen rankten am Spalier die Hauswand hinauf. Sie kamen nur selten fort in dem rauhen Landstrich, aber an der windgeschützten, sonnenbeschienenen Südseite des Birseneecker Herrenhauses stiegen sie übermütig in die Höhe und erreichten fast das Dach; zu zweien und zu dreien oder in dichten Büscheln schwangen sie sich fest in die Höhe, fielen zurück und strebten weiter, warfen sich in die verödeten Fenster hinein und guckten neugierig in die Dachrinne: es war als könnten sie sich nicht genug tun an wildem, üppigem Blühen und Duften. Unter den Fenstern des Hauses streckten sich dichte Büsche von Mädcheneröten und zierlich runden Pfingströschchen, aus den Beeten aber, die über den Rasenplatz verstreut waren, hob sich die seltenste Pracht: neben der stolzen La France und scheu verhüllten Moosröschchen senkten die blaffen, vornehmen Maréchal Niel die müden Köpfe zur Erde.

Von niemand gesehen, von niemand geliebt, allein vom Winde geküßt und vom Sonnenschein, lebten und blühten in dem verwahrlosten Garten

Tausende von Rosen ihr kurzes glückseliges Blütenleben und verhauchten ihren Duft verschwenderisch in die Sommerluft.

Einst waren sie der Stolz und die Freude der jungen Frau Gräfin gewesen. An jedem schönen Sommermorgen hatte sie ihren Kaffee auf der Freitreppe unter den Rosen getrunken und dann viele Stunden träumend dageessen, die Hände im Schoß.

Doretchen mußte sich ordentlich einen Stoß geben, um nicht am Parkgitter festzuwachsen. Eilig ging sie weiter, spähte flüchtig in Blimbergs Fenster hinein, das im Erdgeschoß lag und ein freundlich bewohntes Aussehen hatte, und warf dann einen scheuen Blick nach der Herberge hinüber. Dort saß heute wie alle Tage der „dumme Graf“, wie das Volk ihn nannte, auf seiner Bank in der Sonne. Er war der jüngere Bruder des Grafen, ein armer Tor, von Verfolgungswahn und ewiger Angst gepeinigt. Stumpf vor sich hinbrütend, verdämmerte er sein armseliges Leben auf dem verödeten Hofe. Er trug eine blaue Schirmmütze wie ein Bauer und abgetragene Kleider, aber als er sich nun erhob und das fremde Wesen, das wie ein scheues Elfschen an ihm vorüberhuschte, mit ritterlichem Anstande grüßte, da zeigten die festgefügteten Glieder und die kühnen scharfen Züge den Abkömmling eins vornehmen und herrischen Geschlechts.

Doretchen neigte das Köpfchen, lächelte zart und ein wenig ängstlich und bog dann nach links ab, in den Park hinein.

Sehr ungern ging Doretchen allein durch den Birseneeker Park. Es war so schwül da, die Luft hing sich zwischen dem dichten Buschwerk und immer wieder bligte der stille schwarze Teich durch die Birkenstämme. Sie atmete auf, als sie die Bäume hinter sich hatte und durch die stillen sommerüberfluteten Felder den Weg zur Schmiede ging.

Als sie wieder auf dem Heimwege war, neigte sich die Sonne schon dem Untergange entgegen. Doretchen ging jetzt eilig, das leichte Kleid wippte und tanzte um sie bei der schnellen Bewegung. Sie hatte sich beim Blumenpflücken aufgehalten, einen lustigen Strauß von Mohn und leuchtenden Kornblumen führte sie mit sich.

Als sie in den Park kam, lief sie schneller, es dämmerte schon abendlich, nur hin und wieder fiel noch ein roter Sonnenfleck durch das dichte Laub über den Weg. Die Hänge hinan faulte hier braunes Winterlaub, der modrige Geruch mischte sich mit dem frischen Heuduft, der rings aus den Wiesen stieg.

Die Wege waren schwarz und feucht und wurden glitschig, sobald es regnete. In den Abendstunden krochen große schwarze Schnecken über sie, und Kröten hüpfen vorüber. Dann wichen die Bäume auf einer Seite zurück und gaben den Blick auf eine weite Rasenfläche frei, die in einer leichten Senkung zum Teich hin abfiel. Über der stillen, schwarzen, mit Binsen und Kalmus bestandenen Fläche sah man das jenseitige Ufer wieder ansteigen, von woher die Birken weiß herüberschimmerten.

Doretchen war bis jetzt gelaufen, nun blieb sie plötzlich stehen. Auf der weißen Bank unter den hohen Birken saß ein Mann. Es war aber kein Bauer, der hier nach heißem Gange die müden Glieder ausruhte, sondern ein feiner Herr, in einem fremdländischen Anzuge, so wie ihn hierzulande niemand trug. Mit steifem Arm hielt er sich in gemessener Entfernung ein kleines Buch vor die Augen und las anscheinend aufmerksam und versunken darin.

Ganz erschrocken starrte Doretchen ihn an, unerschrocken, ob sie es wagen sollte, an dieser seltsamen Erscheinung vorüberzugehen. In diesem Augenblick

gerade machte der Mann eine Bewegung, die erhobene Hand sank auf das Knie, seine Augen starrten auf die Wiese, als sähe er etwas Seltsames und nur ihm Sichtbares über sie gleiten, dann wandte er den Kopf und bemerkte Dorettschen.

Freundlich lächelte er zu ihr hinüber. Dorettschen, heiß erröthet, wagte nun erst recht keinen Schritt zu tun.

Da stand der fremde Mann auf, trat schnell neben sie, und das schüchterne Kind an die Hand fassend, führte er es zur Bank.

Zögernd setzte sie sich zu ihm.

— Ich kenne die Demoiselle bereits, sprach der Fremde und sah dabei Dorettschen fragend und aufmerksam ins Gesicht. Ersten, als sie durch den Park ging, bin ich ihr nachgegangen, bis sie mir im Kornfelde verschwand. Da dachte ich, es wäre die Roggenmuhme gewesen oder sonst eine schöne Fee. Ich hoffe die Demoiselle ist mir deswegen nicht böse, denn wenn man die Schönheit am Wege trifft, darf man ihr wohl von Ferne nachwandeln.

Dorettschen hob die Augen zu dem Fremden und lächelte schüchtern. Der Mann hier war ganz anders, als alle Menschen, die ihr bis jetzt begegnet waren. Auch seine Sprache hatte einen fremdländischen Anklang, und was er sagte, klang schön und seltsam, als läse er ihr ein Gedicht aus seinem kleinen Buche vor.

— Ich glaube, ich habe die ganze Zeit auf die Demoiselle gewartet, bis sie endlich heute zu mir gekommen ist. Sie ist die Fee, und Birseneken das verzauberte Schloß, in dem die Märchenrosen blühen. Aber die Demoiselle ist schöner als alle Rosen, denn sie ist ein liebes Menschenkind.

Da hob sich ein Singen und Klingen in Dorettschens Ohren und ein Klopfen in ihrem Herzen. Sie wußte nicht mehr, daß sie Dorettschen Ilesfeld war, ihr ganzes kleines Leben versank, und die aufgerissenen Kinderaugen sahen staunend und erschrocken in eine fremde, wunderreiche Welt hinein.

— Es ist einsam in Birseneken, sprach der Fremde weiter. Weiß die Demoiselle schon, was es heißt, der Einsamkeit preisgegeben zu sein? Niemand zur Gesellschaft zu haben, als die Gedanken, die höllischen Gefährten? Kennt sie die Geister der Vergangenheit, alle die Schrecken eines fremden, längst vergangenen Seins, die aus verfallenen Räumen sprechen? Und dabei nicht die Kraft in sich zu fühlen, Herr über sie zu werden im Kunstwerk! Nein, die Demoiselle weiß von alle dem nichts, sie kennt es nicht anders, als daß man von aller Welt beschützt und verwöhnt wird und behutsam auf Händen getragen!

Hinter dem Park ging die Sonne unter, vom Horizont hob sich ein leichter Dunst, ein rotes Gewölk säumte ihn zackig, langsam wuchs er höher und stand bald als bläulicher Hintergrund gegen die hellen Stämme.

Sollte Baltemusche recht behalten und ein Gewitter kommen? Aber das war nicht die Birseneker Gewitterecke. Dorettschen rührte sich nicht von ihrer Bank. Der Fremde wies mit der Hand nach den Wolken.

— Hat die Demoiselle schon die Berge gesehen? Nein, sie kennt von der Welt nichts, als die Tannenwälder und Wiesen um Birseneken. Wie die Wolken dort wachsen die Berge, ein Wunder Gottes, unvermutet aus der Ebene empor! Zitternd steht man vor ihnen, wie vor dem Schicksal, und sie sind erbarungslos, wie das Schicksal. Sie zeigen einem die Größe und jede Höhe, und bannen einen zugleich in die Tiefe . . . Verstehen Sie, daß das Leiden sind?

Ein kühler Wind strich durch die Birken, zitternd schwebten die leichten Blätter und flüsternten leise. Feuchte Nebel zogen vom Teich herüber, ein Frosch quakte auf und verstummte . . .

Die Sonne ist untergegangen, Dorettchen! Lange haben die Schwestern über den Zaun geguckt, den Birseneker Weg entlang, — wo bleibt Dorettchen? Nun stehen sie mit gefalteten Händen hinter ihren Stühlen, der Vater spricht das Tischgebet, mit geneigten Köpfen stehen die Mägde an der Thür, dampfende Schüsseln in den Händen, — wo bleibt Dorettchen?

Dorettchen sitzt wie verzaubert auf der weißen Bank unter den Birken und hat Heimgehen und Abendbrot und des Vaters Zorn vergessen. Sie lauscht in Traum und Seligkeit der Stimme eines fremden Mannes, die lauter traurige und unverständliche Dinge zu ihr redet.

— Die Demoiselle weiß wohl, mit wem sie die ganze Zeit über spricht? fragte er nun.

Dorettchen schüttelte den Kopf. Es war ihr wohl, wie sie sich zu dem Fremden setzte, eine traurige Ahnung dämmernd durch den Sinn gezogen. Es war gestern nicht das erste Mal gewesen, daß sie von Ulrich Märzendorff hatte sprechen hören. Sie hatte ihn sich nie anders, als einen Bagabunden vorstellen können, einen Mann mit zerlumpten Kleidern und traurig verkommenen Zügen. Der Fremde neben ihr war aber viel vornehmer gekleidet, als die meisten Herren, die in das Birseneker Pastorat kamen, sein Gesicht war rein und traurig und die Hände schlank und zart und gepflegt. Nein, so konnte Ulrich Märzendorff, der verkommene Mensch, nicht aussehen! Wie hätte sie auch jemand so beleidigen können, ihm zu sagen, sie hielt ihn für Ulrich Märzendorff, dessen Name in Kurland nie anders als mit Kummer und Berachtung genannt wurde!

Nochmals schüttelte sie den Kopf.

So muß ich selber der lieben Demoiselle meinen traurigen Namen nennen, sprach der Fremde gepreßt.

Ich bin Ulrich Märzendorff, der unglückliche verbummelte Mann, der, von seinem Vater verstoßen, durch die halbe Welt gezogen ist, ein unwillkommener Gast, wo er sich zeigt . . .

Dorettchen senkte den Kopf tiefer, der Unglückliche sollte nicht sehen, daß es wie Schreck über ihr Gesicht flog. Sie wagte nur noch ganz verstohlen ihn anzusehen.

Sein Gesicht war noch jung, trotz der Falten auf der Stirn und der tiefen Furchen, die sich von der Nase abwärts zum Munde zogen. Die grauen Augen waren matt und so traurig, als sähen sie in lauter schmerzliche Dinge hinein. Größer und größer wurde das Mitleid in Dorettchen und leuchtete aus ihren unschuldigen Augen warm und segnend in das Herz des gebrochenen Mannes hinein.

In aufwallender Dankbarkeit faßte er ihre Hände und strich zart über sie.

— Wie gut sie ist, die liebe kleine Demoiselle, sprach er warm, sie ist das Beste, was mir seit langer Zeit begegnet ist.

In der feuchten Niederung am Teich begann die Nachtigall im Erlengebüsch zu schlagen. Da fiel es Dorettchen ein, daß es für sie längst Zeit war heim zu gehen, denn der Abend kam, und sie stand zögernd auf.

— Ich sehe, daß die Demoiselle gehen will, sagte Ulrich Märzendorff. Ich will sie nicht zurückhalten. Ulrich Märzendorff ist ein trauriger Gesellschafter; wo er ist, da ist lauter Schatten und Dunkelheit. Und nun bitte ich noch, daß die liebe Demoiselle mir ihren Namen nennt, damit ich weiß, an wen ich denken darf in den vielen einsamen Stunden . . .

— Ich bin Dorettchen Jlesfeld, sagte das Mädchen und lächelte dazu so

stolz und strahlend, als verkünde sie Ulrich Märzendorff damit ein großes Glück. Er nahm ihre Hand, küßte sie ehrfürchtig, und wie im Traum ging Dorettchen davon. Aber an der Stelle, wo der Weg in die Bäume hineinbiegt und man die Sichtung aus den Augen verliert, mußte sie sich noch einmal zurückwenden. Da saß Ulrich Märzendorff noch auf der Bank, wie er vordem da gefessen, das kleine Buch in der Hand, und sah ihr lächelnd nach.

Dorettchen, mit Blut übergossen, verschwand schnell hinter den Bäumen. Eilig ging sie ihren Weg, sah nicht, daß der „dumme Graf“ sie wieder grüßte, nicht daß die Blimberg ihr nachschaute, verwundert und gekränkt, daß Dorettchen nicht einmal einen Blick übrig hatte für ihr Fenster. Aber am Parktor blieb sie stehen. Die Rosen glühten und leuchteten im Sonnenuntergangslicht und dufteten betäubend. Was konnte man im ganzen Lande Schöneres sehen, als die Birseneker Rosen in der Blüte? Aber Ulrich Märzendorff hatte sie noch schöner genannt, als alle die verzauberten Blumen . . .

Da ging Dorettchen ein Schauer beglückender Seligkeit durch die Glieder, das Herz klopfte ihr, und sie lief den Weg entlang, als hätte sie Flügel unter den Sohlen, und trat erhitzt und atemlos, die Augen noch voller Seligkeit und Träume, in das Eßzimmer. Gerade sprach Pastor Ilesfeld das Schlußgebet. Da kehrte Dorettchen aus ihrem Zauberlande in die Wirklichkeit zurück. Sie erschrak nun doch ein wenig, drückte sich wie schußsuchend an die Wand und faltete die Hände, während ihre Augen unruhig zum Vater wanderten.

Nachdem er das Gebet gesprochen, wandte er sich scharf nach ihr um:

— Wenn ich sage, du sollst zum Schmied gehen, dann heißt das nicht, daß du stundenlang bei der Blimberg sitzt und dir von ihr dummes Zeug vorschwätzen läßt! Das nächste Mal bist du pünktlich wieder da, hast du mich verstanden? Damit ging Pastor Ilesfeld aus der Thür.

— Du bist gnädig davongekommen, sagte Constanzenchen. Der Vater ist heute im Grunde rosigter Laune. Er hat wohl die Augenbrauen in die Höhe gerissen, als er sah, daß du nicht da warst, aber er hat darum nicht viel Worte verloren . . .

Constanzchen sah nach der Thür, legte sich über den Tisch und flüsterte:

— Es war ein Sumahlenscher Knecht da, er hat dem Vater einen Brief gebracht. Der Vater hat ihn im Studierzimmer gelesen, und als er herauskam, da strahlte sein Gesicht wie die Sonne, nicht Luischen, wie die Sonne?

— Ja, bestätigte die Kleine und beschrieb mit den Händen einen Kreis in der Luft, ja! so . . .

— Was meinst du wohl, Dorettchen, was in dem Brief gestanden hat?

— Ich weiß es nicht, sagte Dorettchen gedankenlos.

— Nun wir wissen es auch nicht! Oder wir wissen es doch! Ja, wir wissen es ganz genau!

— Ja, ja, ja, rief Luischen und tanzte durch die Stube.

Es liegt was in der Luft! rief nun wieder Constanzenchen. Baltemusch sitzt im Winkel und prophezeit ein Unglück, und Sappe träumt nur noch von Hochzeit. Wer hat nu recht?

— Sappe! Sappe! schrie Luischen. Ihre Träume gehen immer in Erfüllung! Es gibt Hochzeit in Birseneken! Hochzeit!

Dorettchen lief den Schwestern davon. Sie ging in die Lindenlaube am Ende des Gartens und stieg dort auf die Bank. Von hier konnte man zwischen den niederhängenden Zweigen des alten Baumes den Westgiebel des Herrenhauses aus dunkeln Baummassen steigen sehen.

Regungslos stand Doretchen da und starrte hinüber, bis es Nacht wurde.

Die Wetterwolke hatte sich gehoben. Es zuckte zuweilen in ihr auf und flammte unruhig durch die Luft.

Lange stand Pastor Niefeld auf der Gartentreppe und sah ins Wetter, aber es kam nicht herauf; bald lag das Haus im Schlaf.

Nur Doretchen wachte. Leise regte der Nachtwind die Gardinen, unruhig flimmerte das ferne Wetterleuchten über sie hin; der Mond trat aus den Wolken, helle Flecken fielen auf die Diele und auf Doretchens weiße Decke. Dann sank die Gewitterwolke an den Horizont, im stillen gelben Licht schlummerte die Erde, während der rote Streifen über dem Walde sich langsam von Westen nach Osten zog und immer heller, immer glühender zu leuchten begann. Die Sonne ging auf, und im Hof begann das Leben. Mit einem lang hinhallenden Schrei trieb die Viehmagd die Kühe aus dem Stall; der Ziehbrunnen knarrte, und mit lautem Geschnatter zogen die Enten unter dem Fenster vorüber zum Teich.

Da erst sank Doretchens Kopf, matt von all der heimlichen Seligkeit, in die Kissen, und sie schlief fest bis in den hellen Morgen.

Drittes Kapitel.

Drei Tage sehnte sich Doretchen nach Ulrich Märzendorff, daß sie meinte, das Herz müsse ihr darüber in Stücke gehen. Nach der ersten selig durchwachten Nacht hatte sie wohl gemeint, sie hätte genug an dem süßen Erinnerungsspiel, das träumend immer wieder denselben Weg durchlief von dem Augenblick an, wo sie den Fremden unter den Birken gesehen, bis dahin, wo er abschiednehmend ihre Hände küßte. Als sie aber dann am Nachmittag in der heißen Lindenlaube saß — die Bienen summten schläfrig um die aufbrechenden Lindenblüten und die Luft schwebte zitternd über den Feldern — und ihre Gedanken wollten wieder auf dem geliebten Wege wandern, da war plötzlich ein Schleier da, der die Dinge undeutlich machte, Ulrich Märzendorffs Gesicht verwischte sich, und nur aus weiter Ferne klangen seine Worte zu ihr.

Da wurde es Doretchen klar, daß sie ihn wiedersehen mußte. Sie begann sich die verschiedensten Möglichkeiten auszumalen, die sie wieder in seine Nähe bringen konnten: vielleicht hatte der Schmied den Auftrag vergessen und der Vater schickte sie wieder hinauf. Aber der war am Nachmittag pünktlich um fünf oben. Wer hätte auch gewagt, einen Befehl von Pastor Niefeld zu vergessen? Sie fragte die Schwestern, ob sie nicht Lust hätten, wieder einmal zur Blimbergen zu gehen, — lange schon waren sie nicht mehr da. Aber die lachten Doretchen aus: Bei dem schönen Sommerwetter setzte man sich doch nicht in Blimbergs enge, heiße Stube! Sie wollten nach dem Marremorast, der Kutscher hatte dort neulich im Vorüberfahren die schönsten Wasserlilien gesehen.

Geduldig ging Doretchen mit den Schwestern den heißen weiten Weg, während die Angst, Ulrich Märzendorff könnte unterdessen im Pastorat gewesen sein, sie bis zu Tränen quälte. Die Schwestern sprachen nur von Pastor Wiedemann und neckten Doretchen mit ihm.

In dem Brief, den der Sumahlsche Knecht vorgestern heraufgetragen, mußte wohl gestanden haben, daß Pastor Wiedemann Ernst machte mit seiner Absicht, um eines der Birsenes'schen Mädchen zu freien, der Vater hatte

darüber eine Bemerkung fallen lassen, und auch zu verstehen gegeben, daß Dorettchen die Erwählte war. Es war Constanzen nicht schwer gefallen, ihre Gedanken an eine Heirat mit Paul Wiedemann in den Wind zu schicken. Hätte er sie gewollt, das kluge praktische Constanzen hätte sich nicht lange besonnen; wer freute sich denn nicht, wenn er jung unter die Haube kam? Aber seit sie ihn gesehen hatte, so fertig, so ganz und gar mit seinen Männerangelegenheiten beschäftigt, daß es gar schwer fiel, ihn sich als Liebhaber zu denken, meinte sie, das große Glück des Heiratens dürfte schon eine andere Gestalt wählen, wenn es zu Constanzen Ilesfeld nach Birseneeken kam!

Dorettchen hörte nicht auf das, wovon die Schwestern sprachen.

— Wenn ihr wüßtet, . . . wenn ihr wüßtet, . . . schwirrten ihre Gedanken heimlich in das lustige Geplauder hinein, wenn ihr wüßtet, was Dorettchen, das dumme Dorettchen, alles erlebt hat!

Zum ersten Mal im Leben hatte sie ein Geheimnis, und sie fühlte mit Schrecken und Seligkeit, wie sich das als trennende Mauer zwischen sie und ihre Umgebung schob. Unter all den andern lebte sie jetzt ganz allein ein süßes, eignes, qualvolles Leben.

Am dritten Tage, am späten Nachmittag, kam Ulrich Märzendorff ins Pastorat und wurde kühl und förmlich empfangen.

Es dauerte lange, bis Pastor Ilesfeld kam, um seinen Gast selbst zu begrüßen. In der blauen Stube führte die Pastorin unterdessen die Unterhaltung, die sich nur mühsam vom Flecke schleppte, denn sie war ängstlich bemüht, alles zu umgehen, was den unglücklichen jungen Mann, der in gedrückter und schlaffer Haltung vor ihr saß, an seine trübe Lage erinnern konnte.

Dann kam Pastor Ilesfeld. Eine erdrückende Feierlichkeit lastete über ihm, hochmütig reichte er seinem Gast die Hand und ließ die Augen scharf und mißbilligend auf seiner Kleidung ruhen.

— Man sieht Ihnen an, daß Sie im Auslande waren, begann er das Gespräch, seit wann sind Sie wieder im Lande?

— Es werden wohl zwei Wochen sein.

— Ja, für einen Kurländer ist im Auslande kein Fortkommen, es zieht ihn über kurz oder lang doch wieder in die Heimat zurück!

— Ich habe die Erfahrung gemacht, daß die äußern Lebensumstände wenig genug zu unserem Wohl und Weh beitragen, sprach Ulrich Märzendorff. Wenn überhaupt das Leben lebenswert ist, so kann es ebensogut in Deutschland oder in der Schweiz gelebt werden, wie in Kurland.

Pastor Ilesfeld zuckte die Achseln und schwieg. Offenbar hielt er die Äußerung des jungen Mannes einer Erwiderung nicht für wert.

— Nicht jeder gelangt dazu, mit der Scholle zu verwachsen, fuhr Ulrich Märzendorff fort. Es gibt Naturen, deren innerstes Wesen Heimatlosigkeit ist, und er lächelte dabei fein und traurig.

Pastor Ilesfeld riß die Brauen in die Höhe und änderte das Gespräch.

— Also seit zwei Wochen sind Sie in Birseneeken?

— Ja.

— Es ist ein Jammer um das Haus und um den schönen Garten. Ich wollte, wir hätten den guten Boden hier oben. Was hat der alte Birseneeker Graf nicht alles an seinen Garten gewandt, und was ist jetzt? Was die Hüterjungen nicht stehlen, das fault. Ich kann Ihnen sagen, letzten Herbst fraßen die Schweine die Gravensteiner scheffelweis, und das ist noch ein Glück, so wird doch wenigstens das Vieh davon fett.

— Der Verfall dort hat für mich viel Reiz . . .

Erbarmen Sie sich, wie kann man an Schmutz, Unordnung und Verkommenheit Gefallen finden? Ich gehe schon seit Jahren nicht mehr über den Hof. Ich kann die Wirtschaft dort nicht sehen! Aber die Rosen müssen gepflegt werden, man fragt sich auch wozu? Damit die Blimbergen Mondscheinpaziergänge unter Rosen machen kann . . . Pastor Jlesfeld lachte kurz auf. Er sollte für das Geld lieber das Dach flicken lassen, da fliegt auch ein Ziegel nach dem andern in den Garten, bald wird man da unter freiem Himmel leben können.

Während so in der blauen Stube die Unterhaltung ging, stand Doretchen zitternd im Eßzimmer hinter der Thür und lauschte dem Klang der geliebten Stimme, die weich und bedeckt mit dem dröhnenden Paß des Vaters wechselte. Vorsichtig hatte sie den Schlüssel herausgezogen und mühte sich nun Ulrich Märzendorff durch das Schlüsselloch zu sehen, aber sie konnte nicht mehr von ihm erspähen, als ein kleines Fleckchen seines blauen Fracks.

— Was treiben Sie denn jetzt in Birsenneken? fragte drinnen Pastor Jlesfeld. Man hat mir gesagt, Sie schreiben da einen Roman für den Birsenneckschen?

Ulrich Märzendorff erröthete, peinlich berührt.

— Fürs erste mache ich einen Auszug aus der Familienchronik. Natürlich bietet der Stoff viel Unregendes, — ob er sich mir zum Kunstwerk formt und ob gerade jetzt, das weiß ich noch nicht.

— Aber Sie dichten doch, hab ich immer gehört? Nun, und wenn der Stoff so anregend ist, warum machen Sie sich da nicht gleich an die Arbeit? Worauf wollen Sie noch warten? Natürlich man muß einen Stoff haben. Wenn ich nicht weiß, was ich schreiben soll, kann ich auch nicht schreiben! Das ist klar. Aber wenn die Geschichte schon da ist, kann ich sie doch hinschreiben, dazu hab ich ja das Talent.

In Ulrich Märzendorffs Gesicht trat ein hochmüthig abwehrender Ausdruck.

— Nicht der Stoff ist die Hauptsache, sondern die Kraft ihn zu formen, sagte er kalt und überlegen. Das weiß jeder Künstler.

Unmutig zog Pastor Jlesfeld seine starken Brauen in die Höhe. Nun sprach er: Das geht auch nicht nach anderen Gesetzen! Der Wille ist die Hauptsache, mein Lieber, der Wille! Dazusitzen und auf den Genius warten, führt zu nichts . . . Alle großen Dichter waren fleißige Menschen.

Gerade in diesem Augenblick, wo das Gespräch eine peinliche Wendung nehmen wollte, trat Doretchen in die Stube und enthob so Ulrich Märzendorff der unangenehmen Situation, Pastor Jlesfelds wenig verständnisvolle Augen in den Jammer seines Geschicks hineinschauen zu lassen und von ihm auf den rechten Weg des Fleißes und der Ausdauer gewiesen zu werden. Doretchen hatte es nicht mehr ausgehalten hinter der Thür, unwiderstehlich hatte es sie in die blaue Stube gezogen, und nun stand sie da, erschrocken über ihre Kühnheit und doch strahlend und lächelnd, in ihrer großen Kinderlieblichkeit und mit den Augen voll warmer Güte.

— Es ist Besuch da, sagte Pastor Jlesfeld verweisend und stellte mit einer flüchtigen Handbewegung vor: Herr Märzendorff, meine zweite Tochter!

Ulrich Märzendorff reichte ihr mit einem frohen Lächeln die Hand, aber von der Begegnung im Park sagte er nichts. Da begriff Doretchen, daß auch ihm dieses Erlebnis ein liebes Geheimnis war, das er mit niemand auf der Welt teilen wollte, als mit ihr ganz allein!

— Darf ich mir Ihre Blumen ansehen? bat Ulrich Märzendorff. Es heißt immer, der Pastoratsgarten sei der schönste in der Gegend.

— Gewiß, gewiß, sagte Pastor Ilesfeld, Sie entschuldigen, wenn ich selbst nicht mitgehe, die Nachmittagssonne tut meinem Schädel nicht gut. Meine Tochter führt sie herunter, die Blumen sind ihre speziellen Pfleglinge.

Mit der ihr eignen zierlichen Würde schritt Doretchen vor Ulrich Märzendorff durch den Saal, die Gartentreppe hinab und in den sonnigen Blumen-garten hinein. Dort blieb sie zwischen den Beeten stehen, wandte sich um und sah Ulrich Märzendorff in stummer schüchterner Seligkeit entgegen. Er sah sie lächelnd an.

— Welche Freude, Sie zu sehen, welche große Freude, sprach er leise und erregt. Sie hilft all das andere vergessen. Ach, wenn die liebe kleine freundliche Demoiselle wüßte, wie bitter es ist, immer daran erinnert zu werden, daß man es zu nichts gebracht hat, immer und immer von den Starken, den Glücklichen, den Lebenskräftigen mit Füßen getreten zu werden! Weiß Gott, ich habe versucht mich in das Leben zu schicken, ich habe gearbeitet, ich habe es in einem Kontor versucht, in einem Buchladen, ich habe in Redaktionen gearbeitet — es ist immer daselbe: das Leben braucht mich nicht, es speit mich aus! Was wissen die Menschen hier, die in satter Ruhe und Enge ihr Leben verbringen wie ein Idyll, von einem tragischen Schicksal? Was wissen diejenigen, die nur eine Welt kennen, von den furchtbaren Leiden, die der leiden muß, über den die andere, die innere Welt, Macht gewonnen hat? Und doch die Möglichkeit nicht findet, sie in die äußere Welt hineinzutragen! Der Stoff, sagen sie, der Stoff, das ist die Hauptsache! Man hat ja das Talent, ihn hinzuschreiben! Sie wissen nicht, daß der Stoff der Feind ist, der besiegt werden muß, daß er den tötet, der die Kraft nicht hat, ihn in der Form zu bändigen...

Hätte Doretchen Ilesfeld nicht ganz genau gewußt, daß Ulrich Märzendorff nichts anderes war, als sie selber: eines kurischen Pastors Kind, sie hätte gedacht, er sei aus einem Zauberlande zu ihr gekommen, so fremd und geheimnisvoll erschien ihr sein Leben und Sein und die Worte, die wie die Laute einer fremden Sprache waren.

— Es versteht mich niemand hier, niemand, sprach Ulrich Märzendorff weiter. Sie haben alle ihre vorgefaßte Meinung: Ulrich Märzendorff ist ein Lump! Aber der lieben Demoiselle hier kann ich alles sagen, sie hat Augen, die wissen und verstehen alles von Ewigkeit her. Darum habe ich mich drüben in dem öden Hause so furchtbar nach ihr gesehnt, ich konnte es gar nicht ertragen, daß sie nicht immer bei mir war! Hat sie sich auch ein wenig gesehnt?

Doretchen hob die gesenkten Lider und lächelte still und bejahend in seine fragenden Augen hinein.

Da zuckte in Ulrich Märzendorffs müdem Gesicht die Leidenschaft auf, ganz wild und begehrlieh. Aber beherrscht trat er zur Seite, Doretchen den Weg nach dem Hause freigebend.

— Ich hoffe, Sie werden den Weg zu uns noch häufiger finden. Am neunzehnten ist mein Geburtstag, dann finden Sie die Umgegend hier versammelt. Ich werde mich freuen, Sie dann auch bei mir zu begrüßen, lud oben in der blauen Stube Pastor Ilesfeld Ulrich Märzendorff ein in einem Ton, der trotz aller Höflichkeit wenig einladend war, weil jede Herzenswärme ihm fehlte. Ulrich Märzendorff verneigte sich dankend, und bald sah man seinen blauen Frack auf dem sonnenlosen Birseneker Wege langsam dem öden Hause entgegenwandeln.

(Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

Die Ursache der Ähnlichkeit des menschlichen und tierischen Körperbaues.

Von P. v. Rechenberg-Linten (Mitau).

1.

Wenn wir das Problem der Entstehung der organischen Formen in's Auge fassen, so treten uns zwei scharf getrennte Auffassungen gegenüber. Die eine fußt auf der mosaïschen Schöpfungsgeschichte und lehrt, daß der Mensch, die Tiere und die Pflanzen von Gott am Anfang fertig erschaffen wurden; die andere lehrt, daß die Tiere einschließlich des Menschen im Laufe der Jahrtausenden aus dem Urstoff durch langsame Entwicklung aus einer oder mehreren Urzellen durch Abstammung, Anpassung oder Vererbung hervorgegangen sind. Die erste Anschauung nimmt also einen spontanen Schöpfungsakt Gottes an, der alle Lebewesen nach einem bestimmten Plane erschuf; die zweite Anschauung lehrt die mechanische, von zufälligen natürlichen Bedingungen abhängige Entstehung und Entwicklung der Lebewesen. Die erste Auffassung ist die Lehre des Glaubens, der Kirche; die zweite die Lehre der modernen Naturwissenschaft. Beide Anschauungen haben ihre leidenschaftlichen Vertreter, und der Streit um „Moses“ oder „Darwin“ erregt und interessiert auch heute die gebildete Welt. Denn dieser Streit ist noch lange nicht entschieden — trotz Häckel und den Monisten.

Ich will im Folgenden versuchen, diese Frage vom kritischen Standpunkte aus kurz zu untersuchen, und dann eine Lösung des Problems der Ähnlichkeit der organischen Formen zur Darstellung bringen, die, auf tatsächlichen Verhältnissen beruhend, uns der Lösung der letzten großen Endfrage nach der Entstehung des Lebens überhaupt näher bringen wird.

Alle Objekte der äußeren Welt, die Tiere und der Mensch mit einbegriffen, sind selbstverständlich Objekte der Naturforschung und dürfen unter keinen Umständen der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise entzogen werden. Daher werden wir mit vollem Recht die einseitig dogmatische Behandlung der Frage der Entstehung der tierischen Formen auf Grund von religiösen Schöpfungsdarstellungen ruhig und mit gutem Gewissen ablehnen, ohne dabei den symbolischen Gehalt und die in diesen Geschichten eingekleideten göttlichen Glaubenswahrheiten ignorieren zu wollen.

Andererseits werden wir auch die wissenschaftliche Behandlungsweise dieses Problems einer genauen Prüfung unterziehen müssen, denn nur dann können wir hoffen, eine möglichst annähernd der Wahrheit entsprechende Lösung unseres Problems zu finden, oder wenigstens die Fehler, die wir vermeiden müssen, um die richtige Lösung zu finden.

Die mosaïsche Schöpfungsgeschichte erzählt, daß Gott Pflanzen, Tiere

und schließlich den Menschen im Laufe einiger Tage nacheinander erschaffen hat, und daß sie fertig und vollausgebildet die Erde als ihren Wohnort angewiesen erhielten. Nach dieser Anschauung sind also alle organischen Formen, einschließlich des Menschen, vollausgebildet auf Grund eines Willensaktes des Schöpfers in's materielle Dasein getreten, und es fehlt vollkommen ein Hinweis darauf, daß sie sich langsam, eins aus dem anderen, die höheren aus den niederen entwickelt haben.

Diese Entstehungsweise der organischen Formen ist Jahrtausende hindurch geglaubt und für richtig gehalten worden. Aber das Problem der Entstehung des Lebens auf der Erde hat ebenso auch unausgesetzt einzelne Köpfe beschäftigt, und je größer die Erfolge und Entdeckungen auf naturwissenschaftlichem Gebiet wurden, um so mehr entstand auch das Bedürfnis in der wissenschaftlichen Welt, dieses letzte und höchste Problem wissenschaftlich zu behandeln und zu erklären. Denn das plötzliche Hervorgehen der organischen Formen in ihrem ganzen Reichtum und ihrer Mannigfaltigkeit aus einem spontanen Willensakt des „hypothetischen“ Schöpfers konnte wohl eine Annahme sein und bleiben, die dem Gläubigen genügen mochte, nicht aber eine „wissenschaftliche Wahrheit“ darstellen, die dem Naturforscher genügte, der alle Erscheinungen auf ihre deutlichen und nachweisbaren Ursachen zurückzuführen hat. So wurde denn der Kampf gegen das biblische Dogma, gegen die „Schöpfungshypothese“ mit aller wissenschaftlichen Schärfe geführt. An die Stelle des „hypothetischen“ Schöpfers trat die ausnahmslos und überall herrschende blinde Naturkraft, die nach unabänderlichen chemisch-physikalischen Gesetzen mechanisch wirkt. In ihr mußte die Entstehung des Lebens und der organischen Formen auf unserem Planeten gefunden werden, und schließlich gelang es Darwin, nachdem der Entwicklungsgedanke vom niederen zum höheren schon vorher in der wissenschaftlichen Welt Fuß gefaßt hatte, eine plausible Theorie darüber aufzustellen, wie und durch welche besonderen Gesetze diese Entstehung und Entwicklung von den niedersten Formen zu den höchsten vor sich gegangen sei. Darwin lehrte, daß die niedrigsten Formen durch Variation, Anpassung, geschlechtliche Zuchtwahl, Kampf um's Dasein und Vererbung der auf diesem Wege erworbenen körperlichen und geistigen Eigenschaften sich im Laufe riesiger Zeiträume zu den verschiedenen jetzt lebenden höheren und höchsten Formen entwickelt hätten. Und durch die geologischen Befunde, die scheinbar eine ganz eindeutige Reihenfolge von den niedrigsten zu den höchsten Formen zeigten, sowie durch die Ähnlichkeit des morphologischen Baues der tierischen Körper zeigte er mit großem wissenschaftlichen Geschick, daß seine Theorie der Entstehung der Arten die größte wissenschaftliche Wahrscheinlichkeit für sich habe. Damit war denn auch der sogenannten „Schöpfungshypothese“, in der wissenschaftlichen Welt wenigstens, endgiltig der Todesstoß versetzt, und alle noch so wohlgemeinten Versuche, die mosaische Schöpfungsgeschichte mit den geologischen und paläontologischen

Befunden in Einklang zu bringen, scheiterten an den offenkundigen wissenschaftlichen Tatsachen.

Um nun einen Standpunkt in dieser Frage zu gewinnen, müssen wir uns folgendes klar machen. Die Richtigkeit der mosaïschen Schöpfungsgeschichte wissenschaftlich zu beweisen oder zu widerlegen ist überhaupt nicht möglich, denn sie schildert einen Vorgang, der vor angeblich c. 6 Jahrtausenden stattgefunden und dessen objektive Beweis- sowie auch Widerlegungsmomente garnicht mehr geliefert werden können. Was wir heute vor uns sehen, sind die jetzt lebenden organischen Formen. Ferner finden wir in den geologischen Ablagerungen fossile Überreste vergangener Zeiten. Wir nehmen entsprechend den in historischen Zeiten entstandenen Ablagerungen an, daß diese geologischen Schichten unendlich viel längere Zeiträume zu ihrer Bildung nötig hatten, als die 6000 Jahre, die seit der „mosaischen Schöpfung“ der Erde verfloßen sind; und folgern schon aus diesem Grunde allein, daß der mosaïsche Schöpfungsakt nicht richtig sein könne, da er bloß von 6 Tagen redet. Aber weder bei dem einen noch dem anderen behaupteten Entstehungsprozeß des Lebens auf der Erde ist jemand von uns dabei gewesen, und es ist an und für sich nicht einzusehen, warum sich geologische Ablagerungen unter anderen chemischen und physikalischen Verhältnissen nicht sollten viel rascher gebildet haben können als jetzt. Genau so ist es mit dem Streit um das Dasein „Gottes“. Das göttliche Wesen ist Sache des inneren Gefühls und der ahnenden Vorstellung, nicht aber Objekt des wissenschaftlichen Beweises oder der wissenschaftlichen Verneinung.

Es ist also, glaube ich, für uns absolut ausichtslos, zu einem wissenschaftlich festen Resultat zu gelangen, wenn wir von dieser Seite — der mosaïschen Schöpfungsgeschichte — das Problem kritisch zu behandeln versuchen.

Der einzige Weg, der uns zur wissenschaftlichen Erkenntnis und damit zu einem den Forderungen unseres Verstandes genügenden Resultat führen kann, bleibt die kritische Feststellung und Untersuchung der heute vorhandenen Tatsachen auf diesem Gebiete. Mögen die Tatsachen auch noch so verwickelt und sonderbar scheinen — sind es Tatsachen, so können wir ruhig auf ihnen unsere Folgerungen aufbauen. Gehen wir dabei gewissenhaft vor, d. h. stellen wir alle uns zur Zeit zugänglichen Tatsachen in Rechnung, so werden wir auch unbedingt ein das Gemüt befriedigendes Resultat gewinnen.

Wir müssen daher die Tatsachen, auf die sich die Entwicklungslehre stützt und die heute von der überwiegenden Zahl der Naturforscher für richtig gehalten werden, auf ihre Stichhaltigkeit prüfen. Denn nur wenn sich einwandfrei nachweisen läßt, daß die Entwicklungslehre die einzige plausible und dabei auf dem Boden von Tatsachen ruhende Erklärung des Problems bietet, — nur dann können wir sie auch für die, wenn auch vielleicht nur vorläufige, Lösung des Problems halten und annehmen.

Die Entwicklungslehre besagt nun, daß alle Lebewesen sich aus dem

unter ganz besonders günstigen chemischen und physikalischen Verhältnissen befindlichen Urstoffe oder Urschlamm, einer Art Protoplasma, gebildet haben, indem zuerst durch verwickelte molekulare Vorgänge in diesem Protoplasma sich einzelne Zellen bildeten, aus welchen dann im Laufe langer Zeiträume durch Teilung, Fortpflanzung, Variation, Anpassung, Kampf ums Dasein und Vererbung die heute lebenden Pflanzen, Tiere und Menschen hervorgegangen seien. Von irgend einer bewußten Schöpferkraft eines Gottes, von irgend einer bewußten zweckmäßigen Zielstrebigkeit in der Organisation der Wesen und Formen könne gar keine Rede sein. Die scheinbare und oft auch vorhandene teilweise Zweckmäßigkeit des Baues erkläre sich einfach mechanisch aus der notwendigen Anpassung der sich entwickelnden Organismen an die vorhandenen und zufällig sich ändernden äußeren Lebensbedingungen. Die von unten nach oben und daher auch zeitlich aufeinander folgenden fossilen Tierüberreste in den geologischen Ablagerungen bewiesen im allgemeinen schlagend daß die höheren Tierformen sich sukzessive aus den niedriger organisierten entwickelt hätten, indem die niedrigeren Formen immer in den untersten Schichten, die höheren Formen in den oberen und obersten Schichten gefunden würden. Endlich beweise die vergleichende Anatomie aufs deutlichste die durchgehende Ähnlichkeit des Knochen- und Muskelbaues im Tierreiche; und schließlich zeige die Embryologie, das ist die Entwicklungsgeschichte des Keimes, ebenfalls die Gleichartigkeit des Vorganges bei allen in Betracht kommenden Tieren und dem Menschen — also ebenfalls ihren gemeinsamen Ursprung. Aus allem diesem wird nun der Schluß gezogen, daß die einzelnen Arten und der Mensch nicht spontan durch einen Schöpfungsakt entstanden seien, sondern sich allmählich auseinander entwickelt haben, der Mensch und die Affen aus den höheren Säugetieren, diese aus den niederen Formen, diese aus den noch niedrigeren und so fort, bis wir schließlich rückwärts bei der Urzelle, dem lebenden Protoplasma anlangen.

Die Entwicklungstheoretiker, speziell die Darwinisten, haben es mit großem Eifer und wissenschaftlichem Scharfsinn verstanden, zur Stütze dieser Hypothese ein großes naturwissenschaftliches Material zu sammeln, so daß man, wenn man die Grundhypothese von der Ur- oder Selbstzeugung der ersten Zelle gelten läßt, sich dem Gewicht der gesamten übrigen Tatsachen nicht verschließen kann. Es hat den Anschein, mit großer Wahrscheinlichkeit, daß in der Entwicklungshypothese, in der Abstammungslehre, die Lösung der Frage nach der Herkunft und Entstehung der Arten des pflanzlichen und tierischen Lebens auf unserem Planeten gefunden worden ist.

An kritischen Gegnern dieser Hypothese hat es freilich nicht gefehlt.

Der erste Einwand ist, daß man noch niemals, trotz der sorgfältigsten Beobachtung und Untersuchung, die Entstehung einer Urzelle aus dem sogenannten Protoplasma hat nachweisen können. „Omnis cellula ex cellula“ — soweit wir wissen — immer entsteht eine Zelle aus einer anderen schon

vorhandenen; und daß die erste, die Urzelle durch generatio spontanea oder aequivoca, durch Selbstzeugung oder Urzeugung entstanden sein soll, ist und bleibt eine unbeweisbare Hypothese.

Die behauptete unzweideutige Reihenfolge der fossilen Funde läßt sich nicht mehr aufrecht erhalten, seitdem nachgewiesen ist, daß in gewissen untersten geologischen Schichten gleichzeitig mit ganz niederen Formen schon hochorganisierte Formen auftreten, wo doch nach der Theorie die höheren Formen erst nach und über den niederen Formen auftreten müßten.

Die Lückenlosigkeit der Reihe von den niederen zu den höheren Formen ist nicht vorhanden. Es fehlen viele wichtige Zwischenglieder. So ist es z. B. garnicht zu erklären, wie plötzlich ohne ein verbindendes Zwischenglied ganz unvermittelt nach den Sauriern die Säugetiere auftreten.

Die Entwicklungstheoretiker haben nun scharfsinnige Hypothesen erfunden und aufgestellt, um diese Mängel zu erklären, aber durch noch so geistreiche Annahmen werden die tatsächlich vorhandenen Lücken in ihrem Gebäude nicht beseitigt.

Den stärksten Eindruck müssen auf den Naturforscher die unleugbar ganz evidente Ähnlichkeit des morphologischen Baues der Tiere und des Menschen machen, sowie die Ähnlichkeit der embryonalen Entwicklung des Keimes bei beiden. Hier wie dort liegen im allgemeinen tatsächliche Verhältnisse vor. Wenn wir den Knochenbau der meisten Tiere einschließlich des Menschen mit einander vergleichen, so fällt sofort die außerordentliche Ähnlichkeit der Skelette in ihren Hauptteilen auf. Wirbelsäule, Arm- und Beinknochen, Rippenanlage, Schulterblatt, Kopfform, kurz fast jeder Knochen findet sein Analogon bei ganz fernstehenden Gruppen. Und wenn wir schließlich sehen, daß der Embryo der höheren Tiere im allgemeinen sukzessive die Formen der niederen Reihen in seiner Entwicklung durchläuft, bis er zur charakteristischen ausgebildeten Form seiner Art wird, so scheint hier erst recht die Verwandtschaft und Abstammung der höheren Formen mit und von den niederen offen ausgesprochen zu sein. Hückel formuliert dieses in seinem biogenetischen Grundgesetz folgendermaßen: die embryonale Entwicklung des Individuums ist die Recapitulation der Geschichte des ganzen Stammes. Also -- so wird geschlossen -- auf Grund der Ähnlichkeit des morphologischen Baues und der embryonalen Recapitulation der Stammesgeschichte, haben sich die höheren Formen aus den niederen Formen entwickelt, stammen von ihnen ab.

Trotzdem nun in historischen Zeiten niemals die Abstammung und Entwicklung einer höheren Tierform aus einer niederen beobachtet worden ist, und trotzdem in der Reihenfolge der geologischen Funde sich auffallende Lücken finden und diese Reihenfolge selbst durchaus nicht immer eindeutig ist, so ist doch die augenscheinliche Ähnlichkeit des morphologischen Baues der Tiere so groß, daß wir die Hypothese der Abstammung nicht von der Hand weisen können -- so lange nicht eine andere oder bessere Erklärung des Problems

gefunden ist. Der Entwicklungsgedanke ist uns so in Fleisch und Blut übergegangen, wir sehen überall die Entfaltung und Entwicklung von kleinen und geringen Anfängen zu größerem und umfangreichem sich vollziehen, wir empfinden fast ausnahmslos auch in uns die Kontinuität des Geschehens, so daß wir nur zu leicht geneigt sind, individuelle Vorgänge zu verallgemeinern, und wir uns schwer vorstellen können, daß es auf dem Gebiete der Entstehung, Fortpflanzung und Ausbildung des organischen Lebens hätte anders sein können. Um so mehr, da die äußerlich sichtbaren Formen in ihrer Ähnlichkeit sehr zu Gunsten dieser Entwicklung sprechen.

Die Tatsache des Fehlens vieler Zwischenglieder, die durchaus nicht eindeutige Aufeinanderfolge der geologischen Befunde, die Tatsache der innerhalb gewisser Grenzen wohl schwankenden, im allgemeinen aber beharrlichen Konstanz der Arten, und schließlich das in historischen Zeiten noch nie beobachtete Hervorgehen einer höheren Art aus einer niederen Form gibt aber zu denken. Wie können diese der Theorie zuwiderlaufenden Tatsachen erklärt werden? Darwin und seine Anhänger haben die verschiedensten, oft sehr geistreichen Theorien aufgestellt, um diese Widersprüche aufzulösen — aber es bleiben eben immer bloß Annahmen, deren Richtigkeit nicht zu beweisen ist und nicht bewiesen werden kann. Und so bleibt auch der Widerspruch zwischen den vorhandenen Tatsachen und der Erklärung des Gesamtphänomens bestehen. Der sich nun daraus von selbst aufdrängende Schluß ist die Frage: Ist unter solchen Umständen die Abstammungslehre nicht ein Irrtum? Denn wenn sie richtig sein soll, so müssen auch alle vorhandenen Tatsachen eindeutig zu ihren Gunsten sprechen; und das ist nicht der Fall.

Beim jahrelangen Suchen nach einer Antwort auf diese Frage, d. h. ob die Abstammungslehre nicht doch ein Irrtum sei und wo der Fehler in dieser an und für sich so blendenden und scheinbar so einleuchtenden Lehre liegen könne, kam ich im Anschluß an andere Studien zu einem ganz anderen Resultat. Ich will versuchen, im Folgenden dieses Resultat, welches die natürliche Erklärung der Ähnlichkeit des morphologischen Baues der organischen Formen enthält, kurz darzulegen.

2.

Zur richtigen Erklärung eines Phänomens ist es offenbar vor allen Dingen nötig, daß man alle dabei mitwirkenden und in Frage kommenden Tatsachen in Rechnung stellt.

Hatte das die Abstammungslehre getan? Sie hatte alle äußerlich sichtbaren und irgendwie erreichbaren Materialien und Tatsachen gesammelt, zusammengestellt und mit Hilfe der Grundhypothese von der Urzeugung aus diesem Material die Entstehung, Abstammung und Entwicklung aller lebenden Formen auf der Erde als aus einer gemeinsamen oder mehreren Urzellen für

erwiesen erklärt. In dem Bestreben der modernen Naturforschung, alle Erscheinungen auf „natürlichen“ Wege zu erklären, alles Geschehen auf mechanische Ursachen zurückzuführen, hatte man alle irgendwie „geistig“ aussehenden Ursachen, — angefangen vom göttlichen Schöpfungsakt bis zur zweckmäßigen Zielstrebigkeit irgend einer Natur- oder Lebenskraft — abgelehnt; und das Objekt des Problems — die lebenden Wesen — wurden, wenn auch nicht als Automaten, so doch als einfach den mechanisch wirkenden Gesetzen der Zeugung, Anpassung und Vererbung unterstehend, behandelt und betrachtet. Ihre „geistigen“ Regungen und Äußerungen waren immer nur die Folgeerscheinung ihres materiell-physiologischen Daseins und entwickelten sich entsprechend den sich ändernden und komplizierteren äußeren Daseinsbedingungen auf Grund eines sich immer höher entwickelnden Organes, des Gehirnes, im Menschen zur höchsten Ausdrucksfähigkeit. Der an und für sich nicht falsche Entwicklungsgedanke wurde auch hier auf die geistigen Vorgänge übertragen. Der Gottesbegriff, eine Beethovensche Sonate, Goethes Faust, haben ihre letzte Ursache in äußerst verwickelten molekularen Schwingungen und chemischen Umsetzungen der Gehirnzellen, deren genauere Kenntnis sich noch einstweilen unserer Einsicht entzieht. Das „Geistige“ als solches wird nicht geleugnet, aber es ist, ebenso wie die chemische und physikalische Kraft, bloß eine permanente Begleitererscheinung des Stoffatoms und entwickelt sich gleich diesem auf Grund von blinden Naturgesetzen zu immer höheren Formen und Potenzen. Dies etwa sind die Anschauungen der modernen Naturwissenschaft über das, was wir „Geist“ nennen, und die uns dann auch in folgerichtiger Konsequenz die moderne Abstammungslehre gebracht haben. Daher wurde denn auch auf die psychologische Seite der Frage gar kein Gewicht gelegt — was sollten denn diese sogenannten psychologischen, inneren Zustände bei der Lösung unseres Problems für einen Wert haben, da sie ja nur Begleit- und Folgeerscheinungen des äußeren mechanischen Geschehens waren!

Aber gerade diese, ganz offensichtlichen Tatsachen nicht entsprechende Anschauung vom „Geistigen“ war und ist auch die Ursache, warum die Abstammungslehre bloß eine mehr oder weniger „geistreiche“ Theorie geblieben ist, die nicht imstande ist, die oben gekennzeichneten tatsächlichen Widersprüche aufzulösen und zu beseitigen.

Man hatte gerade den Faktor, der bei Beurteilung des Problems von grundlegender Bedeutung ist — nämlich das primär treibende geistige Element in den Lebewesen — willkürlich oder absichtlich übersehen, ausgeschaltet, seiner Bedeutung beraubt; ja sogar, wie sich erweisen wird, aus der primären Ursache des Phänomens eine bloß sekundäre Begleitererscheinung gemacht. Im Folgenden soll dies kurz erläutert werden, wobei ich darauf hinweisen muß, daß eine eingehende wissenschaftliche Begründung dieser Tatsache nicht in den Rahmen dieser mehr allgemeinen Abhandlung fällt.

Wenn wir uns fragen, was das erste und Ursprünglichste, das Unmittelbarste ist, was überhaupt wahrgenommen werden kann, so gelangen wir durch unmittelbare Anschauung zur Tatsache, daß wir empfinden. Diese innere unmittelbare Empfindung ist ganz unabhängig von der Wahrnehmung unseres Körpers oder der übrigen Außenwelt, denn wir nehmen in ihr unmittelbar nichts von unserem Körper oder der sogenannten Außenwelt wahr. Der unmittelbar wahrgenommene Inhalt dieser Empfindung besteht in dem Triebe oder Willen zum Sein, und wir fühlen ganz unmittelbar, daß wir identisch mit diesem Willen selbst sind, indem unser unmittelbares Ich-Bewußtsein aus der Empfindung und dem Triebe oder Willen zum Sein zusammengesetzt ist. Dies als tatsächliches erstes Wahrgenommenes gesetzt, haben wir nun den Ausgangspunkt für alle und jegliche weitere Betrachtung gefunden. Die innere Bewegung des Denkens nimmt hier ihren uns bewußten Ausgangs- und Anfangspunkt. Und wenn wir dieses Denken selbst, seiner Bewegung und Form nach, analysieren, so treffen wir in ihm die unmittelbare innere Anschauung der Zeit, und die unmittelbar empfundenen Tatsachen der Erinnerung. Und der unmittelbare Inhalt dieses Denkens besteht nur aus Empfindungen, die sich mit uns selbst identifizieren, wie Lust, Freude, Trauer, Sehnsucht, Jorn — mit einem Worte, aus allen den inneren Gefühlen, die unser inneres Wesen ausmachen. Vermittelt der Erinnerung können wir uns alle diese innern Triebe und Zustände wieder vorstellen und vermittelt der unmittelbaren Zeitempfindung zu einander ordnen. So besitzen wir vor aller äußeren Erfahrung in uns das unmittelbare Bewußtsein dessen, daß und was wir sind. Und zwar, daß wir empfindende, wollende und denkende Wesen sind. Damit ist aber auch gezeigt, daß das Empfindende, Wollende und Denkende in uns das primär Gegebene ist, denn wir finden an und für sich in ihm nichts von unserer Körperlichkeit und der weiteren Außenwelt. Im Gegenteil, wir nehmen unsere Körperlichkeit und die weitere Außenwelt erst vermittelt der in unserem unmittelbaren „Ich“ schon vorhandenen und gegebenen Fähigkeiten des Empfindens, Denkens und Vorstellens wahr. Und wenn wir diese neuen Eindrücke mit den aus unserem Inneren stammenden vergleichen, so finden wir ausnahmslos, daß sie sich nicht mit uns „selbst“ identifizieren, wie alle unseren unmittelbaren inneren Empfindungen. Auch dadurch ist der deutliche Beweis gegeben, daß unser unmittelbares Ich-Bewußtsein etwas ist, das nicht nur vor aller äußeren Erfahrung gegeben ist, sondern daß es auch etwas prinzipiell Verschiedenes von der materiellen Erscheinungswelt darstellt, und ihr unabhängig und selbständig gegenübersteht. Nur daß es einstweilen mit unserem Körper verknüpft erscheint.

Wenn nun auch durch dieses hier kurz skizzierte „unmittelbare Ich-Bewußtsein“ unser ganzes seelisches „Ich“ nicht erschöpft ist, indem ein großer Teil seiner Fähigkeiten für uns im Unbewußten verläuft und nur ausnahmsweise unter ganz besonderen Umständen in die Erscheinung nach außen tritt,

so genügt für unseren Zweck die oben gegebene Darstellung einstweilen vollkommen. Denn aus ihr heraus finden wir nun den weiteren Ausgangspunkt für eine befriedigende Erklärung unseres Problems. Dieser Ausgangspunkt entspricht tatsächlichen Verhältnissen und beruht auf keiner Annahme, darum muß er uns auch am ehesten zur Wahrheit führen.

Es fragt sich nun weiter, wie wir diesen Ausgangspunkt für unser Problem verwerten können. Wie wir gesehen haben, ist es, neben der unmittelbaren Empfindung, der Trieb, der Wille zum Sein, zum Leben überhaupt, der uns als primäres Element innewohnt und der mit der Empfindung das Charakteristische unseres Wesens ausmacht.

Wir wollen alle etwas, und wenn wir uns fragen, welches die Hauptrichtungen unseres Willens sind, so finden wir folgendes: Wir alle wollen sein und leben, uns ernähren, bewegen und fortpflanzen (Geschlechtsgenuß haben). Wohin wir auch sehen, alle Menschen, alle Völker verfolgen diese Hauptziele. „Durch Hunger und durch Liebe erhält sich das Getriebe.“ Gehen wir weiter und sehen, was es eigentlich ist, was die Tiere wollen, so finden wir auch bei ihnen dieselben großen Trieb- und Willensregungen, das leben wollen, das sich bewegen-, ernähren- und sich fortpflanzenwollen. Wenn uns auch die Tiere nicht so wie der Mensch durch die Sprache sagen können, daß sie dies alles wollen, so können wir doch nicht anders, als solches mit der größten Gewißheit annehmen; denn alle Handlungen der Tiere sind unverkennbar und unzweideutig auf diese großen Daseinsgebiete gerichtet. Gehen wir noch einen Schritt weiter und fragen uns, was die Pflanze will. Will sie überhaupt? Eins sehen wir deutlich, sie entfaltet sich, sie strebt zum Licht, sie wächst, ernährt sich und pflanzt sich fort. Wir können natürlich nicht wissen, ob sie das alles bewußt will — aber auch bei ihr sehen wir dieselben auf das gleiche Ziel gerichteten Handlungen wie bei Menschen und Tieren, nur mit Ausnahme der selbständigen Fortbewegung. Und wir müssen daher annehmen, daß auch die Pflanzen leben, sich ernähren und fortpflanzen wollen, weil ihre Handlungen und das Ziel, auf welches diese Handlungen gerichtet sind, mehr oder weniger genau mit den Handlungen und Zielen des Menschen und der Tiere übereinstimmen.

Wir können nun also vom Menschen mit Gewißheit, von Tieren und Pflanzen mit größter Wahrscheinlichkeit sagen, daß sie alle drei Gruppen von Wesen sind, die auf dieser Erde leben, sein, sich ernähren, bewegen und fortpflanzen wollen; also alle das Gleiche wollen.

Und nun wird mit einem Mal Licht auf das Rätsel der Ähnlichkeit des menschlichen und tierischen Körperbaues und der Pflanzen untereinander geworfen. Es ist nun völlig klar, daß Wesen, die in der gleichen Außenwelt unter den gleichen äußeren chemischen und physikalischen Bedingungen sein und leben, sich bewegen, ernähren und fortpflanzen wollen — also das Gleiche wollen — auch notwendig einen gleichen oder ähnlichen Körperbau,

gleiche oder ähnliche Organe und Formen haben müssen. Nicht weil die höheren Tiere und die Menschen von den niederen Tieren abstammen, haben sie den ähnlichen morphologischen Bau, sondern weil sie in der gleichen Außenwelt leben und in dieser Außenwelt das Gleiche tun wollen. Tische, Stühle und Bänke haben nicht deswegen eine ähnliche oder gleiche Konstruktion, weil sie von einander abstammen, sondern weil sie in derselben äußern physikalischen Welt die gleichen Zwecke als Stützapparate entgegen dem Gesetze der Schwere ausführen sollen; und Menschen und Tiere haben nicht deswegen ähnliche Organe, Muskeln, Wirbelsäule, Knochen, Arme und Beine, weil sie von einander abstammen, sondern weil beide in derselben chemisch-physikalischen Welt leben, sich bewegen, ernähren und fortpflanzen — also Gleiches wollen.

Genau dasselbe gilt auch von der Pflanzenwelt. Da die Pflanze aus irgend einem Grunde keine selbständige Fortbewegungsfähigkeit besitzt, sondern fest im Boden wurzelt, so ist naturgemäß durch das Fortfallen dieser Notwendigkeit in Bau und Anlage ein ganz anderer Typus von Körper entstanden. Hier handelt es sich fast immer um den vertikalen Stützapparat. Da sie durch den Fortfall der Fortbewegung auf eine ganz andere Art der Ernährung angewiesen ist, als Mensch oder Tier, so kann ihre Ernährungsweise physisch gar nicht mit der Ernährung und den Ernährungsorganen der Tiere verglichen werden. Betrachten wir aber die Pflanzenwelt für sich nach den oben dargelegten gemeinsamen Gesichtspunkten, so finden wir auch hier die genügende Erklärung der Ähnlichkeit des Baues klar und deutlich vor uns liegen.

Wie nun auch die Frage der geologischen Reihenfolge der fossilen Befunde, des Fehlens der Zwischenglieder u. s. w. liegen möge, ob sie sich als einstweilen nicht zu lösende Widersprüche zu der Abstammungstheorie erweisen oder nicht — hier haben wir eine natürliche, dem naturwissenschaftlichen Denken entsprechende Erklärung des Problems der Ähnlichkeit der tierischen und pflanzlichen Formen gefunden. Und zwar gründet sich diese Erklärung nicht nur auf die materiellen physiologisch-anatomischen sichtbaren Tatsachen allein, sondern — und das ist das Wichtige — auch auf die psychologischen Grundtatsachen unseres Wesens. Das Außerachtlassen und absichtliche oder unabsichtliche Beiseitelassen dieser in Wirklichkeit primär gegebenen psychologischen Grundtatsache des Wollens in uns vonseiten der Abstammungstheoretiker nötigte sie zu einer Reihe von unbewiesenen und unbeweisbaren Hypothesen und läßt ihr Gebäude wohl als eine mehr oder weniger „geistreiche“, aber im ganzen ungenügende Spekulation erscheinen.

3.

Meine bisherige Beweisführung gründet sich auf die unmittelbaren Tatsachen des Seelenlebens und die aus ihnen abgeleiteten weiteren Tatsachen

des menschlichen und tierischen Lebens überhaupt. Diese Tatsachen sind unmittelbar und mittelbar einzusehen und in ihrer logischen Ableitung und Reihenfolge an und für sich nicht zu widerlegen. Es könnte nun aber eingewendet werden, daß meine ganze Beweisführung und die auf ihr aufgebaute Erklärung unseres Problems eine bloß theoretische Konstruktion ist, die an und für sich wohl logisch richtig sein könne, der aber der praktische Beweis fehle: da wir wohl den Willen zum Leben, Bewegen, Ernähren und Fortpflanzen und die gleiche Außenwelt, ebenso wie auch den ähnlichen Bau der Körper vorfinden, uns aber das Bewußtsein — also Wissen — darüber völlig fehle, daß tatsächlich dieser Wille es sei, der die organische zweckmäßige Gestaltung der Tierformen bewirke. Denn wir haben von dem vor unseren Augen vor sich gehenden Formungsprozeß unseres Körpers sowie auch der übrigen Tierformen kein direktes Bewußtsein.

Wenn also meine ganze Argumentation richtig ist, d. h. wenn es der primäre Wille zum Leben, Sein, Bewegen, Ernähren und Fortpflanzen in uns ist, der in einer gleichen äußeren Welt notwendig gleiche oder ähnliche Formen hervorbringt, so muß sich auch diese Tatsache an ganz bestimmten Einzelfällen direkt nachweisen lassen. Vor allem die Tatsache, daß es dem Willen möglich ist organisierend zu wirken, d. h. gewollte Bildungen und Formenveränderungen in dem gegebenen oder zu bildenden Stoffe hervorzurufen. Es muß sich also der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung, dem Willen und der durch ihn bewirkten Formenbildung deutlich und einwandfrei nachweisen lassen.

Wenn sich solche Tatsachen auffinden und zeigen lassen, so ist damit ein realer Beweis nicht nur für die Möglichkeit, sondern auch für die Richtigkeit unserer Erklärung der Ähnlichkeit des morphologischen Baues der tierischen Formen gegeben. Denn wenn der Wille imstande ist formenbildend und organisierend den Stoff zu gestalten, so ist es offenbar ebendieselbe auf die Zwecke des irdischen Daseins gerichtete Wille, der auch unseren Körper und die Formen der Tiere und Pflanzen gebildet hat.

Solche Tatsachen sind nun vorhanden: das sogenannte Stigma, welches spontan auftritt oder experimentell durch Suggestion auf der Haut hervorgehoben werden kann, und die ideoplastischen und Materialisationserscheinungen.

Bei dem Stigma handelt es sich um organische Veränderungen der Hautoberfläche, die entweder durch Willenskonzentration oder starke Vorstellung der Wundmale Christi bei manchen Heiligen der Kirche beobachtet wurden, oder um Veränderungen der Haut infolge von Fremdsuggestion. Bei den Heiligen oder den in religiöser Ekstase befindlichen Personen erschien das Stigma spontan, und in einzelnen Fällen nahmen die organischen Gewebebildungen auf der Handfläche die Form von fleischigen Nägeln an — entsprechend den Kreuzigungsnägeln; oder es erschien in der einfachen Form der Wundmale Christi. Bei dem künstlichen Stigma wurde der Versuchsperson die Suggestion gegeben, daß im Laufe einer gewissen Zeit auf ihrer Haut eine kreuzförmige oder

sonstige Rötung oder Schwellung auftreten solle. Das Experiment wurde unter sorgfältiger Kontrolle ausgeführt und die gewollte organische Veränderung erschien deutlich wahrnehmbar. In diesem letzten Falle ist es also der Wille des Hypnotiseurs, der offenbar durch Einwirkung auf den Selbstwillen der Versuchsperson indirekt die organische Veränderung veranlaßt.

Im Falle der ideoplastischen und sogenannten Materialisationserscheinungen handelt es sich um organisch-stoffliche Bildungen, die ihre Ursache entweder im Vorstellungsgebiete des Mediums selbst haben und die als organisierte Gedächtnisbilder auftreten in Form von stofflich gebildeten Formen von Händen, Köpfen oder ganzen Gestalten oder dem ähnl., oder um Einwirkung einer außermedialen Intelligenz, deren Ursprung oder Herkunft nur gemutmaßt werden kann. In beiden Fällen jedoch ist es unzweifelhaft der bewußte oder momentan nicht bewußt gewordene Wille des Mediums oder der wirkenden Intelligenz, die diese Formen hervorruft. In vielen der beobachteten Fälle lag die Absicht, der ausgesprochene Wille des Mediums oder der wirkenden Intelligenz vor, diese Phänomene zu erzeugen und ihr tatsächlich darauf erfolgendes Auftreten ist nach dem allgemeinen Gesetz von Ursache und Wirkung nicht anders zu deuten, als daß sie das Resultat der organisierenden Willenstätigkeit des Mediums oder anderer Intelligenzen darstellen. Diese in der Regel menschenähnlich geformten, mehr oder weniger feinstofflichen Gebilde, die nicht nur dem Auge sichtbar sind, sondern sich oft auch anfühlen und photographieren lassen, haben in der Regel zweckmäßig organische Formen von menschlichen Gliedmaßen, Figuren oder ganzen Gestalten.

Die ganze Philosophie du Prel's besteht in dem Nachweise des sogenannten transcendentalen Subjektes als unseres eigentlichen Wesenskernes, welches sowohl das denkende als auch organisierende Prinzip in uns bildet. Und eine seiner wichtigsten Schlußfolgerungen lautet: wenn die Psyche des lebenden Menschen — hier also die des Mediums — sichtbare organisierte menschliche Phantome oder Teile hervorzubringen imstande ist, so ist diese dem Medium innewohnende Kraft offenbar dieselbe, die auch den Körper des Mediums selbst gebildet hat. Denn beide, sowohl Phantomkörper als auch der Körper des Mediums, sind im wesentlichen nach demselben Prinzip der organischen Zweckmäßigkeit, demselben Schema gebaut.

Die Phänomene der durch Fremd- und Autosuggestion hervorgerufenen organischen Veränderungen sowie die ideoplastischen und Materialisationserscheinungen erfordern ein genaues Studium. Hier sollte nur auf die Tatsache ihres Vorhandenseins hingewiesen werden. Sind diese Tatsachen vorhanden — und sie sind es — so ist damit bewiesen, daß der bewußte oder unbewußt vorstellende Wille in uns imstande ist, zweckmäßige stoffliche Gebilde zu organisieren; und daß daher unsere Erklärung der Ähnlichkeit des morphologischen Baues der Tierkörper und der Pflanzen durch den auf das gleiche Ziel des

Lebens, Bewegens, Ernährens und Fortpflanzens gerichteten primären Willen nichts anders als das Aufdecken einer vorhandenen Tatsache ist.

Die Frage, warum dieser primäre Wille den menschlichen Körper durch das embryonale Stadium im Mutterleibe hindurch bis zur endgültigen Reife erst in c. 20 Jahren formt, während bei den ideoplastischen und Materialisationserscheinungen die Bildung des Phantoms bloß Minuten, ja Sekunden bedarf, ist einfach zu beantworten. Während der menschliche Körper ein ganzes Menschenalter hindurch in der stofflichen Welt wirksam und tätig sein soll, dient der Phantom- oder Materialisationskörper bloß als kurzes Augenblicksbild oder Form, um eine geistig-seelische Existenz dem Forscher sinnlich, deutlich und wahrnehmbar zu machen. Manche Phantome dauern länger, aber in der Regel ist ihr Ziel und Zweck nur auf eine kurze Augenblickswirkung gerichtet. Es ist nun ganz einleuchtend, daß wenn der primäre Wille dauernd, d. h. also für ein ganzes Menschenalter in der materiellen Welt wirksam und tätig sein will, er sich zu diesem Zweck ein viel widerstandsfähigeres Organ oder Instrument — den Körper — schaffen muß, als ein bloß für Sekunden oder Minuten sichtbar sein sollendes Phantom. Aus diesem Grunde geht er nun offenbar beim Aufbau viel sorgfältiger und langsamer zu Werk. Die Bedingungen des Zustandekommens eines solchen Dauerkörpers sind offenbar graduell ganz verschieden von den Gestaltungsbedingungen eines feinstofflichen kurzlebigen Phantomkörpers: daher zu dem Zustandekommen des einen Jahrzehnte nötig sind, während der andere bloß Minuten oder Sekunden braucht. Prinzipiell sind beide Erscheinungen, der Mensch und das ideoplastische Materialisationsphantom, nicht verschieden: beide haben ähnliche Form, Natur, Gestalt, — bewegen, benehmen sich und handeln ähnlich und zeigen in allen wesentlichen Stücken ihre gleiche Herkunft und ein gleiches oder ähnliches Ziel.

Wir können also nicht umhin, die gestellte Frage nach der Ursache der Ähnlichkeit des morphologischen Baues der Tierkörper einschließlich des Menschen als befriedigend gelöst zu betrachten.

Freilich ordnen sich scheinbar nicht alle Tierformen in dieses Erklärungsprinzip ein, denn was für gemeinsames oder überhaupt ähnliches haben die Rundtiere oder die Quallen mit den Wirbeltieren? Betrachten wir aber die Tiere nach ihren örtlichen Bedingungen, ihrem Aufenthaltsorte und ihrer Aufenthaltsweise, so finden wir, daß auf jede Tierart im Rahmen ihrer Lebensweise auch daselbe allgemeine Erklärungsprinzip anwendbar ist; denn alle diese Tiere verfolgen denselben großen Zweck des Lebens, Bewegens, Ernährens und Fortpflanzens. Entsprechend dem ihnen zusagenden Ort ist auch ihr Körper gebildet.

Die Frage nach der Herkunft der Säugetiere wird von den Abstammungstheoretikern entsprechend ihrer Theorie dahin beantwortet, daß sie sich aus den niederen Tierformen entwickelt haben. Jedoch geht das nicht aus den fossilen Befunden hervor, denn die Säugetiere treten plötzlich und ganz

unvermittelt nach den Sauriern auf. Von Zwischengliedern oder Übergangsformen ist nichts bekannt. Das Auftreten des Menschen wird ins Ende des Tertiär verlegt. Aber auch für ihn fehlen die anknüpfenden Zwischenglieder. Woher stammen nun diese neuen Formen?

Wir müssen gestehen, daß wir, wenn wir einen „Schöpfungsakt“ Gottes und die Abstammungstheorie als solche nicht gelten lassen, hier vor einem scheinbar nicht zu lösenden Rätsel stehen. In ganz anderem Lichte jedoch erscheint die Frage, wenn wir die Tatsache des Vorhandenseins des primären, auf ein zweckgewolltes Ziel hin gerichteten Willens kennen, und seine Fähigkeit, den Stoff organisierend und zweckmäßig zu gestalten. Das plötzliche und unvermittelte Auftreten neuer Formen, wie es uns die geologischen Befunde zeigen, ist nicht mehr ein unbegreifliches Phänomen, welches der plausiblen Erklärung spottet.

Die monophyletische Entwicklungsreihe, d. h. das gemeinsame Abstammen aller vorhandenen Formen aus einer Wurzel, wird von vielen neueren Forschern abgelehnt; dagegen eine polyphyletische Abstammung der Haupttypen angenommen. Jede Hauptgruppe soll nach dieser Annahme ihre besondere Stammform, ihren besonderen von den anderen Gruppen unabhängigen Ursprung aus einem besonderen Urkeim für sich haben. Diese Annahme nähert sich schon viel mehr dem Zweckgedanken, dem auf verschiedene Lebensbedingungen hin angelegten Schema und Plan einer bestimmten Form, während die Abstammungstheoretiker alle vorhandenen Formen aus dem Chaos der Urstoffe ziel- und zwecklos durch mechanisch wirkende Anpassung an die zufällig vorhandenen und sich ändernden äußeren Lebensbedingungen der Umwelt entstehen lassen. Da wir nun in vorliegender Abhandlung nachgewiesen haben, daß in allen Lebewesen ein ganz bestimmter und zwar primärer Wille auf ein ganz bestimmtes Ziel hin gerichtet und vorhanden ist, so kann beim in's Lebentreten dieser Wesen nicht Ziel- und Zwecklosigkeit und zufällige Anpassung an zufällig vorhandene Bedingungen der Umwelt obgewaltet haben. Der primär vorhandene und gegebene Wille hat sich eben den Körper gebaut, den er zur Ausführung seiner ihm vorschwebenden oder ihm vorgezeichneten Ziele und Zwecke bedurfte.

Wer diesen Willen in's Leben gerufen, warum seine sichtbaren Anfänge sich unserer Wahrnehmung entziehen, worauf die Kräfte beruhen, deren er sich bei seiner lang- oder kurzlebigen Materialisation bedient, — das alles ist einstweilen unserer Einsicht verschlossen. Das können wir nur ahnen und müssen die Lösung dieser Fragen einstweilen dem religiösen Gefühl überlassen. Es ist aber schon viel erreicht, wenn wir wissen, was wir sind und was wir nicht sind.



Humor aus vergilbten Blättern.

Von A. Haffelblatt (Surjew).

Vor mir liegt ein Päckchen vergilbter Papiere — verschiedensten Formats, verschiedenster Handschriften und recht verschiedenen Inhalts. Sie waren bereits zur Vernichtung in einer Papiermühle bestimmt; der Papierhändler in unserem Embach-Althen, dem die Papiere unter die Finger kamen, hat jedoch mit sehr erfreulichem Verständnis mehr als bloßen Makulaturwert in ihnen vermutet und sie freundlich dem Schreiber dieser Zeilen zur näheren Prüfung überlassen.

Es sind — mit alleiniger Ausnahme eines Rezepts zur Konservierung von Stiefeln — Briefe und Briefchen, alle durchweg baltischen Ursprungs. Insgesamt sind's 24. Das älteste der datierten Dokumente trägt das Datum des 15. April 1825, das jüngste ist vom 29. Januar 1861 datiert. Zwölf von ihnen, also genau die Hälfte, haben überhaupt kein Datum aufzuweisen; diese Brieffschaften können aber, nach der Handschrift und sonstigen Merkmalen, mit einiger Sicherheit etwa in die Mitte des vorigen Jahrhunderts gesetzt werden, so daß die vorliegenden 24 Schriftstücke im großen und ganzen als Dokumente baltischen Lebens aus den 30-er bis 50-er Jahren des vorigen Jahrhunderts angesehen werden können.

Außer dem sehr gewöhnlichen Schnürchen, das dieses mir übergebene Konvolut zusammenhielt, schien auf den ersten Blick kaum etwas Verbindendes für die einzelnen Papiere unter einander zu bestehen — so sehr verschieden nach Inhalt und Herkunft nahmen sie sich aus. Eine genauere Bekanntschaft mit den seltsamen Fremdlingen führte jedoch zu einem anderen Ergebnis.

Was zunächst die Herkunft anlangt, so darf mit einiger Gewißheit angenommen werden, daß das in Rede stehende Konvolut einem livländischen Pfarrhause nicht fremd gewesen ist und wohl längere Zeit unter dessen Dache sein Heim gehabt hat. Denn von den 24 Schriftstücken sind nicht weniger als 13 an Pastoren oder Pastoren-Frauen gerichtet, und von diesen 13 Schriftstücken wenden sich mit Namensnennung 3 an „Pastor Döbner“, einer an (Pastor) „August Döbner“ von seiner Schwester Louise und einer an die „Pröpstin Döbner“; von den übrigen pastörliehen Briefen trägt nur noch einer eine namentliche Adresse, nämlich der an Pastor K ä h l b r a n d t zu Neu-Bebalg gerichtete, während die anderen schlechthin die Adresse: an den „Herrn Pastor“, an die „Frau Pastor“, „Madamm Pastor“ u. s. w. führen. Höchst wahrscheinlich sind diese pfarrhäuslichen Schreiben ohne Namensnennung gleichfalls zum weitaus größten Teile an Glieder der Familie Döbner gerichtet. Man darf daraufhin wohl annehmen, daß das ganze Konvolut aus dem Besitze der Pastoren-Familie Döbner stammt, und zwar aus dem Pastorat K a l z e n a u. Diese Annahme erhält auch dadurch eine gewisse Bestätigung,

daß die Kalzenauschen Döbners durch engere Familienbeziehungen mit dem einstigen Dorpat der 50-er und 60-er Jahre (und zwar speziell mit der Familie des Musikdirektors Friedrich Brenner) verknüpft waren, woraus sich unschwer erklären würde, wie diese Papiere aus dem fernen Pastorat Kalzenau (so ziemlich im äußersten Südosten Livlands) von der Düna-Gegend in die Embach-Stadt gewandert sind. — Die Pfarre Kalzenau ist drei Generationen hindurch von Gliedern der Familie Döbner besetzt gewesen; dem 1851 hochbetagt verstorbenen Pastor und Konsistorialrat August Friedr. Adolf Döbner folgte als Prediger zu Kalzenau sein Sohn, der nachmalige Propst Christian Karl August und diesem im Jahre 1870 sein Sohn Karl Rud. Theodor.

So wäre das Pastorat Kalzenau als der geographische Mittelpunkt dieses Schriftenkonvoluts anzusehen; aber es finden sich darin nicht ganz wenige Schriftstücke, welche zweifellos garnichts mit dem Pastorat Kalzenau oder der Familie Döbner zu schaffen haben — Briefe an Ärzte und Apotheker, mehrere Briefe aus Kurland, ein Brief aus Kamkau nach Neu-Pebalg u. s. w. Wie und woraufhin haben sich nun diese zwei Duzend Briefe zu dem Konvolut in gemeinsamer Umschnürung zusammengefunden?

Mit voller Gewißheit läßt sich diese Frage nicht beantworten. Ein gemeinsamer oder doch verwandter Zug tritt aber an all' den 24 Federerzeugnissen, wie verschieden sie ihrem Inhalte nach auch sind, doch ganz unverkennbar hervor: ein jedes von ihnen weist nämlich einen Stich ins Drollige auf — sei es nach der Form, sei es nach der Rechtschreibung, sei es endlich nach den originellen, mitunter überraschend naiven Gedankengängen. Dieser Stich ins Drollige ist den einzelnen Bestandteilen so stark aufgeprägt, daß in dem Ganzen geradezu eine Sammlung von schriftlichen Erzeugnissen unfreiwilliger Komik, von literarischen Kuriositäten vermutet werden darf. Die einzelnen Briefe sind — so will mir scheinen — seinerzeit von dem Sammler oder der Sammlerin als Curiosa aufgehoben und als solche der Aufbewahrung für wert gehalten worden. Dafür scheint mir auch der Umstand zu sprechen, daß viele dieser Schriftstücke nicht im Original, sondern in Abschrift vorliegen, darunter gerade die mit der drastischsten Komik. Es macht den Eindruck, als hätte der Inhaber der Briefe es direkt darauf abgesehen, seine Sammlung kurioser Schreibereien — etwa wie eine Raritäten- oder Autographen-Sammlung oder dgl. m. — geflüffentlich zu vervollständigen, so daß er zwecks Bereicherung seiner Sammlung selbst vor der Mühe des Abschreibens ziemlich umfangreicher Briefe nicht zurückschreckte oder solche Abschriften durch die Liebenswürdigkeit seiner Bekannten sich zu verschaffen suchte.

Diese Herkunft der Briefschaften ist für ihre kulturhistorische Wertung nicht außer Acht zu lassen: wir haben im Auge zu behalten, daß wir hier nicht etwa Normalerscheinungen des baltischen Lebens in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vor uns haben, sondern, daß diese Briefe schon zur Zeit ihrer

Entstehung als extraordinäres Gut, als sonderbare Abweichungen von der Norm angesehen wurden. Und wenn wir heute bei ihrem Lesen uns des Lachens oder Lächelns nicht erwehren können, so haben wir uns vorzuhalten, daß auch schon unsere Väter und Mütter, unsere Großväter und Großmütter sich an diesen Briefen amüsiert und herzlich über sie gelacht haben.

So viel gewissermaßen zur Quellenkritik dieser Schriftstücke; darüber wolle man aber nicht vergessen, daß sie trotz aller Lächerlichkeiten und gerade mit ihren Lächerlichkeiten doch eben echte Ausschnitte aus der heimatlichen Großvater-Zeit mit ihren Original-Typen bleiben.

*

Sehen wir uns nun in dem Inhalt dieser Zeitdokumente näher um. (Ich schicke voraus, daß ich, wo ich die Originale zitiere, deren Schreibweise genau beibehalte, im Interesse der leichteren Verständlichkeit des oft recht krausen Zeugs aber mehrenteils die Interpunktion nach heutigem Gebrauch in ihre Rechte treten lasse; ferner wird bei den Zitaten die Deutung stärker korruptierter Worte und Wendungen nicht in Anmerkungen gegeben, sondern in runden Klammern gleich in den Text hineingefügt.)

Wir stoßen zunächst auf einige kurze Briefe und Zettelchen geschäftlichen Inhalts, die sich durch absonderliche und meist recht dunkle Fassung auszeichnen. Verhältnismäßig noch klar ist — auch wenn das Objekt, um das es sich handelt, völlig ungenannt bleibt — folgende, vom 15. April 1850 an Pastor Döbner zu Kalzenau gerichtete gärtnerische Mitteilung:

„Sr. Hochwolgeboren!

Daß thut mir leit, daß ich damit nicht dienen kan — unt weis keinen in diesen Gegend Vorhand (gemeint ist wohl Vorrat) zu haben; in Stockmannshof felen auch. Zu nesten (nächsten) Jahr kennte ich wohl sticker 20 ablassen.

ergebenster Diener

Gärtner zu Kokenhusen

A. Schilling.

Eine andere gärtnerische Mitteilung, die ebenfalls aus dem, wie es scheint, mit seiner Gärtnerei sich eines guten Rufes erfreuenden Kokenhusen stammt und ebenfalls an Pastor Döbner in Kalzenau gerichtet ist, trägt das Datum des 22. Januar 1838; es hat dem Schreiber, der sich augenscheinlich um gewählte Wendungen abmüht, offenbar mehr Arbeit bereitet, als das soeben hier abgedruckte, 12 Jahre später von seinem Amtsnachfolger abgesandte Schreiben. Es lautet:

„Giettiefter Herr Pastor!

Sie werden mie vierzeigen, das ich die Freigeit genohmen abbe, Un Sie zu Greiben, und biette, das Gelt vier (für) die Samien, wu sie durch Herrn Nigsmann abben Eralten im Gar 1835, wu ich noch die

zettel abbe von Sie — das iest Summa 1^{1/2} Rubl. Sielber Mieng —
biette ich durch diesen Poshsten.

Errer Diener Rufenussche (Kofenhufensche) Kunst-Gärtner
Jacobsohn."

Typisch für den Mann, welcher sich durchaus als solcher legitimieren will, „der seine Bildung auch versteht“, ist das Wörtchen „Errer“. Für den Brieffschreiber ist das Wörtchen „Ewer“ eine unverständene und ungesprochene Redewendung; aber es darf in einem zeitgemäßen Brief nun einmal nicht fehlen, und so wird es durch die sinnlose Verballhornung „Errer“ vertreten. Übrigens macht das „Ewer“ oder „Euer“ noch heutzutage ebenso wie so manche andere unnötige und nur halbverstandene Briefkloster — ich erinnere nur an das durchaus entbehrliche und nutzlose, oft unverständene und korrumpiert hingefetzte „S. T.“, durch dessen Fortlassung ein vernünftiger Mensch doch höchstens erfreut, nie aber beleidigt werden kann — einem fein sein wollenden Brieffschreiber zu schaffen.

Ein ohne Angabe des Orts vom 11. Juni 1850 datierter Zettel von L. Bittenbinder „auf Herrn Frank“ begleitet die Sendung von „^{1/2} Rind von 5 Lb Fleisch zu 75 Kopelen bar (wohl für „per“) Lb und ein Sack Mehl“. Das Riespfund Rindfleisch kostete also damals nur 75 Kop. und das Pfund mithin nur 3^{3/4} Kop.

Ein weiteres Geschäftspapier — leider ohne Zeitangabe, aber vermutlich gleichfalls aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammend — zeigt, daß im Vergleich zu heute die Kornpreise lange nicht so stark gestiegen sind, wie die Fleischpreise. Das Briefchen lautet:

„An den Herren Arendater Gelohin! Bitte ich, ub sie kennen mieh
zuschicken pahr Furen Rugen Mehl zu R. 1—75 de Lohf I (lioländisch)
— gu (= ju, d. h. je) früher gu besser gu besser. Es grüße ihn

Hirsch Minkus in Trenteberg (?).

Der Ortsname ist nicht mit Sicherheit zu lesen. Vielleicht handelt es sich um ein nachlässig geschriebenes „Kreutzburg“; das Städtchen Kreuzburg im Gouv. Witebsk war für die Laudohn-Kalzenau-Fehltnsche Südost-Ecke Livlands der nächste und wichtigste Handelsplatz. Zu dem „gu früher, gu besser“ ist zu bemerken, daß wir in den uns beschäftigenden Briefen wiederholt den Buchstaben j durch g wiedergegeben finden. — Der Provinzialismus „ju“ (für das Wort „je“) ist in diesen Provinzen weit verbreitet und erstreckt sich keineswegs etwa bloß auf den lettischen Distrikt Livlands.

Ein von einem Kaufmann Latschkowsky am 5. März 1850 (das Datum ist in lettischer Sprache verzeichnet) ausgestelltes Dienstzeugnis an ein „Mädchen, das wird abgelassen von uns, das sie will nicht hier bleiben“ — ist so unverständlich gehalten, daß damit kaum etwas anzufangen ist.

Ein Muster unbeholfenster Ausdrucksweise ist der folgende undatierte Brief (Copie):

„Lieber Herr Huhn!

Den ich habe an Herrn Kreisdeputierten es gesagt wegen die Pergeln, was Sie liffen (? spliffen), das ich sollte an Ihm fragen und Bitten, das man wirt nicht auskommen mit zwei Fuder Pergel. Und, Lieber Herr Huhn, denn Kammann (kann man) auch auskommen mit zwei Fuder, den das Pastoratgemeinde mus fueren gespliffenen Pergeln zwei Fuder, nicht ungespliffen oder imflose (im Klog), den es steht in Circulair zwei Fuder gespliffen Pergel, schon fertiger Pergeln. Den, Lieber Herr Huhn, so sagen Sie, das die Pastorats Gemeinde es zufueren die zwei Fudern fertige Pergeln; der Circulair folget mit.

Bin Ihr alter Freund

M. Seltling.“

Mutmaßlich ist der Autor dieses Briefes ein ehrsamer Küster, der in diesem recht unglücklich gedrechselten Schreiben wohl lediglich möglichst nachdrücklich betonen wollte, daß ihm nur ja zwei Fuder gespliffener Pergel und nicht etwa unbearbeitetes Pergelholz zugeschiedt werde.

Dunkel ist der Sinn folgenden, ohne Adresse und ohne Unterschrift mit dem betr. Ziegenbock im Pastorat abgelieferten Zettels:

„Maddam Paster! Diesen ziegen Bock lies an euch Herr Paster behalten waffen Zeitchen. Den 13. März 1852.“

Dagegen ist seinem Sinne nach vollkommen klar ein anderes an die „Brau Pastoren“ gerichtetes, aus Kreuzburg vom 23. November 1854 datirtes Schreiben, welches lautet:

„Beste Frau Pastoren!

Ich bitte Sie recht sehr, das Sie von mir empfangen ein kleine Present — Pfefer Kuchen; und das wird mir eine Freide machen damit, wan Sie werden es empfangen. — In ibrigen verbleiben Sie gesund — von mir

Madam Fingerhut.“

Hören wir schon aus dem bisherigen Briefen mehrfach pastorale Anklänge heraus, so tönen aus einer Reihe anderer Schreiben die pastoralen Beziehungen noch viel unmittelbarer uns entgegen.

Wie wenig federgewandt zu jener Zeit auch Vertreter der oberen Gesellschaftschichten waren, beweist ein Zettelchen, das ein Herr A. J a s i n s k y (der Name ist übrigens nicht mit Sicherheit zu entziffern) am 12. März 1830 an seinen „guten Freund“, den Pastor, richtet.

„Lieber guter Freund, Herr Pastor!

Erlauben Sie, ihre Kirchen sehen einer Damme, welche ist jetzt bey uns und viel (will) sehen — und ich weiß, daß Sie werden für daß tuhen.

Ihre gute Freund A. J a s i n s k y.“

Mit der formlosen Schlichtheit dieses Briefchens kontrastiert eine an die Frau Pastorin gerichtete, fleißig verschmückte und devote Einladung zur Taufe „eines Jungen Sohnes, den Gott uns hat bescheret“. Das undatierte Schreiben führt sich mit der komplizierten Anrede ein: „Hoch Wohlgeborene Hoch zu Ehrende Gnädige Frau Pastorin, mit tieffen Reverenzen komme ich tief gebeut (gebeugt), Ihnen zu bitten, werden nicht verabsagen meinen Ehrgebendsten Bitte dero Hoch Wehrtesten Frauen.“ — Dann folgt die Bitte, die hochgeehrte gnädige Frauen wollen „am 28-ten Februari“ bei dem „Jungen Sohn, der zur heiligen Taufe befördert“ werden soll, „das Amt einer Taufzeuen willig übernehmen“, „nach beendetem Tauf Actu aber in Unser Behausung einsprechen und sich daselbst mit einer wohlgemeinten Glas Wein bewirthen lassen.“ Das Schreiben schließt: „Wir werden die uns hier unter erzeugte Gefälligkeit mit schuldigstem Dank erkennen und ich werde bezeugen, daß ich beständig sey ihr fußfälligster Diener Carl Wilhelm Ehrigsohn und seine Frau Catarin.“

Ein weiterer, offenbar sehr eilig geschriebener Zettel mit der an einen Pastor gerichteten Bitte um Vollziehung einer Trauung, datiert vom 23. Juni 1840, lautet:

„Wr. Hochwolerwürden werden geben (soll wohl heißen „gebeten“), die Eheliche Verbindung mit meiner Braut um 5 Uhr heutigen Tages zu vollziehen. Solches bittet inständigst Ihr ergebener Diener

Gotthard Stesloff.“

(Nachschrift:) „Die Eheliche Verbindung findet in Bonufonture statt.“

Spaßig ist das „Wr. Hochwolerwürden“ zu Eingang des Briefes. Es zeigt noch deutlicher, wie das bereits erwähnte „Errer“, welche Schwierigkeiten des Wörtchen „Ewer“ dem Begriffsvermögen vieler Brieffsteller bereitete; das „Wr.“ bildete für den glücklichen zukünftigen Ehemann offenbar eine gänzlich unverstandene mystische Formel. — Die Ortsbezeichnung „Bonufonture“ ist zweifellos ein korrumpiertes Bonaventura. Ob damit das kleine Gut Bonaventura am Jägel-See bei Riga gemeint ist, muß dahingestellt bleiben; in diesem Falle ist schwerlich der Prediger von Kalzenau zu der „heute“ vorzunehmenden Amtshandlung in „Bonufonture“ aufgefordert worden, da eine allzu weite Entfernung die beiden Ortschaften trennt. Vielleicht hat auch ein kleinerer Forst- oder Wirtschaftsbeamter oder Händler im Kalzenauschen Pfarrkreise sein bescheidenes Heim mit dem stolzen Fremdnamen geschmückt, wobei er sich natürlich wenig daraus machte, sich wegen der verkehrten Aussprache und Schreibweise seines eigenen Heims eine lächerliche Blöße zu geben.

Das köstliche Ergebnis eines heißen Seelenkampfes zwischen der Wahrheitsliebe und den Vertuschungsgelüsten eines reuigen Ehemannes, der vermutlich einer Liebingschwäche seiner geliebten Gattin zuerst willig Folge ge-

leistet hatte, stellt nachstehendes an „Hochwohlgeboren Herrn Herrn Pastorh
Döbner in Alt-Calzenau Pastoraht“ gerichtetes Schreiben dar:

„Gütigster Herr Paster! Verzeugen Si mich, das ich ihn so viehle
mahl beschwere wegen der aufgabe meiner Frau, da si Spähter ihre
Altertuhm genauer berechnet hatt, das sie 36 Jahren alt ist,
da ich aber 30 Jahren aufgeben habe.

Ihr gehorsamster Diner

F e h t e l n, 8-ten May 1850.

R. Baer.“

Ob dieser Kalzenausche Eingepfarrte in Fehlteln sich aus eigenem An-
trieb zu der reuigen Alterskorrektur seiner besseren Ehehälfte ermannt oder
durch deren Gewissensbisse dazu getrieben worden ist, wird sich nachträglich
schwerlich ermitteln lassen. Daß aber bei einer „Frau in den besten Jahren“
eine Verrechnung um ganze 6 Jahre zu Gunsten ihrer Jugendlichkeit auch
anno 1850 nicht ohne jegliche Mitschuld des liebenden Gatten zustande
kommen konnte, wird wohl für ziemlich ausgemacht gelten dürfen.

Von einem nicht sehr hohen Grade von Stilgewandtheit und Klarheit
des Ausdrucks zeugt folgender, dem Pastor R a e h l b r a n d t in Neu-Pebalg
erstattete Bericht über einen Unglücksfall:

„Sr. Hochwohllehrwürden Herrn Pastor.

Daß der Magd von Bittes Wirthen Peterjohn am 27. Ofbr. in der
Hafer Riege als Drescherin war, an demselben Tage ist sie beim Cornwündigen
gewesen, ohne erlaubniß und wüßsen ist sie in der Riege eingegangen, wo
der Ofen angeheizt gewesen. Sie ist gegen der Ofen wahrscheinlich wollen
zu erwerden nur, aber sie muß in der zeit eingeschlaffen, und wegen der
Hütze vom Ofen und von die Heißen Ziegel hat sich ausgebraten. Nach
einer zeit lange haben die übrige Drescher gehört, daß in der Riege wird
geheuz — so sehen es nach und finden des Mädchin beim Ofen liegen;
von Ihre Kleider ist nicht das geringsten vom Feuer angebrandt gewesen.
Sie wahr ein Fleißiges Mädchen.

Hochachtungsvoll habe die Ehre, mich unterzuzeichnen

Ihr gehorsamster Diener

Ramkau, d. 21. Novbr. 1860.

C. Peterson.

In taktvoller Weise hat der Verfasser seinen Bericht über diesen Un-
glücksfall mit schwarzem Lack gesiegelt; das Siegel führt die Buchstaben
„C. P.“; die Adresse lautet: „Sr. Hochwohllehrwürden dem Herrn Pastor
Raehlbrandt in Neu Pebalg.“ — Beiläufig bemerkt, widerspricht auch dieses
Dokument keineswegs der vermuteten Kalzenauer Herkunft des ganzen Kon-
voluts der uns beschäftigenden Brieffschaften; denn Propst Christian August
Döbner zu Kalzenau war mit dem Adressaten, Propst R. L. Raehlbrandt zu
Pebalg sehr befreundet*), so daß die Ueberführung des vorstehenden Schreibens
aus Pebalg nach Kalzenau sich unschwer erklärt.

*) R. L. Raehlbrandt widmete u. a. in den „Mitteilungen“, Bd. XXIX. dem ver-
storbenen Propst Döbner einen warmen Nachruf unter dem Titel „An Vater Döbner's Grabe.“

Nächst dem Pastor sind auf dem Lande die von den Kirchspielsinsassen brieflich am meisten in Anspruch genommenen Personen in der Regel wohl der Arzt und der Apotheker; und seit alters pflegt in den subjektiven Laienschilderungen und beweglichen Klagen von des Leibes Schäden und Nöten der unfreiwillige Humor eine ganz beträchtliche Rolle zu spielen. In der vorliegenden Sammlung kurioser Brieffschaften finden sich aus dieser Kategorie leider nur drei. Keiner der drei angerufenen heilkundigen Briefempfänger dürfte um das in den Klagen der Patienten aufgewendete Maß von Klarheit der Krankengeschichte zu beneiden gewesen sein.

Da wendet sich zunächst der Alt-Calzenausche Kirchenkrüger Kersten an den Doktor. Das versiegelte, aber ohne Adresse gebliebene Schreiben lautet:

„Hochgebohrener Herr Doctor!

Er. Hochgebohren muß ich meine Lage schildern und wegen meine Krankheit, die mich äußerst darnieder zu Bette versetzt hat, berichten: ich muß deswegen aufbrechen, um eine Hülfe durch Er. Hochgebohren Mittel zu verschaffen suchen, und weil ich zu schwach bin und die Kräfte fehlen, einen Gang zu Er. Hochgebohren zu machen, um mir persönlich vor Sie zu zeigen, weder noch jemanden anderen vernünftigen Menschen zu senden haben vermag, der die Krankheit beschreiben könnte — habe ich aus Noth mich nicht geweigert, dieselbe aufs Papier zu zeichnen und Er. Hochgebohren zuzusenden, meine Armuth ist es, daß ich nicht dürfe derowegen den Herrn Doctor lassen bitten, mir besuchen. — Des Morgens bekomme ich den Frost; anfänglich hatte ich alle andere Tag die Fröst, nun habe ich fast am jeden Tage; aber die Zeit meiner Bettläge habe ich über fünf Wochen gehabt (d. h. er hat schon 5 Wochen zu Bette gelegen); darnach erfolgt übermäßige Hitze und Schwitzen und dieses hat bey mir den Dauer am längern, als die Kälte bis dato gehabt.

Alt-Calzenau, am 23. May 1830.

C. F. Kersten, der Kirchenkrüger.“

(Nachschrift:) „Was die Medicinen betreffen, werde ich Er. Hochgebohren mit den baaren Geld und nach das Gesundwerden noch mit den Dank bezahlen.“

Dieses Schreiben vom Jahre 1830 ist in so schönen, festen Zügen zu Papier gebracht, daß man seine Niederschrift schwerlich einem Krüger, und noch dazu einem von Schüttelfrösten und hohem Fieber heimgesuchten, zutrauen kann. Ich möchte nach Stil und Handschrift vermuten, daß es der Küster loci gewesen ist, der als gebildeter Vertrauensmann des kranken Krügers diese seine Krankengeschichte verbroschen hat.

Um so zweifelloser ist eigenstes Produkt des Briefstellers der folgende undatierte Brief an einen Apotheker.

„Lieber Herr Apotheker!

Die Mädchen, (wegen) die ich bei Ihnen gewesen bin und wie auch folget hierbei der Rezept; es hätte ihr schon 14 tage nachgelassen, aber sie hat Sauer Milch gegessen, bekam sie wieder.

Meine Frau ist getreten worden vom ein Pferd und hat ihr auf ein Bünger eingeblüßen; und jetzt, als benahe 6 Wochen, hat sie kein apotit zum essen und auch zu zeiten wil Sie in Ummacht (Ohnmacht) bleiben, und auch im Herzen leidet Sie ungefer, und wan auf Ihre meinung, daß auß schrecke gekommen ist, so bitte um ein Adestat.

Aron Lorie.“

Es ist recht erstaunlich, mit welcher Kaltblütigkeit Herr Aron Lorie 6 Wochen dahinstreichen läßt, ehe er sich wegen seiner vom Pferde getretenen Gattin an die ärztliche Kunst des Apothekers wendet und mit welcher verbrecherischen Genügsamkeit er sich auf die Bitte um ein „Adestat“ dafür, daß die gebissene und getretene Frau „apotit“ und Gesundheit bloß aus Schreck verloren habe, schließlich beschränkt.

Eine wahre Perle redseliger Schreiberei ist der Doktor-Brief einer kurländischen Vertreterin des schönen Geschlechts, deren Stolz auf vergangene Jugendschönheit nicht minder hell wie ihr Bewußtsein von dem Schage seiner Manieren und hochgebildeter Redewendungen, den sie ihr eigen zu wissen glaubt, aus ihren Zeilen hervorleuchtet. Leider liegt dieser Brief nur in einer Kopie, und dazu ohne Angabe des Datums vor. Madame Lavendel klagt dem Doktor „Wormer“ in Talsen folgendermaßen ihr Leid:

„Hochveredelter, erhabener Herr Doktor!

Schon verwichenenes Jahr hörte ich von Ihrem werthen Namen wie eine Posaune aus die 4 Winde und von ihre grosmitige Person bei arme Seite. Da sagt mein seliger Lavendel: Kind, geh zu ihm; er, er wird dir etabliren. Ja, so sagt er; denn mein Kerper leidet sehr, mein Kopp ist so duddlich, das mir alles ausfieht grün. Aber so recht kann ich's nicht aussagen, was mir schadlich.

Sie wissen denn doch das alles — vor was sind sie denn Doktor mit so viel Aufßöhn! Sie werden mir meine Person aus ihr Angesicht nicht lassen und mir von meine Zustande befreien. — Sie kennen mir doch, die Lavendel beim Spahnschen Krüge; alle Menschen kennen mir vor meine redliche Sehle und mein sehliger Lavendel freite 3 mal nach mir — ich war in meine junge Jahre sehr im Ansöhn, alle Woche 5 Freier.

Es würde mir sehr freuen, wenn ich dürste betreten ihre hochgeadelte Schwelle, das sie mir kennnten kriegen zu seen; denn mein Kerper ist aufgeprägt auf meine ziege. — Ich bitte ihnen nochenmal um ihre gnädige erniedrigung an meine arme Person.

Ihre erniedrigste Dienerin

Madame Lavendel.“

Adresse: „An den neuen H. E. Doktor Wormer, an die rechte Seite Bei Affessor Bolsching in Pflücken Talsen.“

Die Madame Lavendel mit ihrer redlichen und redseligen Seele adressiert ihr Schreiben an Dr. Wormer in Talsen. Einen Doktor dieses Namens hat es aber, wie aus Dr. J. Brennsohn's Buch „Die Ärzte Kurlands 1825 bis 1900“ zu ersehen ist, in Kurland um diese Zeit nicht gegeben. Wahr-

scheinlich ist Madame Lavendel mit dem Namen des „neuen“ Arztes, obgleich sie diesen Namen „wie eine Posaune aus die 4 Winde“ gehört haben will, ein kleines Versehen passiert und hat unter dem „Doktor Wormer“ den Doktor Friedrich Worms gemeint, der (geb. 1824, † zu Riga 1878) nach beendigtem Studium auf der Landesuniversität 1850—65 in Talsen als Arzt tätig war und sich dann als Homöopath in Riga niederließ. Diese Namensverkümmelung ist um so wahrscheinlicher, als die Brieffschreiberin es mit der Namensschreibung überhaupt nicht allzu genau zu nehmen scheint — macht sie doch in derselben Adresse aus einem Angehörigen der bekannten kurländischen Baronsfamilie Bolschwing einen Assessor „Bolsching“. Falls Dr. Friedrich Worms der Adressat ist, können wir diesen Brief auch mit einiger Sicherheit datieren, nämlich ihn in den Anfang der 50-er Jahre des vorigen Jahrhunderts setzen, da Dr. Worms sich 1850 in Talsen niederließ und von der Brieffschreiberin als „neuer“ Doktor charakterisiert wird.

Die sonstigen Brieffschaften sind kaum unter einen gemeinsamen Generalnennen zu bringen. Sie handeln von allerlei persönlichen Dingen, wobei wiederum mehrfach pfarrhäusliche Beziehungen gestreift werden.

Da findet sich u. a. folgender Ausdruck treu sorgender Schwesterliebe:

„Ein Recept, die Stiefeln gut zu erhalten.

Nimm halb Wachs, halb Ruffische Seife, koche das in heißes Wasser auf und lege gebrannte Knochen dazu, so werden die Stiefel nicht so rauh. — Lieber August, verzeihe, daß es so schlecht geschrieben ist, allein es ist schon spät am Abend. Ich bin

Deine Dich liebende und sorgende Schwester

Louise Doebner.“

Beiläufig bemerkt, muß die Brieffstellerin gegen die Selbstanklage, „so schlecht geschrieben zu haben“, energisch in Schutz genommen werden: dieses Zettelchen weist die schönste, sauberste und marktigste Handschrift in der ganzen vorliegenden Sammlung auf.

Ein recht trübes Licht auf die Erfahrungen in einer ersten Ehe wirft der Brief eines zum zweiten Male unter das Ehejoch gegangenen Mannes an „Ihre Wohlgeborene die Frau Probstin Döbner in Pastorath“:

„Hochgeschätzte Frau Probstin!

Mit Freuden bestimmte ich eine Jagd für Sie auf Reh, und habe auch einen Jungen Bock bekommen. Da es für Sie bestimmt ist, so bitte ich es gefälligst anzunehmen. Mit Freuden benachrichtige ich Ihnen, das meine zweite Liebe und Freude sich gesund befinden; der Liebe Gott gebe es mir zu erleben, bessere Freuden als von der ersten. — Verbleibe Ihr Sie stets gehorsamer

Mongbiyu, d. 29. Ja. 61. Gustav Krömer (oder Krämer).“

Unter dem vom Brieffsteller verzweifelt ausländisch, aber auch verzweifelt unrichtig geschriebenen Ortsnamen „Mongbiyu“ ist das Alt-Kalzenausche Bei-

gut Monbijou zu verstehen. Von köstlicher Zutraulichkeit ist der Ausdruck der Hoffnungen, welche der brave Monbijou'sche Verwalter oder Arrendantor inbezug auf „bessere Freuden“ von seiner „zweiten Liebe als von der ersten“ vor der Frau Propst ausschüttet.

Ein Bröbchen anzüglichlichen Necktones gibt ein Zettel, der leider undatiert und dessen Namensunterschrift zweifelhaft ist.

„Liebster Pastor!

Vorigen mahl ich habe Guten Freund abends gewartet; aber mann sehet, daß das auf ein mahl zu viel ist: versprechen und das Wort erfüllen!

Meine Frau mit größtem Dank schickt geliebtenen Sonig ab und verbittet, daß so lange gehalten hat. — Ich bin schon gesund — es sey Dank dem Hrn. Dtr. Schilling, nur mus in quarantine sitzen!

Dein Aufrichtiger Freund und Diener

J. Labinski.“*)

Bermutlich gehört auch dieser Brief in die Kalzenaufsche oder Kreuzburgsche Ecke und ist an einen Kalzenaufschen Pastor Döbner gerichtet gewesen — vielleicht von einem Witebskschen Gutsbesitzer. Die Beziehungen der livländischen Südost-Ecke nach dem Gouv. Witebsk hin und besonders nach dem Witebskschen Städtchen Kreuzburg waren, wie schon erwähnt, sehr rege. Der in dem Schreiben rühmend hervorgehobene Doktor Schilling ist vielleicht der aus Schlesien eingewanderte Schlesier Carl Benjamin Schilling, der in den Jahren 1810—30 als Ökonomie-Arzt in Kreuzburg ärztliche Praxis betrieb, vielleicht auch dessen Sohn Carl Wilhelm Andreas, der in den Jahren 1828—34 das ärztliche Studium an der Embach-Universität absolvierte, und dann in der ersten Hälfte des Jahres 1836 in Kreuzburg Kreisarzt war.**) Darnach wäre des vorliegende Schreiben mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die Zeit um die Jahre 1826—36 zu setzen.

Unbeschwert von grammattikalischen und syntaktischen Regeln und in der Rechtschreibung ausschließlich von phonetischen Grundsätzen geleitet, ist der nachfolgende schweste rliche Brief. Ein Interpunktionszeichen findet sich im Original überhaupt nicht vor; alles geht Zeile für Zeile ohne Einschnitt herunter — mit alleiniger Ausnahme der in Frauenbriefen so beliebten Nachschrift, die mit einem Absatz einsetzt. Der von sehr schreibunggeübter Hand niedergeschriebene Brief ist undatiert; er lautet:

„Mein Liebi Schwester! Nach langer zeit will ich (will ich Euch) bisuchen mit Klein Ronny schreiben (das Wort „schreiben“ ist über die Worte „Klein Ronny“ hineingefügt) sei, mein libi schwester, herchlig gi grift von uns. Es tut uns ser leit, das wir nicht wusten su langi, wu du bist un wi es eich (Euch) get. Gott lob, wir find gifund un leben immer nach alten. Du kanst nicht glauben, wie ich dir nicht fergeffen

*) Der Name könnte auch „Sabiniski“ oder „Sakunski“ oder ähnlich gelesen werden.

***) Dr. J. Brennsohn „Die Aerzte Rurlands 1825—1900“ S. 174.

kan. Geg tuftumir (tuft du mir) fer leit. Kommi, libi Schwester, wen (wenn) es meglich ist; wen du nicht kanst, den schreibi, wi es eich get. Sei nicht fer traurig — der libi gotchen (vor diesem Worte ein ausgestrichenenes „gotte“) wird helfen dir. Abber es wirdi uns fer Freigen, mit dir zu sam kommen un wider sen lesi wi du kanst. Leb't Reich't Wohl schreibi dein dich lebendi Schwester C. M o n d in N.-Zubahn.“

Nachschrift: „bisuchi uns mit Klein Konne.“

Im ersten Sage dieses Briefes kommen die Gedanken der Brieffschreiberin nur lückenhaft zum Ausdruck. Ein wirkliches Besuchen kann unter dem „bisuchen“ nicht gemeint sein und noch viel weniger ein Besuch mit „Klein Konny“; denn dieser kleine Konrad ist ja nicht etwa ein junger Mond in Neu-Zubahn, sondern der vermutlich verwaiste Knabe gehört, wie die Nachschrift zeigt, ins Lager der schwesterlichen Briefempfängerin. Der Briefanfang ist im Sinne von Frau Mond vielleicht folgendermaßen zu ergänzen: „Meine liebe Schwester! Nach langer Zeit will ich euch besuchen — wenn auch nur mit einem Schreiben. Mit Klein-Konny sei du, meine liebe Schwester, herzlich begrüßt“ u. s. w. — Für die Wendung „lesi wi du kanst“ gegen Schluß des Briefes finde ich keine Erklärung.

Amüßant sind zwei Briefe aus der Dienstbotensphäre. Im ersten schüttet ein weiblicher Hausgeist namens Carolina einer gleichfalls Carolina benannten Kollegin ihr Herz aus über „sie“, nämlich die Hausfrau. Der Brief ist ein abendliches Sonntagskind, im übrigen aber leider undatiert; er ist adressiert: „An Demoisele Demoisele C. Wansteg“ und lautet:

Am Sonntag abend um 7 Uhr.

Liebes Carolinchen!

Da ich Jetzt allein bin und die Frau ist ausgegangen und daß andere Mätchen Schleft, so habe ich jetzt Zeit, ihn zu Sagen, wie schlet (schlecht) Es mir get. Ach Gott, sie ist noch doller wie unfere Frau. Ach, ihr geiz daß könt keine Grenzen, wie sie ist furchtbar. Ich glaubte, daß ich hier bessern Caffee bekommen werde. Das is! garnicht war, den ihr caffee ist So schwach wie unser Apfochliß und da wirt noch waser zugegosen und denn trin(f)t man lieber warm waser. Ich konte heite garnicht Trinken. Ich habe mein Krus (ursprünglich war geschrieben „Kruschen“) weggeben; mir wurde so übel, daß ich garnicht wuste, waß ich machen solte. Mit den Arbeiten könte ich wohl fertig werden, aber nach I h r e n Sinn ist schwer zu machen und könen sie sich dönten daß alte Lied vom fer..... Waß zerschlagen wird, muß ander stele gekauft werden und gar keine seife giebt sie, die hende zu wassen. Ach Gott, wie meine hende sehen ausfehn — des können Sie sich wohl denken. Sagen Sie mir doch, wie Es ihn get. Ich habe noch mehr zu sagen, Aber habe nicht Zeit. — Raten Sie mir doch, waß soll ich machen. — Herzliche Grise allen, allen. Vergesen Sie mir doch nicht

Carolina S.“

Nachschrift: „Ferbrennen Sie doch Ja mein Brief, Liebe, Liebe!“

Wir sind Carlinchen Wansteg aufrichtig dafür dankbar, daß sie die Schlußbitte um des „Ferbrennen“ des an sie gerichteten Briefes nicht erfüllt hat. Oder sollte dieses Zeugnis dienstbotlicher Seelenfreundschaft überhaupt nicht die „Demoisele Demoisele Wansteg“ erreicht, sollte er vielleicht gar in die Hände „unserer Frau“ gefallen sein? In dem letztvermuteten Falle brauchten wir die beiden Carlinchen um ihre dem Briefe gefolgten Erlebnisse wohl nicht zu beneiden, freilich auch nicht der Jungfer Wansteg einen Dank zu votieren. — Der Herzenserguß von Caroline zu Caroline zeigt jedenfalls, eine wie große Rolle schon vor etwa zwei Menschenaltern der Kaffee für das Gemüthsleben der Zimmer- und Küchenfeen hierzulande spielte. „Abkochlis“ („Aptochliß“) ist im lettischen Teile Livlands der allgemein bekannte terminus technicus für den Aufguß auf den einmal bereits ausgekochten Kaffee.

Sehen wir in diesem Briefe Dienstboten unter sich, so handelt es sich in einem zweiten Briefe aus dieser Sphäre um eine von auswärts kommende Beschwerde wider eine Dienerin des Hauses, wider die in allen Leib- und Magenfragen auf dem Lande so wichtige „Wirtin“ oder „Mamsell“ der alten Zeit. Diesmal ist's die Mamsell der Frau Pastorin; und gründlich werden ihr ihre Sünden angestrichen:

„Ihrer Wohlgeborren Brau Pastorin!

Gütigste Brau Pastorin, ich bitte Sie recht sehr, um das Sie nur kein iebel nehmen, was ich schreiben werde. — Der Herr Pastor gab mir Arbeit und ich bedanke ihm auch sehr dafür. Gott gebe den Herrn Pastor mit die Brau Pastorin die Jahren auszuleben und ihr einzigen Sohn auch dazu und mit vil glied das Sie glücklich immer vortzuleben. Und bedanke ihm für ihr zalz und Broht; nur das einzige: wen diese mamsell nicht were bey ihr alles Wirthin, den Sie versteht in die wirtschafft umzugehn, so wie ich versteh danzen zu gehn.

Den bis dato habe ich, Beste vrau Pastorin, nicht sich beklagt um daß kost, dadurch ich wolte Sie kein verdruß machen. Aber auf das gutes lezt muß ich ihn (Ihnen) doch erzehlen. Wen Sie solte mir Caffee geben, so hat Sie gegeben, das man lönte auf Broht schmieren — so dick war es; und wan Sie solte mir Bir geben, so lis Sie wasser bengiffen. Und den Dauert es noch zwey Stunden, bis man das beckam, nachzugehn imer nach ihr hintersten zu bitten und zu betlen. Aber das ist nicht der art bey die vrau Pastorin. Wen die vrau Pastorin selbst in wirtschafft ging, den wer es ganz anders. Den was die vrau Pastorin hat verstand in ihren kleinen finger, hat die Mamsell nicht in ihr ganzen leib und leben; den Sie ist imer eingeschlaffen. Wächte doch die vrau Pastorin ihr lassen ein mahl gut ausschlaffen, vileicht mä(ch)the sie besser sein, und in dessen wünsche ich den Herrn Pastor mit die vrau Pastorin vil Glic, das mein Wunsch von dem Herrn Gott erfüllt werde — von mir ihr untertähigster Maller

Israel Fingerhut.“

Dieser bitteren Klage eines Vertreters des starken Geschlechts über eine pfarrhäusliche Wirtin sei ein von einer Vertreterin des schönen Geschlechts

ausgeschütteter Klageerguß an einen kurländischen „Oberdesponenten“ an die Seite gestellt. Der Brief ist undatiert und nur abschriftlich (auf einem Blatte mit dem köstlichen Arzt-Briefe der Madame Lavendel beim Spahnschen Krüge) in der Sammlung enthalten.

„Sr. Hochedelgeboren dem Herrn Ober-Desponent E k e r t
im Privat Gut Mesoten.

Herr Desponent Ekert!

Ich bin verpflichtet, unbekannter weise an sie zu schreiben. Da ich 13 Jahre unter Fürst Liven sein Leite bin gewesen, da ich das ganze Gebiet wie ein altes Buch kenne, dadurch erdreiste ich mir, sie alles gründlich herzuhalten. Wie Glenbau (?) wurde gekauft, war nicht so eine Verwaltung in Mesoten, wie jetzt ist. Kurz, ich bin über die Bauerschaft sehr ungehalten, daß sie so böse Hunde halten. Doch wenn Menschen auf die große Landstraße gehn, da darf so etwas nicht erlaubt werden; es wäre doch auch genug, wenn ein Hund bellt, der nicht beißt, und die Beißhunde an die Kette gehalten werden in jedes Gesinde. Ich werde mir in Mitau beschweren und die Behörden es bekannt machen, das Leite, wo man so lange gewesen, so angefallen sind.

Auch sie, Herr Desponent, halten in Kronsgut solche Doggen Hunde los (nicht an der Kette). Unter Leite machen viele mich herunter. O! wie Gottlos ohne Erziehung doch Gebietsleute! Wenn einige Deutsche Hezereien machen — wie ist das häßlich anzuhören; wenn unschuldige Menschen herunter gerissen werden. Diese Behandlung habe ich nicht verdient. Ich würde weinen, wenn ich mein Brod nicht so schwer verdienen müßte; wenn ich eine Bäuerin wäre, so würde ich Brandteweins-tränen weinen, jetzt kann ich es nicht. Hätte ich Kinder, so würde ich sie recht vernünftig erziehen — schade, ich habe keine. Bin auch in Mesoten alt geworden unter Gebietsbauern. Hofes Leite sind in Mesoten recht gut, nicht aber alle Mesotensche deutsche Leute, — haben alle beinahe Verwandte im Gebiet; schweres Fortkommen ist in Mesoten bei'n Fremdling, er wird gemißhandelt.

Ich habe keine Worte weiter mehr zu schreiben. Ich schließe mit Schmerzen mein Brief.

Katharina Hoffmann,

Kreislehrers Tochter in Windau und Tuckum.“

Nachschrift: „Verzeihen Sie mein undeutliches Schreiben.“

Unter den „Hezereien“ von „einigen Deutschen“ hat die arme Briefschreiberin, die eine recht originelle Figur gewesen sein muß und einem recht ambulanten Beruf nachgegangen zu sein scheint, vielleicht direkt das Hezen von Hunden auf sie und nicht etwa Hezereien nach dem heutigen Sprachgebrauch gemeint. Der Sinn dieses dunklen Teiles des Schreibens der Katharina Hoffmann, vermutlich doch einer Deutschen, ist möglicherweise etwa: Wenn gottlose Gebietsleute ohne Erziehung mich herunterreißen und die Hunde auf mich hezen, so ist es schlimm genug; vollends schändlich aber ist es, wenn Deutsche so etwas tun! — Dunkel ist übrigens auch der Gedanken-

gang, in welchen sie sich in die Lage einer Bäuerin mit nachfolgenden „Brandtweinstränen“ (?) oder in die einer Kinder erziehenden Mutter versetzt. — Beiläufig bemerkt, ist es ein Zeichen jener fernen Zeit, daß aus keinem aller 24 Briefe der uns beschäftigenden Sammlung so etwas, wie ausgesprochenener nationaler Haß oder politischer Hader zu uns sprechen, wenn man nicht etwa aus dem vorstehenden Schreiben eine nationale Note heraushören will.

Eine sehr viel weniger autoritative Stellung, als der „Herr Ober-Despote Eckert“, der Empfänger des Schreibens der „Kreislehrers-Tochter in Windau und Luckum“, muß ein „curischer Amtmann“ innegehabt haben, von dem mir in unserer Brieffammlung folgendes abschriftlich zu lesen bekommen:

„Brief eines curischen Amtmanns an einen Gutsbesitzer.
Beste Freund! Schönster Genner!

In Eröffnung Dero Güte, wovor Ihnen der allwaltende Jehova lohnen wird, bitte in mein Haus Ruhe zu schaffen.

Der Tischler Martin aus Rudeln Gesinde kommt zu meiner Frau in das Kammer, wo sie eben das schönste frische Butter von dem schönsten süßen Schmand von dem besten lieben Vieh mit Sorg und Mühe hegt — und wenn ich ihm verkaufen thun wollte, wie mir viele Brave Männer sagen, so würde es mir leichtlich zu 11, 12, 13, 14 auch 15, selten zu 16, schwerlich zu 17 und garnicht zu 18 Rbl. abgehn. Sagt zu meiner Frau, sie soll ihm ein Glas Brandtwein fürstrecken. Mein Frau bitt genug artiglich, er mögte seiner Stege gehn. Allein dieser Boß (?), den allwaltigen nicht könnend, greift meine Frau No 1 und drückt ihm an das Wand, daß es ordentlicher Weise krachen thät — verfährt No 2 mit schnöden, kitzlichen Redensarten und will ihr No 3 Schnippschens geben und zeigt mir No 4, der ich, an Jehovah denkend, hinzugelaufen komme, zwey große, dicke Ohrfeigen, so daß ich No 5 das Fuß in das Trepp verwickle und allenfalls fallen müssen, einen großen Schaden an Lunge und Leber, vielerlei alt Loröl (Lorbeeröl) gebrauchend, keine Kleinigkeit hätte thun können. Schicke zur Probe meiner Wenigkeit ein Ferkell, der gesogen hat bei vielerlei Müttern seit dem 1. März Tag und Nacht und voll und rund zu sehen (? sehr unleserlich) ist, wie auch Dero ergebenster

D i e n e r.“

Dieser „curische Amtmann“ scheint ein recht seltsames Gewächs gewesen zu sein. Unter dem „Amtmann“ ist natürlich kein richterlicher Beamter, sondern ein landwirtschaftlicher Berufsträger — ein Unter-Disponent oder Wirtschaftsauffeher zu verstehen. Es ist ein Mann, der in diesem Bestandteil der Sammlung kurioser Briefe in einer fast verdächtig tragikomischen Hilflosigkeit in die Erscheinung tritt — so garnicht von „curischer“ Art.

Ich schließe mit einem Liebesbriefe vom Jahre 1825, dem schnöddrigsten Stück der ganzen Sammlung. Leider ist auch dieser Brief an Jungfer Zaping uns nicht im Original, sondern nur abschriftlich überkommen.

Der verzweifelt liebende Webergeselle Mattis Bulling schreibt an seine Angebetete:

Adresse: „An mein Züer süßes Seelen Erz Mamsell Junfer Zaping in die Krons gut Dobne (gemeint ist wohl das Krons gut Doben im Kirchspiel Doblen) zu kringen (? bringen) in das Panze-Sinde ben Wald-David in Dobne. Auf ein gut legenheit (Gelegenheit) ich dir schick 3 Ell Band, was kost Pimber („Fünwer“ = Fünfer, d. h. 5 Kop.) Ell.“

Brief:

„Liebe Zuckersüße Seelen Erz!

Dein Brief du mir schreibt, Du mir nicht mehr aben will. Warum das, lieb Erz? Du schreib du, mein Sicht gefell dir nich mehr. Du will die Juge schreiber Schmied; du sag du mir, ich ahb pockerlich Sicht. Lieb Erz, wie die Liebe Gott at bohrt (soll wohl heißen: Wie der liebe Gott uns hat geboren werden lassen), so muß doch bleibt!

Ai, ai, zuckererzen Seelchen, wie du bist du wedelmütig! Erinner dof, lieb Zaping, was uns beid at oft in das Lieb gespielt, of unser Eiboden (Heuboden) oft at gemacht Kopüber in das Ei (Heu), das dein Blondes Behn oft krig sehn mir at Erz klopfen macht.

Wie oft ahb du sagt: Mattis fühl an die Erz, wie klop vor Lieb! Ach — dacht ich — wird schon Zeit kommt. Nun, lieb Erz, du mir verschmet. Dein Vater at immer sagt: Kind, du liebst sehr das Mattis; schad', wenn es nicht ist ganz deutsch Mensch, (aber) übsch Jung. Und du mir so blamier, ich nicht ahb schön sicht!

Ich noch immer küß die tapping (Fußtapsen), wo du bist gangen. Seelen Erz, ich dir ahb bringt Pflaumen und Kirschchen, ahb Kopeit*) und du das vergeßt aft und Du jetzt mir willst nicht mehr zum Mann. Zaping, laß mir noch küßen dein Affing- (Rosewort Nesschen) Mund, biß in daß Tod ich Dir lieb doller, wie mein Erz. Stoß das Schreiber Schmied aus deine danken (Gedanken) und bleib bei dein Mattis!

Erinner dich dof, wie ich ahb rett dein leben, wie Du bist mit Schlitten einbrecht in das bäch**), so das mir all Glaeder bleibt steiff und wo du aft Dir bei mein Mutter ander Kleid anziehen — — un Du des alles vergeßt aft.

Wenn wegen mein sicht zu dein Lieb ich mir mein Sicht mech abubeln (abhobeln) laßen, wenn nicht Schmerz zu groß sein möchte.

Ich liebt noch dir, mein Zucker Erz. Verlaß das Schreiber Schmied und bleibt treu bis in das Graben

Dein unvergeßlich Mattis Bulling,

Bewergesellen, Sohn des offmutterman Groß-Edau in Bulling Sinde, in der Nacht schreibt auf das 15^{te} Aprill Monats 1825.“

*) Kopeien bedeutet streicheln, lieblosen; im estnischen Teile unserer Provinzen würde statt „kopeit“ wohl „gepait“ gesagt worden sein.

**) Gemeint ist vermutlich die Edau, an der das Gut Groß-Edau, in dem sich die Jugend des Briefschreibers abgespielt hat, belegen ist.

Schade, daß wir über die Wirkung dieses urkomischen Liebesbriefes, an dessen überzeugende Kraft wir trotz der Beteuerung der Bullingschen Liebestreue „bis in das Graben“ nicht recht glauben können, garnichts erfahren; sollte aber jemand sich die Mühe nicht verdrießen lassen und in den Kirchenbüchern Nachforschungen nach dem Trau- oder Totenschein des Webergesellen Mattis Bulling aus Groß-Eckau in Kurland anstellen, so würde das Resultat gewiß manchen Leser der „Deutschen Monatschrift“ interessieren. — Im übrigen wird man, wie sehr auch die Einwirkung des Späßigen alle anderen von diesem Liebesbriefe ausgehenden Eindrücke zurückdrängen mag, bei näherem Erwägen sich doch sagen müssen, daß dieser die deutsche Sprache nur ganz mangelhaft beherrschende lettische Webergeselle schließlich doch über ein ganz respektables Maß von Elementarschulung verfügte — natürlich in Anbetracht der Zeit, in welcher er lebte, nämlich um die Zeit der Aufhebung der Leibeigenschaft in Kurland (1817).

Ganz interessant vom kulturhistorischen Gesichtswinkel aus sind die leichten Streiflichter, welche aus dem Briefe auf die kleinen Freuden der Hofesleutkinder im Gottesländchen vor etwa 100 Jahren fallen, wie der Knabe mit seiner Jugendliebe auf dem Heuboden getollt und wie er Pflaumen und Kirschen mit ihr geschmaust hat.

Das Vergnügen des Kirschen- und Pflaumenschmausens haben die Beiden vermutlich dem elterlichen oder dem mütterlichen Einfluß bei Hofe, nämlich beim Hofe Groß-Eckau, zu verdanken. Unser Webergeselle Mattis Bulling war nämlich Sohn des „offmutterman“, also Sohn des Mannes der Hofmutter zu Groß-Eckau. „Hofmutter“ (gesprochen, worauf auch die Schreibung in unserem Briefe hinweist, „Hoffmutter“) wurde und wird in Süd-Livland und Kurland der weibliche Wirtschaftsbeamte genannt, welcher auf dem Gute an erster Stelle die Sorge für den Vieh- und wohl auch Faselhof obliegt, die Viehwirtin. Ihre Stellung im Leben der Gutswirtschaft ist eine so prominente, daß von ihr und ihrem Amte sich auch des Mannes Würde und Berufsbezeichnung herleitete — er ist eben der „Hofmuttermann“. In der ehelichen Verbindung mit der Hofmutter fiel dem Manne nun gewöhnlich das Amt des Milchführers zu, und zwar bildete dies so sehr die Regel, daß der „Hofmuttermann“ ein Amt für sich ganz unabhängig von der Hofmutter, nämlich das des Milchführers, bezeichnete. Der Milchführer des Gutes wird also schlechthin Hofmuttermann genannt — mag der Ehemann der Hofmutter auch ein ganz anderer sein, mag der Hofmuttermann unverheiratet oder mit einer ganz anderen ländlichen Schönheit als just mit der „Hofmutter“ den Ehebund eingegangen sein. — Unser Mattis Bulling ist also nach seiner eigenen Bekundung Sohn des Groß-Eckauschen Milchführers; ob er zugleich auch Sohn der Hofmutter ist, muß dahingestellt bleiben — auch wenn die Tatsache, daß eine Hofmutter leichter, als manche andere bei Hofe, zu Pflaumen und Kirschen für ihr Söhnchen kommen dürfte, zu Gunsten einer solchen Annahme spricht.

— — — Wie wir gesehen haben, handelt es sich bei den vorstehenden Briefen um eine Sammlung von absonderlichen Drolligkeiten und schnurrigen Ausgeburten unfreiwilligen Humors, welche uns normale Spiegelbilder ihrer Zeit nicht überliefern. Jene Zeit erscheint uns hier in durchaus einseitiger Beleuchtung, nämlich aus dem Material heraus, das sie für die Lachlust der Mitlebenden zutage gefördert hat. Aber es ist wenngleich einseitige, so in ihrer Einseitigkeit doch völlig echte Beleuchtung, in der hier einige Besonderheiten aus der Zeit unserer Väter und Großväter vor uns auftauchen. Es sind eben wirkliche Zeitausschnitte, welche etwa in derselben Tonart wie Dr. Bertrams Schnurren eine baltische kulturhistorische Sprache zu uns reden; und neben manchem Abgeschmackten bietet sich in diesen Briefen so manches Ungekünstelte, unmittelbar Frische und urwüchsig Echte, daß ein Dr. Bertram oder gar ein Fritz Reuter seine Freude an den hier auftauchenden baltischen Silhouetten aus der Zeit vor 50—80 Jahren haben würde.

Und damit wolle sich der Leser von den hier vorgeführten briefschreibenden Personen, deren Gedächtnis ein gütiges Geschick und ein verständnisvoller Papierhändler noch rechtzeitig von der Vernichtung in der Papiermühle für die Nachwelt gerettet hat, nunmehr verabschieden. Vielleicht wird er diese oder jene hier an ihm vorübergeeilte possierliche oder tragikomische alt-baltische Figur in freundlicher Erinnerung behalten — etwa den Monsieur R. Baer, der sich so mutig für die Jugend seiner Frau in die Schanze geschlagen hatte und dann so reuig sich auf deren wahres „Altertum“ zurückziehen mußte; oder den braven Gustav Krömer in „Mongbiyu“ mit seiner Freudehoffnung auf seine „zweite Liebe“; oder Aron Lorie, den kaltblütigen Inhaber der pferdegebissenen und pferdegeschlagenen Gattin „ohne Apotii“ und den kranken Kirchenkrüger, der dem Doktor „die Medicinen mit der baren Geld“ und, jedoch erst „nach das Gesundwerden“, „noch mit den Dand zu bezahlen“ verheißt; oder den „curischen Amtmann“ in seinen ungewöhnlichen Hausfriedensnöten und den „pöckerlich“ verunschönten Mattis Bulling vom Bulling-Gesinde mit den blonden Jugenderinnerungen und dem heißen Webergesellenherzen; oder den Maler Israel Fingerhut mit seiner sarkastischen Anklage wider die „Mamsell“ der Frau Pastern, die beiden Carlinchen in ihrer dienstbotlichen Kaffee-Entrüstung, die „Kreislehrerstochter in Windau und Luckum“, welche so gern eigene Kinder (schade, sie hatte aber keine!) vernünftig erziehen würde, nun aber den „Desponenten“ wegen der Mesothenschen bösen Hunde und Menschen ausschelten muß, oder endlich die unübertreffliche Madame Lavendel beim Spahnschen Krüge mit ihrer redlichen Seele und ihren 5 Freiern in der Woche.



Zur Geschichte der Familie Struve.

Von Nikolai Struve (Riga).

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Taten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält und still sich freuend
Ans Ende dieser schönen Reihe sich geschlossen sieht.

Goethe „Iphigenie.“

Der Stammbaum unsrer Familie läßt sich nur bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts verfolgen, da der Tradition zufolge unsre Vorfahren von Alters her in der Horst gelebt haben, einem aus mehreren Dörfern zusammengesetzten Kirchspiel, das im südlichen Teil Holsteins lag, welches vom Kloster, später adeligen Stift Uetersen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts abhängig und ihm tributpflichtig war. Die Familie Struve kommt in den älteren Kirchenbüchern der Gegend vielfach vor, jedoch bei der in jener Zeit unsicheren Schreibweise bald als Struve, Strube, Strüven und in noch mehreren anderen Varianten. Das erste sicher auf unsere Abstammung sich beziehende Datum in den Kirchenbüchern ist die am 12. Januar 1742 erfolgte Verheiratung meines Urgroßvaters Johann Struve (1710—1777), der als Besitzer eines Bauerngutes bezeichnet wird, mit Abel Strüven († 1762). Aus dieser Ehe stammten vier Kinder: 1) Hinrich, geb. 1743. 2) Johann, geb. 1745. 3) Trina, geb. 1748 und 4) als spätgeborenes jüngstes Kind Jakob, mein Großvater (1755—1841). Der älteste Sohn Hinrich wurde frühzeitig Matrose und soll später auf einer Reise nach Ost-Indien verschollen sein. Zwei Kinder von ihm, Hinrich und Katharina, lebten im Anfang des 19. Jahrhunderts im Hause des Großvaters. Von dem ersteren ist bekannt, daß er sich als Soldat in Oldenburgische Dienste anwerben ließ. Der zweite Bruder des Großvaters, Johann, trat, obgleich als Landmann erzogen, in dänische Kriegsdienste, die er jedoch bald wieder verließ. Bereits 1777, beim Tode des Urgroßvaters, lebte er als Landmann in Seeland, wo er im Anfang des 19. Jahrhunderts gestorben ist.

1. Jakob Struve, (1755—1841), (erste Generation.)

Jakob Struve wurde gleichfalls bis zum 14. Lebensjahr zum Landmann erzogen. Er besuchte die Dorfschule in der Horst und zeichnete sich dort durch seinen Fleiß und große Fortschritte im Rechnen und in der Mathematik aus. Seiner Mutter früh beraubt, wurde er den Sommer über bei einem Bauer mit einfacher landwirtschaftlicher Arbeit beschäftigt und besuchte nur im Winter die Schule. In den Mußestunden beschäftigte er sich mit dem Orgelspiel unter Leitung des Schulmeisters, der zugleich Organist war, und in kurzem brachte er es so weit, daß er gelegentlich beim Gottesdienst den Organisten ersetzen konnte. Dieser Umstand scheint seinen Vater auf den Ge-

danken gebracht zu haben, ihn zum Organisten und Schulmeister ausbilden zu lassen, zumal da der Knabe von Hause aus von schwächlichem Körperbau und noch dazu etwas verwachsen war, mithin also nicht hätte hinterm Pfluge hergehen können. Der Vater beschloß daher, ihn auf ein Jahr nach Elms-
 horn zu dem dortigen Küster in die Lehre zu geben, der zugleich Rektor der Gemeindefchule war, in der auch die Anfangsgründe des Lateinischen gelehrt wurden. Ostern 1770 trat der 15-jährige Knabe in diese Schule ein; er nahm am lateinischen Unterricht teil und lenkte alsbald durch seine Fähigkeiten die Aufmerksamkeit des Lehrers auf sich, der den fleißigen und strebsamen Schüler lieb gewann. Anfangs erhob freilich der Vater lebhaftere Einwendungen gegen den Unterricht im Lateinischen, den er als eine Überbürdung und einen für den Bauerjungen unnützen Wissensstam ansah; er beruhigte sich aber bald und gab nach, als er von den Fortschritten des Sohnes hörte, und erlaubte ihm die Studien weiter fortzusetzen. In 1½ Jahren absolviert er den ganzen Kursus, der außer Mathematik Latein und andere Wissenschaften umfaßte, und war dadurch in den Stand gesetzt, in der hohen Schule in Altona, dem Christianeum, ein Examen abzulegen, welches ihn befähigte, in die Selecta, die akademische Klasse, einzutreten. Er siedelte jetzt im Jahre 1771 um Michaelis nach Altona über, wo er, ganz auf sich selbst angewiesen, durch Privatstunden sein Brot verdienen und die Existenzmittel zur weiteren Fortsetzung seiner Studien sich verschaffen mußte. Ein Beweis von großer Begabung und Energie ist es, daß der arme Bauerknabe im Stande war, zu Ostern 1775 die Universität Göttingen zu beziehen, wo er sich der Theologie widmen, zugleich aber auch Philologie treiben wollte, um sich zum Schulmann auszubilden. In Göttingen fand er dank seinen Fähigkeiten und seinem Eifer einen Gönner in dem berühmten Philologen C. G. Heyne, der ihn in sein Haus nahm und ihm Arbeit im philologischen Seminar verschaffte. Ihm verdankte der Großvater zunächst, daß er 1780 zum Konrektor an der latein. Schule in Harburg, dann 1783 zum Professor und Rektor am Gymnasium zu Bückeburg und 1784 zum Rektor des Lyzeums in Hannover ernannt wurde. In letzter Stellung blieb er bis zum Jahr 1791 und folgte dann einem Rufe in die Heimat als Professor am Christianeum in Altona, zu dessen Direktor er 1794 ernannt wurde. In der akademischen Klasse des Christianeums las er hauptsächlich Dogmatik und Exegese und in den Gymnasialklassen verschiedene griechische und lateinische Schriftsteller. Seine freie Zeit widmete er fast ausschließlich mathematischen Studien, welche zu manchen wertvollen Resultaten geführt haben, wie er sie in verschiedenen Schulprogrammen, sowie in einem durch Klarheit der Darstellung ausgezeichneten „Handbuch der Mathematik“ dargetan hat. In Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen wurde er 1813 von der Kieler Universität zum Dr. phil. honoris causa kreirt, wunderbarer Weise im selben Jahr, da sein Sohn Wilhelm Struve in Dorpat sich den Doktorgrad

grade am Tage der Schlacht bei Leipzig erwarb. Nach 37-jähriger segensreicher Tätigkeit wird Jakob Struve seiner Stellung enthoben und ihm ein ehrenvoller Abschied bewilligt. Bis zu seinem im Jahre 1841 erfolgten Tode lebte er in stiller Zurückgezogenheit in Altona, sich an dem Gedeihen der Kinder und Großkinder erfreuend. Verheiratet war er mit Maria Emententia Wiese (1764—1847), Tochter des Predigers Wiese in Steinbeck bei Hamburg, der einige Jahre Hofprediger bei Kaiser Peter III. in Oranienbaum war. In Liebe und Treue verbunden, haben diese beiden hochbegabten und gemütvollen Menschen 58 Jahre in glücklicher Ehe gelebt, umgeben von einer zahlreichen Kinderschar. Mehrere Kinder starben im zarten Alter, sieben haben ein reifes Alter erreicht: 1. Karl Struve (1785—1838), Gymnasialdirektor zu Königsberg. 2. Ernst Struve (1786—1822), Arzt in Flensburg. 3. Gustav Struve (1788—1829), Finanzbeamter in Norwegischen Diensten. 4. Christiane Struve (1791—1853), vermählt mit Dr. Henop in Altona. 5. Wilhelm Struve (1793—1864), Professor der Astronomie in Dorpat. 6. Ludwig Struve (1795—1828), Professor der Medizin in Dorpat. 7. Johanna Struve geb. 1797, vermählt mit dem Fabrikbesitzer Buckup in Altona.

Wie sehr der alte Großvater im zahlreichen Familienkreise von Kindern und Kindeskindern sich allgemeiner Liebe und Verehrung erfreute, sieht man aus einem Briefe, den sein Sohn Wilhelm aus Pulkowa an den Pflegeohn Theodor Struve in Dorpat am 7. April 1841 schreibt: „Der Brief der Tante Henop meldet den Tod des Großvaters Struve, den sein Schöpfer freundlich und milde zu sich gerufen hat. Lang war ich auf diese Nachricht gefaßt, dennoch hat sie mich sehr wehmütig ergriffen. So ist er also dahin gegangen, der teure Vater, das so vieljährige hochverehrte und geliebte Haupt unsrer Familie. Sein Andenken ist uns ein heiliges. Wir, seine Kinder und Großkinder, können und müssen es segnen. Ihm verdanken wir alle nächst Gott am meisten, was wir sind, wenn wir uns gewiß rühmen können, einem Familienkreise anzugehören, in dem Religiosität und Tugend, sowie geregelte Tätigkeit zu Hause sind. Gott gebe, daß des edeln Vaters, Eures Großvaters Beispiel noch lange auf uns alle nachwirke! Ich hoffe es zu Gott, und Ihr meine Söhne werdet gewiß dahin streben, daß dieser mein Wunsch in Erfüllung gehe!“

2. Karl Struve, (1785—1838), (zweite Generation).

Geboren 1785 zu Hannover als Sohn des Direktors des Lyzeums, zeichnete sich Karl Struve schon als Kind durch seltene Begabung und glänzende Fähigkeiten aus; spielend lernte er das Lesen, indem er dem Buchstabieren der Kinder im Nachbarhause mit Aufmerksamkeit zuhörte. Als sein Vater nach Altona zog, trat er als Schüler ins Christianeum ein. Für seine weitere Ausbildung war der Privatunterricht des Vaters, der ein Meister im

Lehren war, besonders förderlich. Kaum sieben Jahre alt, nahm er an dem lateinischen Unterricht teil, den der Vater einem viel älteren Schüler erteilte, und übersezte den Livius oft besser als sein Mitschüler. In Prima mußte der Sohn oft zur Ruhe verwiesen werden, weil er manche Stelle der Klassiker besser als der Lehrer erklären zu können meinte. Im Alter von 13 Jahren trat er in die Selecta ein und war unermülich bestrebt, durch Privatstudium sein Kenntnisse zu bereichern. Aber nicht bloß in geistiger Bildung reifte er rasch heran, auch im gesellschaftlichen Leben war er ein gern gesehener Gast, denn Frohsinn und Ernst der Gesinnung vereinigten sich in ihm zu einem harmonischen Ganzen. Zu Ostern 1801 bezieht er die Universität Göttingen, wo er durch Empfehlung seines Vaters in der Person des berühmten Philologen Heyne einen warmen Fürsprecher findet, der ihm mit Rat und Tat förderlich zur Seite steht. Diese Empfehlung sowie sein feines Benehmen, seine gediegenen philologischen Kenntnisse, sein großer Fleiß erwarben ihm allgemeine Achtung in den verschiedenen Kreisen. Nach einjährigem Studium in Göttingen begibt er sich nach Kiel, um hier den Kursus zum Abschluß zu bringen und sein Biennium zu absolvieren. Beim Studium der Philologie und Theologie war er, da die Vorlesungen der Professoren ihm zu wenig boten, viel auf sich selbst angewiesen und besuchte daher mit großem Eifer die Vorlesungen über Mathematik und Astronomie, für die er eine große Vorliebe besaß. Nachdem er sich den Doktorgrad erworben, nahm er eine Hauslehrerstelle bei einem Herrn v. Meiners in Livland an. Diese Stellung war indes nicht von langer Dauer, und schon wenige Monate später erhielt er durch Vermittlung seines Freundes Rambach die Oberlehrerstelle an dem neugegründeten Dorpater Gymnasium. Auf diesem neuen Felde der Tätigkeit entwickelte Struve eine erfolgreiche und ersprißliche Wirksamkeit und erwarb sich in kurzem in gleichem Maße die volle Sympathie und Liebe seiner Kollegen und Schüler wie seiner Mitbürger und Vorgesetzten. Er habilitierte sich im darauffolgenden Jahre 1805 als Privatdozent an der Universität, las Kollegia über Homer, Sophocles und Herodot und stellte Übungen im Lateinschreiben mit seinen Schülern an. Gleichzeitig gründete er seinen häuslichen Herd, indem er Wilhelmine Sparwart, die Nichte und Pflөгetochter eines livländischen Gutsbesizers, heiratete. Mächtig wirkten auf ihn die bedeutenden Zeitereignisse, und mit warmer Teilnahme verfolgte er die Schicksale seines deutschen Vaterlandes, das unter dem Joch des französischen Usurpators seufzte. Als im Jahre 1812 Napoleon Rußland den Krieg erklärte und alles sich zur Verteidigung des Vaterlandes rüstete, beschloß auch Struve diesen Kampf mitzumachen und zwar als Feldprediger. Zu dem Zweck erlernte er unter Anleitung seiner Frau die estnische Sprache und hielt dann seine Probepredigt in der Kirche zu Nüggen bei Dorpat, nachdem er sich einer theologischen Prüfung unterzogen; aus unbekanntem Gründen konnte er seinen Plan aber doch nicht zur Ausführung bringen. Am 15. September,

dem Krönungstage des Kaisers Alexander, als schon der wilde Kampf entbrannt war, hielt er im Gymnasium eine Festrede, in welcher er, die Zuhörer zum Vertrauen auf Gott und seine Gerechtigkeit hinweisend, die Gemüter erhob durch den Vergleich mit jenem geschichtlichen Beispiel des Perserkönigs Darius, dessen stolzer Übermut sich an der Kraft und Beharrlichkeit der Skythen brach. — Bald darauf erhielt er einen Ruf nach Königsberg, als Direktor des Altstädtischen Gymnasiums, und verließ im Sommer 1814 das ihm heimisch gewordene Dorpat, wo der Wirkungskreis ihm so lieb und wert und ans Herz gewachsen war.

Nach einer mühevollen Reise zu Lande mit Frau und fünf Kindern an seinem Reiseziel angelangt, griff Struve mit aller Kraft und Umsicht die Amtsgeschäfte an. Es war das keine kleine Aufgabe, da es sich alsbald erwies, daß es mancherlei Mängel in der Schule gab, die teils an der Unfähigkeit der Lehrer, teils an den beschränkten Mitteln lagen. Dabei war der 29-jährige neue Direktor meist jünger als die unter ihm stehenden Kollegen, oft nicht viel älter als einzelne Primaner! Seiner Geistesklarheit und seinem zielbewußten Ernst gelang es bald Wandel zu schaffen und die allgemeine Achtung zu erringen. Dennoch war anfangs die Sehnsucht nach Dorpats Freunden sehr groß; so schreibt er seinem Bruder Wilhelm in Dorpat am 5. November 1814, wie ihn die Trennung von den Lieben so traurig stimme, und fordert zum Schreiben auf; das würde ihn erquicken. „Sonst,“ heißt es weiter „lebe ich den Meinungen, meinen Geschäften, meinen Lieblingsstudien und den ergreifenden Zeitereignissen“. — Einen großen Genuß bot ihm im folgenden Jahre 1815 eine Reise mit der Familie zu den alten Eltern nach Holstein, die er seit 10 Jahren nicht gesehen. Zugleich wollte er auch an dem Hochzeitsfest des Bruders Wilhelm teilnehmen, das im Juni in Altona stattfinden sollte. Die Reise ging zu Wasser nach Travemünde, wo sie am 5. Juni glücklich eintrafen. Herb und traurig war der Eindruck, den die Schutthaufen in Hamburg auf ihn machten, dafür aber folgte jetzt ein schönes, freudenvolles Leben bei den Eltern, Verwandten und Freunden in der schönen Umgebung. Das Hochzeitsfest verherrlichte die grade während der Trauung eingetroffene Nachricht von dem Siege der Verbündeten bei Waterloo. „Die Trauredede soll sehr schön gewesen sein“, schreibt er in einem Brief, „aber ich dachte nur an Blücher, Wellington und Braunschweig-Dels.“ Mit Begeisterung begrüßt er das Heimatland. „Es ist doch ein ganz anderes schöneres Land bei Altona, und ich sage mit Horaz: „Sit mea sedes utinam“ Wie war mir schon, als ich von Travemünde und Lübeck fuhr und all die Felder mit den schönen lebendigen Hecken, wo der Kreuzdorn eben blühte, eingefriedigt waren. Und nun in die einzig schönen Fluren die Elbe hinab! Ich war wie bezaubert; ein schönes Bild aus der Jugendzeit war mir geblieben, doch fand ich die Wirklichkeit schöner!“ Am 29. Juli verließ er die Heimat und hat Altona nicht wieder gesehen.

Konnte Struve mit seiner Stellung als Direktor auch zufrieden sein, so fühlte er doch im stillen den Wunsch, seine Tätigkeit von der Schule auf die Universität übertragen zu können. Den nach geistiger Freiheit strebenden Geist drückte die Last der einförmigen Schularbeiten. Er fühlte, daß er Tüchtiges leisten könne und werde, wenn ihm mehr Muße und weniger Ärger und Geschäfte beschieden wären. Wiederholt spricht er das in seinen Briefen an den Bruder Wilhelm in Dorpat aus. Aber nicht allein auf dem Gebiet der klass. Philologie bewegt er sich, wir lernen ihn auch als feinen Beurteiler von Dichterwerken kennen, wie seine Schrift über zwei Balladen von Goethe, „Der Zauberlehrling“ und „die Braut von Korinth“, deutlich beweist. Sehr erfreut war Struve durch die Anerkennung, die der große Dichter ihm in einem Briefe an Zelter zollte. Unter seiner Redaktion erschien ferner die Beschreibung der dritten Jubelfeier des Reformationsfestes am 31. Oktober 1817, die in Königsberg begangen wurde, und von ihm selbst verfaßt war die in der höheren Stadtschule vorgetragene Festhymne. — Die Muse war seine stete Begleiterin, die Poesie diente ihm zur Verschönerung des Lebens, zur Berherrlichung weihervoller Stunden. Zu wiederholten Malen hat er bestimmte Tage, die Erinnerungen in ihm erweckten, wie „Neujahr“, „Geburtstag des Königs“, „Schlacht bei Leipzig“ durch Verse verschönt. Eine Menge Gelegenheitsgedichte bei Familienfestlichkeiten von Verwandten und Freunden, namentlich seinen Eltern, hat er verfaßt, Gedichte voll tiefsten Gefühls und kindlicher Liebe finden sich darunter. Wenn man bedenkt, daß er diese Liebhaberei nur in den Mußestunden betreiben konnte, und außer regelmäßigen Stunden und Direktorgeschäften noch Privatunterricht erteilte, oft auch in heiterer Gesellschaft die Abende verbrachte, so kann man sich erklären, wie dieser steten geistigen Anstrengung starke Abspannung folgen mußte. Übertriebene geistige Tätigkeit und Aufregung führten ihn zu weit. Sein Arbeiten war kein geregeltes, sondern geschah meist stoßweise. Ende der 20-er Jahre hatten sich infolge dieser unregelmäßigen Lebensweise Leiden verschiedener Art bei ihm eingestellt und seinen robusten Körper stark mitgenommen. Dazu kam der Verlust seiner Frau im Dezember 1834, mit der er 21 Jahre in glücklicher Ehe gelebt hatte. „Öde und leer erscheint mir jetzt das Leben“, schreibt er dem Bruder Wilhelm in Dorpat, „ich lebe einsam und abgeschlossen in meinem Zimmer und komme nur zu den Mahlzeiten heraus.“ Als im Jahre 1837 der Nefte Theodor Struve nach Königsberg kam, freute sich der Onkel sehr und nahm ihn ganz zu sich ins Haus. Körperlich war er sehr angegriffen; er, der früher so viel und leicht arbeitete, scheute jetzt die Arbeit, las nur gelegentlich eine Zeitschrift und die ihm zusagenden Klassiker. Im April 1838 erkrankte er an einem bössartigen Leiden und starb im Juni darauf. Wie groß die Liebe und Verehrung war, die er genossen hatte, zeigte sich bei Gelegenheit seiner Beerdigung, die am 9. Juni von der Aula des Gymnasiums aus stattfand, wo sämtliche Lehrer und Schüler versammelt waren.

Ein zahlreiches Gefolge begleitete den Sarg bis auf den Kirchhof, wo er neben seiner ihm vorangegangenen Frau, Kindern und Kindeskindern bestattet wurde.

3. Adolf Struve, (geb. 1809), (dritte Generation).

Geboren im Jahre 1809 zu Dorpat als Sohn des dortigen Oberlehrers am Gymnasium, Carl Struve, besuchte er die Schule in Königsberg und studierte darauf in Dorpat von 1828—36 Medizin; er war eine Zeitlang Assistent an der Universitätsklinik und erhielt darauf einen Ruf als Professor der Chirurgie nach Charkow (1837—1862). Aus seiner Ehe mit einer Russin aus reicher Familie, Kleopatra Schidlowski, entstammte nur eine Tochter Marie, verheiratet mit dem nachmaligen livländischen Gouverneur Schewitsch. Nach 25-jährigem Dienst wurde er emeritiert und zog sich auf sein im Woroneschschen Gouvernement gelegenes Gut Mandrowa zurück, wo er, mit ärztlicher Praxis beschäftigt, zugleich Ehrenfriedrichsrichter und Adelsmarschall war und eine angesehenere Stellung in der örtlichen Gesellschaft einnahm. Durch häufige Reisen nach Petersburg und auch ins Ausland blieb er in steter Fühlung und in freundschaftlicher Beziehung mit der ganzen Familie und überhaupt auch in Verkehr mit der Außenwelt. In Riga weilte er längere Zeit zum Besuch bei der Familie Schewitsch und hat sich da im Kreise früherer Kommilitonen sehr wohl gefühlt und gut eingelebt. Eine wunderbare Schicksalsfügung war es, daß sein jüngster Vetter, Schreiber dieser Zeilen, nie mit ihm in der Heimat oder in Petersburg zusammengetroffen ist und ihn daher persönlich nicht gekannt hat, da sie sich stets verfehlt haben und nie an demselben Ort zu gleicher Zeit gewesen sind. Er kannte ihn daher nur von Hörensagen nach der Beschreibung der Geschwister. Adolf Struve soll eine stattliche Erscheinung von angenehmem sympathischem Äußeren gewesen sein, seinem Vater ähnlich. Da er ohne männliche Leibeserben starb, so ist die männliche Linie dieser Familie ausgestorben. Nachkommen seiner Tochter lebten in Ostpreußen in den Familien Panzer, Böhnke und Richelot.

4. Ernst Struve, (1786—1822), (zweite Generation).

Ernst Struve, zweiter Sohn des Schuldirektors Jakob Struve in Hannover, wurde daselbst im Jahre 1786 geboren und studierte in Wien Medizin. Seit dem Jahre 1806 freipraktizierender Arzt in Neumünster in Holstein, ließ er sich darauf in gleicher Eigenschaft in Flensburg nieder, indem er zugleich zum Hofarzt des Herzogs von Augustenburg ernannt wurde. Zwei Söhne, die er bei seinem Tode hinterließ, wurden beide Philologen, der ältere von ihnen, Theodor Struve, kam als unmündiger Knabe zu dem Onkel nach Dorpat, während der jüngere, ebenfalls Ernst genannt, bei der Mutter in Holstein blieb und in der Folgezeit Lehrer in Kiel wurde. Erst 36 Jahr alt, starb der Vater im Jahre 1822.

5. Theodor Struve, (1816—1885), (dritte Generation).

Im Jahre 1816 in Flensburg geboren, verlor Theodor Struve schon im 7. Lebensjahre seinen Vater und wurde von seinem Oheim Wilhelm Struve in Dorpat an Sohnes statt angenommen und ganz in dessen Hause erzogen. Der Aufenthalt im Hause des Oheims, der die Vereinigung mathematischer und philologischer Begabung als Familienerbteil besaß, war für seinen künftigen Lebensberuf wie auch für seine geistige und sittliche Entwicklung von großem Einfluß, und niemals hat er vergessen, was er seinem Onkel verdankte. Nach bestandener Maturitätsprüfung am Dorpater Gymnasium widmete er sich seit 1833 dem Studium der klassischen Philologie unter Anleitung des schon bejahrten R. Morgenstern und des in frischester Kraft wirkenden Professors Friedrich Neue. Nach Vollendung der Studien ging er als Cand. phil. 1837 zu weiterer Ausbildung nach Königsberg, wo er in dem anregenden Verkehr seines Oheims, des ausgezeichneten Philologen Karl Struve, und nach dessen baldigem Tode durch den unvergleichlichen Lobeck gefördert wurde. Im Jahre 1839 nach Rußland zurückgekehrt, war er einige Zeit Lehrer am Dorpater Gymnasium und erlangte darauf durch zwei wissenschaftliche Abhandlungen den Magister- und Doktorgrad. Fünf Jahre später wird er Oberlehrer der alten Sprachen in Kasan (1844). Gleichzeitig hält er Vorlesungen an der dortigen Universität als außerordentlicher Professor, erst über römische Literatur, dann, bei eingetretener Vakanz, auch über griechische Sprache und Literatur. Dienstliche Unannehmlichkeiten und häßliche Intriguen vonseiten seiner Kollegen und der Studenten nötigten Th. Struve noch vor Ablauf der 25 Dienstjahre, wenn auch mit schwerem Herzen, Kasan zu verlassen und nach Dorpat überzustedeln, wo er der Erziehung seiner Kinder lebte und im Umgang mit alten Freunden, so namentlich mit Prof. Mercklin, reiche Anregung fand. Im Jahre 1865 zum Professor der griechischen Literatur an der neugegründeten Universität in Odessa ernannt, verbrachte er hier 5 Jahre in bestem Einvernehmen mit seinen Kollegen und in rüstiger Arbeit auf epigraphischem und archäologischem Gebiet, woraus dann die „Pontischen Briefe“ 1871 und mehrere gelehrte Abhandlungen hervorgegangen sind. Bei der Neuwahl nach 25-jährigem Dienste erlangte er zu seinem Bedauern nicht die für den weiteren Dienst erforderliche Majorität, und da er sich in seinen Erwartungen getäuscht sah und seinen Dienstkollegen nicht genehm zu sein meinte, gab er den Dienst in Odessa auf und übernahm die Leitung des beim historisch-philologischen Institut errichteten Gymnasiums in Petersburg. Acht Jahre hindurch widmete er sich hier dem Unterricht der Jugend und der pädagogischen und didaktischen Leitung der Studenten des letzten Kursus mit voller Hingabe an seinen Beruf, so lange er es vermochte. Leider zeigten sich Spuren eines Verfalls seiner Kräfte früher, als man es erwarten konnte. Im Jahre 1876 wurde ihm zur Herstellung seiner Gesundheit ein 8-monatlicher Urlaub gewährt, doch traf ihn 2 Jahre darauf ein Schlaganfall, der ihn zwang, die

dienstliche Stellung ganz aufzugeben. Seinen Lebensabend verbrachte er zuerst in Mitau und dann in Riga. Wohl hatte er sich die Empfänglichkeit für das Gute und Schöne bewahrt, doch vermochte er nicht literarische Arbeiten, mit denen er sich anfangs trug, zur Ausführung zu bringen. Was ihn am meisten anzog, war die Bildung der Jugend. Anderen zu dienen, war ihm Lebenszweck: dafür bot ihm die Schule das ergiebigste Arbeitsfeld. Er fand bei der Jugend Liebe, weil er ihr mit Liebe entgegenkam. Den Unterricht belebte er gelegentlich durch glücklichen Humor, und die Kernsprüche antiker Lebensweisheit wußte er der Jugend vorzuführen, so daß sie im Gedächtnis haften und ein Eigentum fürs Leben wurden. Streng gegen sich selbst, war er mild gegen andere. Jeder Streit, selbst wissenschaftliche Polemik, war ihm fremd, und auch die höchste geistige Begabung hatte in seinen Augen keinen Wert, wenn nicht Bildung des Herzens mit ihr verbunden war. Wer das Glück hatte, ihn kennen zu lernen, mußte die Lauterkeit seines Charakters schätzen und lieben. Am 22. Dezember 1885 raffte ihn ein sanfter Tod hinweg, und am 8. Januar wurde er an der Seite zweier ihm vorangegangener erwachsener Töchter auf dem lutherischen Kirchhofe der Michaelis-Gemeinde bestattet.

6. **Gustav Struve**, (1788—1829), (zweite Generation).

Gustav Struve, drittältester Sohn des Schuldirektors Jacob Struve, wurde zum Kaufmann erzogen und ließ sich in Bordeaux nieder, reiste in Handelsgeschäften nach Norwegen und verblieb daselbst. Später trat er als Finanzbeamter in den Norwegischen Staatsdienst, wurde Staatsrat und Vorstand der Finanzverwaltung. Auf einer zur Herstellung seiner durch anstrengende Arbeiten erschütterten Gesundheit zu den Eltern unternommenen Erholungsreise starb er 1829 in Altona.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechung.

F. S. Stern: Album Öfelscher Bauerntrachten. 13 farb. Lithographien. Neu herausgegeben vom Vorstand des Vereins zur Kunde Öfels. Verlag von G. Köffler in Riga. Kart. Nbl. 2.50.

Über die Entstehung dieses Neudrucks gibt der Vorstand des Vereins zur Kunde Öfels im Vorwort folgende Auskunft:

„Auf Anregung der „Gelehrten Estnischen Gesellschaft in Dorpat“ begann Stern die Arbeit an seinem „Album Öfelscher Bauerntrachten“, die er vollständig herausgeben wollte, welche Arbeit jedoch bei 20 Blättern stehen geblieben ist. Das Album ist allmählich von 1856—1871 erschienen und ist jetzt eine Seltenheit geworden. Nach seinem am 10. Mai 1889 erfolgten Tode überwies im Namen der Erben die Tochter Frau S. Holzmayr die lithographischen Steine dem Museum des Vereins zur Kunde Öfels als Geschenk. Nachdem dieses wertvolle Geschenk lange Zeit im Museum ungenutzt

gelegen, ergriff der Vorstand des Vereins zur Kunde Öfels die Initiative zur erneuten Herausgabe jenes Albums.“

Das Album enthält 13 farbige Tafeln mit Trachten aus folgenden Kirchspielen Öfels: Jamma (47), Kielfond (27), Wolbe (17), Anseküll (27), Pyha (27), Mustel (17), Mohn (17).

Über den Künstler, dessen sichere Hand hier wertvolle dokumentarische Bilder einer immer mehr absterbenden Zeit und Eigenart vor unser Auge zaubert, finden sich im Vorwort u. a. folgende Angaben: „Stern verließ 1838 die Akademie der Künste mit dem Titel eines freien Künstlers. Nach manchen Reisen durch die baltischen Lande und Finnland, wo er Anregung zu vielen hübschen Landschaftsgemälden fand, wirkte er in einem Kreise von Künstlern in Dorpat, der sich um den im Jahre 1838 verstorbenen Professor Senff gebildet hatte und arbeitete daselbst besonders mit Ludwig von Wandell. Seit 1841 in Arensburg als Lehrer angestellt, hat er fast 50 Jahre in unermüdlicher Arbeit gewirkt und in dieser Zeit fast 1000 Schüler im Zeichnen unterwiesen. Zu seinen Schülern und Schülerinnen gehörten auch die Geschwister Eugen und Marie Dücker.“

Wie der Vorstand des Vereins zur Kunde Öfels im Geleitwort die Gelegenheit wahrnimmt, dem Verlage G. Löffler — Riga für sein außerordentliches Entgegenkommen bei diesem Unternehmen seinen Dank auszusprechen, so wollen wir unsererseits dem Vorstand des Vereins zur Kunde Öfels für die Initiative zur Wiederbelebung dieses interessanten folkloristischen Dokuments Dank wissen, wie auch der Kunstanstalt Alexander Grosset-Riga für die geschmackvolle Lösung der technisch-künstlerischen Seite der Sache Anerkennung zollen.

Reval.

Arthur Behrsing.

Дозволено военною цензурою. — Февель, 2 Марта 1915 г.

Die „Deutsche Monatschrift für Rußland“

erscheint im Jahr 1915 in 6 Doppelheften.

Bezugspreis: jährlich 3 Rbl., mit Zustellung durch die Post 3 Rbl. 50 Kop.

Abonnements nehmen alle größeren Buchhandlungen bei gleichzeitiger Einsendung des Betrages entgegen und der Verlag von G. Löffler, Riga, Sandstr. 20. Postfach 317.

Preise für Anzeigen in der „Deutschen Monatschrift“: 1 Seite — 20 Rbl., $\frac{1}{2}$ Seite — 10 Rbl., $\frac{1}{4}$ Seite — 6 Rbl., $\frac{1}{8}$ Seite — 3 Rbl. Anzeigen auf der 2. und 3. Umschlagseite und vor dem Text 20 % teurer; die letzte Umschlagseite kostet 30 Rbl. Bei Wiederholungen tritt eine entsprechende Ermäßigung ein.

Redaktionelle Zuschriften und Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Alexander Eggers, Reval, Tatarenstraße 20. (Ревель. Эстляндской губ. Татарская ул. 20.)

Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.

Pädagogischer Anzeiger für Rußland.

Herausgeber: Alexander Eggers — Reval.

Ein wichtiger Ratgeber für alle deutschen Familien, die ihren Kindern eine häusliche Erziehung geben. Unentbehrlich für Hauslehrer und Erzieherinnen. Erscheint monatlich. Abonnementpreis mit Zustellung: jährlich 4 Rbl., halbjährlich 2 Rbl. Zu beziehen durch alle größeren Buchhandlungen oder direkt vom Herausgeber: A. Eggers, Reval. (Ревель, Татарская ул. 20); in letzterem Falle ist die Einsendung des Betrages als Postanweisung oder in Briefmarken erforderlich.

Tafelsalz „Kristall“ der Fabrik J. J. Komen, Riga.

Das Tafelsalz „Kristall“, welches an Stelle des gewöhnlichen Tischsalzes als Zusatz zu unseren Speisen dient, zeichnet sich durch seinen angenehmen Geschmack und durch seine Appetit erregende Reinlichkeit und Weiße aus.

Das Tafelsalz „Kristall“ enthält Bestandteile, die zur Erhaltung des menschlichen Organismus notwendig sind, d. h. solche Stoffe, die von letzterem beständig ausgeschieden werden und daher auch unbedingt bei der Nahrungsaufnahme dem Organismus wieder zugeführt werden müssen. Dank dieser seiner Eigenschaft kann das Tafelsalz „Kristall“ mit Recht nicht nur als nützlich, sondern auch als notwendiges Mittel bezeichnet werden.

Das Tafelsalz „Kristall“: 1. erhält sich stets trocken, indem es keine atmosphärische Feuchtigkeit aufsaugt; 2. es ballt sich nicht; 3. läßt sich immer bequem aus den mit durchlöchernten Metalldecken versehenen Gläsern schütten.

Das Tafelsalz „Kristall“ ist hygienisch: 1. dank seiner Bestandteile, welche eine bessere Verdauung, sowie auch Entwicklung der Knochen und Muskeln bewirken; 2. durch die Art und Weise der Herstellung und Verpackung, welche vom Sanitäts-Arzte begutachtet sind; 3. dadurch, daß beim Konsum desselben aus den Originalgläsern nur das jeweilig nötige Quantum Verunreinigung des Salzes vorgebeugt wird; 4. dadurch, daß die Verschlüsse der Originalgläser unter atmosphärischem Einfluß nicht oxydieren und in Berührung mit Salz keine giftigen Säuren, wie Nickelsäure und andere, entwickeln. **Ökonomisch:** 1. da beim Gebrauche des Tafelsalzes „Kristall“ aus den Originalgläsern nur das jeweilig nötige Quantum geschüttet wird und daher nichts verloren geht; 2. weil das Tafelsalz „Kristall“ beim Gebrauche nicht verunreinigt wird, wie beim Konsum gewöhnlichen Salzes aus offenen Schalen, daher auch kein Wegschütten verunreinigten Salzes nötig ist. 3. Weil die Originalverpackung volles Nettogewicht enthält, während die bei gewöhnlichem Tafelsalz übliche Verpackung nur $\frac{3}{4}$ bis $\frac{7}{8}$ Pfund faßt.

Das Tafelsalz „Kristall“ dürfte in keinem Haushalte, in keinem Restaurant fehlen. In allen größeren Kolonial- und Delikatesswaren-Handlungen zu haben.

Deutsche Monatschrift für Rußland

der

Baltischen Monatschrift 57. Jahrgang

Herausgegeben von

Alexander Eggers

Nr. 3. 4.

März-Aprilheft.

1915.

„Im Kampf um Lourdes“.

Von Udalbert Baron Stromberg (Reval).

Unter dem Titel „Im Kampf um Lourdes. Ein deutscher Roman von . . . Lucens“ ist 1914 im Verlage von Benziger eine Apologie der Gnadenstätte von Lourdes erschienen, die in bestimmten Kreisen der römischen Kirche mit großer Genugtuung begrüßt worden ist. Die weite Verbreitung des Buches in Deutschland und der Schweiz, die ich im Sommer 1914 konstatieren konnte, beweist eine rührige Reklame. Die Anzeige in einem katholischen Blatt rühmt die hohe Objektivität und die künstlerische Eigenart des Buches und rechnet es zu den besten Verteidigungsschriften für Lourdes.

Es sei gestattet, die Aufmerksamkeit auf diese Verteidigungsschrift zu richten. Man kann freilich mit Recht fragen: kann ein Lourdes-Roman darauf rechnen, bei uns im protestantischen Norden Interesse zu wecken? Ich meine nicht als Roman, — ob der Schauplatz eines talentvoll geschriebenen Romans im Norden oder Süden spielt, bleibt sich natürlich gleich, wenn er nur als künstlerisches Ganzes wirkt. Aber hier handelt es sich erst in zweiter Linie um den Roman, die alles beherrschende Tendenz ist die Verteidigung der Gnadenstätte Lourdes und ihrer Wunder. Fernab von unsrem Interessentreise liegt Lourdes mit seiner heiligen Grotte, in der die Jungfrau Maria im Jahre 1858 einem kleinen Bauernmädchen, Bernadette Soubirous, erschien, wo eine wundertätige Quelle auf Geheiß der Jungfrau entsprang, wo bald prachtvolle Kirchen erstanden, zu denen Tausende und aber Tausende von Pilgern strömen. Wir hören vielleicht von Kämpfen, die um die Grotte in medizinischen Kreisen entbrannt sind, — gerade das letzte Jahr hat dem katholischen Deutschland solche Kämpfe gebracht, sie haben wohl auch den Verfasser des Romans „Im Kampf um Lourdes“ auf die Wahlstatt gerufen. Wir

kennen wohl Emil Zola's Roman „Lourdes“ mit seinen eindrucksvollen, oft zu breiten Schilderungen menschlichen Elends und menschlicher Not in Lourdes, die dem Leser den Eindruck hinterlassen, als wäre er einmal Zeuge der fieberhaften Hoffnung auf Heilung und Rettung der Kranken vor der heiligen Grotte gewesen. Aber die Frage der Tatsächlichkeit der Wunder von Lourdes berührt uns naturgemäß nicht irgendwie wesentlich. Gerade Zola's Buch wird den Eindruck verstärken, daß es sich hier um Dinge handelt, die uns ganz fremd anmuten müssen. — Und doch gibt gerade ein Vergleich des Roman's „Im Kampf um Lourdes“ mit Zola's Werk die Berechtigung, protestantische Gebildete auf diesen Roman aufmerksam zu machen. Der Verfasser führt eine lebhaft polemische gegen Zola, tritt mit schweren Beschuldigungen gegen Zola auf. Wir können diese Beschuldigungen auf sich beruhen lassen; ist doch, bei aller Realistik Zola's, Gründlichkeit nicht gerade ein Charakteristikum seiner Trilogie „Lourdes“-„Rom“-„Paris“, man braucht nur an die Schilderung des päpstlichen Rom zu denken, die selbst dem Leichtgläubigsten Rätsel aufgeben wird. Wie in der ganzen Trilogie, so verfaßt auch in „Lourdes“ Zola's Können absolut, wo er einen religiösen Prozeß in einer Menschenseele psychologisch verständlich machen will. Zola verfaßt uns lebhaft in die großen Professionen, in den Freudentaumel der Pilger, in ihre glühende Hoffnung, aber nie gelingt es ihm, unsere Teilnahme zu erwecken, wo er die Glaubenszweifel und inneren Nöte seines Helden in Lourdes schildern will. Denn es darf doch nicht vergessen werden, daß es sich auch in Lourdes um Erscheinungen religiöser Natur handelt, um Frömmigkeit, mag das Objekt dieser Frömmigkeit uns auch noch so fremdartig berühren Lourdes als ein religiöses Erleben — das dürfte man wohl auch im Sinne des Verfassers von „Im Kampf um Lourdes“ als sein Grundmotiv bezeichnen. Ein schärferer Kontrast zu Zola ist nicht denkbar. Daß der Verfasser den Ton nicht deutlicher auf diesen Gegensatz zu Zola legt, nimmt eigentlich wunder. Es hat aber einen ganz bestimmten Grund, der aus der Besprechung des Werkes deutlich wird.

Lourdes als ein religiöses Erleben — diese Formulierung des Themas rechtfertigt die Besprechung des Buches vor Gebildeten, ganz abgesehen davon, welche persönliche Stellung zu den religiösen Phänomenen sie einnehmen. Denn das läßt uns Einblick tun in die Frömmigkeit bestimmter Kreise der römischen Kirche, die auch in den Wundern von Lourdes nach wirklich religiösen Momenten sucht und Lourdes vergeistigen will, ohne es umzudeuten. Der Versuch ist an sich interessant; dazu spiegelt er die Frömmigkeit einer Kirche wider, deren Macht über die Gewissen von Millionen niemand leugnen wird.

Es gibt noch einen Punkt in dem Roman, der unser Interesse wecken kann: er ist deutlich für Katholiken geschrieben, deren Nationalität ihrer Frömmigkeit ein bestimmtes Gepräge gibt, die Überschrift „ein deutscher Roman“ spricht, ganz abgesehen von Einzelheiten im Buch, für diese Annahme.

Über den künstlerischen Wert oder Unwert des Romans zu urteilen,

kommt mir nicht zu. Es soll nur die Tendenz des Romans und die dieser Tendenz zugrunde liegende religiöse Weltanschauung beleuchtet werden.

Die Handlung ist rasch erzählt. Ein berühmter deutscher Professor der Medizin, Hans Wallasch, unternimmt eine Pilgerreise nach Lourdes, um die Wunder Lourdes unparteiisch und objektiv zu prüfen. Freilich, er selbst ist weder objektiv noch unparteiisch. Aus dem einst frommen Knaben, der in kleinen Verhältnissen aufgewachsen, ist nicht nur ein berühmter Mann, sondern auch ein Ungläubiger geworden, der für den Glauben seiner Kindheit nur noch ein verzeihendes Lächeln hat. Er ist nicht pietätlos, er schont die Überzeugung anderer, aber er selbst hat den Glauben an einen persönlichen Gott abgelegt und an die Stelle Gottes das menschliche Wissen gesetzt. Dem Glauben seiner Kindheit ist er so fremd geworden, daß er das Ave Maria vergessen, daß er die Bitten des Vaterunsers kaum noch kennt. So zieht er nach Lourdes. Seine Fachgenossen setzen die größten Erwartungen in das Resultat seiner Reise: der „Humbug von Lourdes“ soll — so hoffen sie — definitiv entlarvt werden. Und doch ahnt der Leser schon in der Schilderung des Abschiedsbesuchs, den Wallasch vor seiner Reise in dem seit vielen Jahren nicht mehr besuchten Heimatdorfe macht, daß die Stimmung der Religiosität seiner Kindertage über den reifen Mann Gewalt bekommen könnte. Es ist aber auch nichts andres als Stimmung, die der Gottesleugner mit einem „Lächeln des Wissenden“ von sich abschüttelt. — In Lourdes geht er an eine gewissenhafte Prüfung der Wunder und des Betriebes der ganzen Wallfahrt. Es werden die Schattenseiten Lourdes keineswegs vertuscht, der Verfasser stellt einzelnes in ein helles Licht, was den frommen Katholiken verletzen muß, z. B. die Reklame, das Geschäftsmäßige. Freilich wird auch hierbei die Leitung der Wallfahrt und die Verwaltung der heiligen Grotte freigesprochen. Um Auswüchse handelt es sich bei dem Gerügten, und wir werden selbstredend dem Verfasser darin beipflichten, daß solche Auswüchse überall möglich sind. Doch zurück zu dem Erleben des Helden. Wunder, die nur Täuschungen einer erhitzten Phantasie sind, Heilungen, vor deren Tatsächlichkeit er kapitulieren muß und die er doch auf natürlichem Wege zu verstehen meint, stille Ergebung solcher, die Heilung suchend kamen und sich dem Willen Gottes fügen, wenn ihr Gebet nicht erhört wird, ziehen an dem forschenden Auge Wallasch's vorüber. Schritt vor Schritt kommt er zu der Einsicht, daß ein großer Teil der Verdächtigungen Lourdes hinfällig ist. Aber darum glaubt er noch nicht. Nur die Stimmung der Wallfahrtsstätte bekommt in steigendem Maße Macht über ihn, die Stimmung wirklichen Gebets und aufrichtiger Anbetung. Er findet nichts von der Exaltation, die Zola geschildert, vielmehr Ergebung und kindliches Vertrauen. Auch die persönlichen Nachforschungen über die Entstehung der Gnadenstätte und das Charakterbild der Seherin von Lourdes, der kleinen Bernadette Soubirous, bringen ihn zur Einsicht, daß hier jedenfalls beabsichtigte Täuschung nicht vorliegt. Das Zusammentreffen mit dem

Mädchen, dem seine erste unschuldige Neigung galt, und das er als totfranke Nonne in Lourdes wiederfieht, vertieft den Ernst der Tage in Lourdes. Als Begleiterinnen der Nonne — Schwester Coelestine — findet er eine vornehme alte Dame und deren Tochter, Klothilde von Eggenberg. Zwischen ihr und dem deutschen Professor entsteht eine Herzensneigung, die beide danach verlangen läßt, auch im Tiefsten — im Glauben — verbunden zu sein. Als nun Schwester Coelestine ihr Leben dahinzugeben beschließt, wenn sie dadurch den Jugendfreund für den Glauben gewinnen könne, und ihr Gebet so Erhörung findet, daß sie vor der Grotte stirbt, wo andre geheilt worden sind, da ist Wallasch tief erschüttert. Noch einmal kämpft er den schweren Kampf durch, den alles Erlebte und die bis zur Lourdeswallfahrt scheinbar so gesicherte Weltanschauung des Wissenden heraufbeschwören, dann geschieht auch an ihm „das große Wunder“: als er von einsamer Höhe das prachtvolle Schauspiel der Fackelprozession an der Grotte ansieht und die Statue der Madonna in der Grotte geheimnisvoll erleuchtet vor ihm liegt, da bricht er mit dem Gebet nieder „Ave Maria“! Er ist gläubig geworden. Klothilde von Eggenberg ist Zeugin seiner Bekehrung geworden. Nun, wo sie im Glauben eins geworden sind, reichen sie sich die Hände zum Bunde für das Leben. Sie treten die Rückreise an — „heim mit köstlicher Frucht: mit Glaube, Hoffnung und Liebe!“ Das Glück wird nicht ausbleiben, das ahnt der Leser, ist doch Klothilde nicht nur fromm, feingebildet und geistreich, sondern auch mit häuslichen Tugenden gesegnet. So ist alles in bester Ordnung, und die Verdächtigungen und Beschuldigungen des einst ungläubigen Gelehrten durch seine Kollegen und die übelwollende Presse sind nicht imstande, das Idyll wesentlich zu beeinträchtigen. Ein wenig Märtyrium läßt sich wohl schon ertragen, wenn Lourdes nicht nur das Wunder der Bekehrung an Wallasch tat, sondern ihm auch eine in jeder Hinsicht treffliche Gattin schaffte. Hans Wallasch braucht seine Reise nach Lourdes nicht zu bereuen. Das steht fest. „Gnade, Glauben und Glück — Welch ein Siegespreis wurde mir im Kampf um Lourdes!“ — ruft der Held zum Schluß aus. Wir werden ihm rückhaltslos zustimmen: sein Fall liegt außergewöhnlich günstig.

Hat der Held Lourdes erlebt und wie hat er es erlebt? Er selbst sagt: „Ich glaube an Gott, weil ich ihn — erlebt. Ich habe ihn erlebt in Lourdes.“ Das ist deutlich die These, um derentwillen das ganze Buch geschaffen wurde. Wenn es dem Autor gelungen ist, diese These verständlich zu machen, wollen wir ihm manche Geschmacklosigkeit und auch die Überfülle an Glück, die sein Held aus Lourdes heimbringt, gern verzeihen. Eine Lektüre für Eisenbahnfahrten ist das Buch aus einem doppelten Grunde nicht. Dazu ist es doch zu wenig anregend, wie ich fürchte. Und andererseits bedarf zumal der Protestant einer genaueren Lektüre, will er sich darüber Klarheit schaffen, was der Verfasser unter dem „Erleben Gottes in Lourdes“ versteht.

Was heißt: Lourdes oder Gott in Lourdes erleben? — Ich kaufte ein-

mal vor Jahren ein Buch in einer katholischen Buchhandlung und entdeckte dabei eine Abteilung, die von der Bedienung als die Abteilung für „Lourdeschwärmer“ bezeichnet wurde. Unter die gewöhnlichen „Lourdeschwärmer“ will sich der Verfasser offenbar nicht rechnen lassen. Er hat ja Lourdes vergeistigt, wenn er auch für die volle Realität der Wunder in Lourdes eintritt. Aber er will nicht unter die Kritiklosen gerechnet werden. An eine Tatsache in der Geschichte glaubt er mit seinem Helden, wenn er die Wirkung erlebt, deren Ursache sie ist. Die Wirkung Lourdes hat Hans Wallasch erlebt. Darum glaubt er. Lourdes ist ihm eine Gnadenstätte geworden, obwohl er weiß, daß die Jungfrau auch sonst in der ganzen Welt helfend und rettend wirksam ist. „Aber dafür konnte er (Wallasch) zeugen, daß die Gottheit von Zeit zu Zeit neue Wege geht, um sich da und dort der sich sonst verirrenden Menschheit zu zeigen, auf daß diese das goldene Tor der Ewigkeit fände.“ Man sieht: dem Aberglauben soll gesteuert werden, und zugleich wird Lourdes eine Mission für die ganze Welt angewiesen, wie sie überhaupt nicht höher gedacht werden kann. Das ist offenbar in den Augen des Verfassers eine „religiöse“ Bewertung von Lourdes im Gegensatz zu einer irgendwie abergläubischen, materialistischen Frömmigkeit. — Wir wollen mit dem Verfasser nicht darüber streiten, ob seine Wertung Lourdes sich in den Rahmen der katholischen Frömmigkeit einfügt. Im Gegenteil, wo sich eine Durchgeistigung von katholischer Frömmigkeit, deren Objekt uns deutlich in eine niedere Form der Religion weist, findet, wollen wir als Menschen, die die geistigen Kulturgüter der Menschheit hochstellen, und als Protestanten diese Erscheinung mit Genugtuung begrüßen. Wir wollen auch nicht darüber streiten, ob ein Mensch in Lourdes ein religiöses Erleben haben könne. Wir wollen erst recht nicht darüber streiten, ob die Wunder von Lourdes Tatsache sind. Wir wollen ruhig zugeben, daß Heilungen in Lourdes nicht nur denkbar, sondern tatsächlich auch erfolgt sind. Der Verfasser macht sich die Sache etwas zu leicht, wenn er die Gegner von Lourdes nur in den Bestreitern der Realität der an der Gnadenstätte vorkommenden Heilungen sieht, oder gar in Menschen, deren Wissensdübel unerklärliche Erscheinungen einfach ausschließt. Hier wäre etwas mehr von der gerühmten Objektivität erwünscht, die ein Merkmal des Buches sein soll.

Wir wollen die Hauptfrage stellen: was erlebt der Held der Erzählung in Lourdes? Was ist das Wesen seines religiösen Erlebens in Lourdes? — Ich muß gestehn, daß es mir selten so klar geworden ist, wie bei der Lektüre von „Im Kampf um Lourdes“, daß eine am Dinglichen haftende Frömmigkeit um so seichter und inhaltsleerer wird, je mehr sie sich bemüht, einen Ausgleich mit dem allgemeinen Fortschritt der kulturellen geistigen Entwicklung zu bringen. Als Erscheinungsform einer Frömmigkeit ist da der naivste Aberglauben höherzustellen, als diese verfeinerte Form der Durchgeistigung. Wir wollen anstandslos der Versicherung, man könne in Lourdes ein um-

stürzendes religiöses Erleben machen, Glauben schenken. Aber ganz anders gestaltet sich die Frage, wenn man in der Weise des Verfassers dieses religiöse Erleben in Lourdes beschreibt. Ein Gottesleugner kommt zum Gottesglauben durch Lourdes. Wie das geschieht, bleibt dem Leser absolut unverständlich. Der Verfasser macht es wohl plausibel, daß sein Held unter den Eindruck der Stimmung von Lourdes kommt, daß er seine Vorurteile gegen Lourdes aufgibt. Jetzt erst hätte seine eigentliche Aufgabe beginnen müssen: er hätte uns verständlich machen müssen, wie auf Grund dieser Erfahrungen sein Held in sich den Umschwung der Weltanschauung erlebt. Nichts davon! Gänzlich unvermittelt läßt er seinen Helden mit dem Ruf „Ave Maria“ in die Knie fallen und erklärt, das „große Wunder“ sei an ihm geschehn.

Aber ist das nicht eine ungerechte Beurteilung? Der Verfasser betont doch mit Nachdruck, „die Gottheit“ wirke überall, es sei nur ein besonderer Weg, den sie in Lourdes gehe, um der verirrtten Menschheit den Weg zur Ewigkeit zu weisen. Also sind doch die Wunder Lourdes in ihrer Tatsächlichkeit das ausschlaggebende. Und über innere Erfahrungen — so kann man sagen — die sich an Wunder heften, läßt sich eben nicht streiten. Wir wollen das unbeanstandet zugeben. Aber gerade dann wird der unglaubliche religiöse Tiefstand erkannt, der das Buch kennzeichnet. Wir wissen alle zuviel von der Gewalt religiösen Erlebens und haben zuviel Achtung davor, als daß wir diese Befehung des Helden in „Im Kampf um Lourdes“ nachempfinden könnten. Gegen die Tatsache einer plötzlichen Befehung wird niemand, der die Geschichte kennt, polemisieren, die Beurteilung dieser Tatsache wird nur je nach dem Standpunkte eine verschiedene sein. Aber in Hans Wallaschs Befehung fehlt das wesentlichste Moment, das religiöse total. An die Stelle des Suchens nach Gott tritt der Versuch, die in Lourdes vorkommenden Heilungen auf ihren wunderbaren Charakter genau und gewissenhaft zu untersuchen; an die Stelle der Gewissensnot, die den Menschen zu Gott treibt und ihn alle Surrogate für das Erleben Gottes zurückweisen läßt, tritt die Stimmung, die über Lourdes liegt. Der Verfasser hat offenbar garnicht empfunden, daß er das Wesen wirklicher Religion völlig entleert hat. Das ist der deprimierendste Eindruck, den die Lektüre des Buchs zurückläßt. Trotz aller hohen Worte vom Erleben Gottes eine ungeheure Verzerrung des Wesens der Religion überhaupt. In diesem Urteil kann der Gottgläubige übereinstimmen mit dem Gottesleugner, der die Tatsache eines religiösen Lebens als bestimmender Macht im Leben Zahlloser nicht leugnen wird. Wenn das Wesen des religiösen Erlebens an der Norm des Verfassers von „Im Kampf um Lourdes“ gemessen wird, so bleibt es völlig unverständlich, wie die persönliche Religion eine Kraft in einem Menschen sein kann. Man begreift nach der Lektüre dieses Buchs, wie gerade die Glieder der Konfession, der der Verfasser angehört, oft so wenig Verständnis für das eigentliche Wesen der Religion haben. Schriften dieses Charakters müssen gerade bei ernst-

denkenden Menschen die Achtung vor den Erscheinungen auf religiösem Gebiet untergraben.

Es gibt auch in der römischen Kirche Gläubige, die Lourdes gegenüber sich skeptisch verhalten. Es gibt in ihr eine tiefinnerliche Frömmigkeit, die die „Im Kampf um Lourdes“ vorgenommene Entleerung des Wesens der Religion zurückweisen würde. Die Kirche, die sich den Standpunkt des Verfassers, wie er uns in diesem Buche entgegentritt, zu eigen machte, würde sich selbst preisgeben. Denn sie hat das Wesen der Religion preisgegeben.

Aber ist es nun nicht doch so, daß der Verfasser nicht im stande war, das religiöse Erleben seines Helden dem Leser in einer psychologisch verständlichen Art und Weise zu vermitteln? Die Darstellung solcher Vorgänge gehört ja selbstredend zu dem Schwierigsten, was als dichterischer Vorwurf gedacht werden kann. Hier muß darauf zurückgekommen werden, daß das Buch eine Verteidigung der christlichen Weltanschauung in katholischem Gewande bieten will. Wer die auch in der römischen Kirche lebendige christliche Frömmigkeit kennt, wird sich mit Indignation von dieser Art der Frömmigkeit abwenden, wie sie das Buch spiegelt. Es fehlt nicht an der landläufigen Polemik gegen eine „Madonnenanbetung“ zugunsten einer „Marienverehrung.“ Aber das ändert an der Tatsache nichts, daß das spezifisch Christliche absolut zurücktritt. Das Eingreifen „der Gottheit“ — wie der Verfasser mit Vorliebe sagt — in die Geschichte durch Lourdes und ähnliche Erscheinungen, um die verirrte Menschheit zu retten, — das tritt an die Stelle des christlichen Heils. War Zola den religiösen Prozessen in einer Seele gegenüber ohne jedes Verständnis, so verweist der Zola so heftig bekämpfende Verfasser des „Im Kampf um Lourdes“ den christlich-religiösen Charakter des Umschwungs seines Helden total. Er selbst scheint das garnicht zu empfinden. Aber das ist gerade das Bezeichnende: er kann die Befeuerung eines Gottesleugners nicht nur zu einem Gottesglauben, sondern zum christlichen Gottesglauben schildern ohne das christliche Moment wirklich zu berücksichtigen.

Wird das Buch nur den christlich Denkenden interessieren? Ich glaube nicht. Bei der Stellung, die die Religion im Leben der Menschheit einnimmt, kann es keinen gebildeten Menschen gänzlich kalt lassen, wenn in einer christlichen Konfession von so gewaltigem Einfluß auf die Welt, wie es die römisch-katholische Kirche ist, eine Frömmigkeit aufwuchert, die das christliche Gepräge so gut wie verloren hat. Ein Sympton für eine solche Frömmigkeit ist auch „Im Kampf um Lourdes“. Als ein Symptom des Kampfes zwischen dem Evangelium und einer außerchristlichen Frömmigkeit glaubte ich das Buch besprechen zu dürfen. Der in protestantischer Mitte Aufgewachsene weiß gewöhnlich so gut wie garnichts von dem Wesen römischer Frömmigkeit. Er ist schnell zur Hand mit einem vernichtenden Urteil über sie, oder er glaubt von vorne herein die überlegene Miene des Aufgeklärten und über Aberglauben und Gedankenlosigkeit weit Erhabenen aufsetzen zu dürfen. Die römische

Frömmigkeit ist aber ein viel zu kompliziertes Gebilde, als daß sie sich mit einigen billigen Schlagworten abtun ließe. Vom Kampf wirklich christlich orientierter Frömmigkeit mit Erscheinungen, die einer tieferen Stufe der Religion angehören in der römischen Kirche, weiß der Protestant durchschnittlich nichts. Für diese tiefere Stufe der Religion in der römischen Kirche und für die Gefahr, die darin für diese Kirche liegt, ist das besprochene Buch ein charakteristisches Zeichen. Um so charakteristischer, als es sichtlich gebildeten Katholiken in ihrem religiösen Empfinden Rechnung tragen will. Wie tief muß aber die Erkenntnis vom Wesen der Religion gesunken sein, wo man in der Weise des Verfassers glaubt das Zustandekommen christlichen Lebens in einem Menschen schildern zu dürfen! Der Protestant kann nur hoffen, daß die verinnerlichte Form der Frömmigkeit in der römischen Kirche die Kraft besitze, den Prozeß einer solchen Verflachung und Entleerung der Religion, wie sie sich auch im „Kampf um Lourdes“ zeigt, aufzuhalten. Es handelt sich da nicht mehr um einen Kampf um Lourdes, sondern um den Kampf um eine verinnerlichte Frömmigkeit in einer Kirche, die Millionen von Gewissen beherrscht.



Selbsterkenntnis.

Eine psychologisch-kritische Betrachtung von E. R i e m e r (Petrograd).

Es heißt, der alte Apollotempel in Delphi habe die Inschrift getragen: *Γνώθι σεαυτόν*. Dieses „Erkenne dich selbst“ hat jedenfalls Sokrates als ethische Forderung verkündet und ihm eine zentrale Bedeutung für alles sittliche Wachstum, für jeden geistigen Fortschritt zugeschrieben.

Die Erkenntnis des eigenen Selbst ist aber auch tiefstes Sehnen und ein immer waches Interesse jedes denkenden Menschen; denn der Mensch ist sich selbst ein unbekanntes Land, das zu erobern er auszieht sein ganzes Leben hindurch und das er verlassen muß, ohne es je völlig besessen zu haben. Ob wir aus den Linien der Hand, aus unsern Schriftzügen, aus dem Schädelbau oder gar aus den abgetretenen Stiefelsohlen etwas über die Grundlagen unseres Charakters zu erfahren trachten, ob wir hellhörig lauschen auf Lob und Tadel, auf jede private oder öffentliche Kritik, auf Jubiläumsreden und Nachrufe, immer handelt es sich um das brennende Verlangen nach Selbsterkenntnis.

Ist aber dieses Streben in jedes Menschen Brust so mächtig, wozu dann noch jene kategorisch gestellte sittliche Aufgabe: *Γνώθι σεαυτόν*? Gewiß wohl dazu, damit wir auf dem Wege zum unerreichbaren Ideal der restlosen Selbsterkenntnis nicht matt werden, damit wir durch die vielfachen Hemmungen und Hindernisse uns nicht vom Ziele abdrängen lassen und damit wir eingeschlagene Irrwege erkennen und vermeiden lernen.

So sollen unser eignes Verlangen und die sittliche Forderung vereint einen immerwährenden Antrieb geben, daß wir alle Zeit und mit allen Mitteln danach streben, unser innerstes Wesen je mehr und mehr zu erkennen. Wie weit uns dies gelingen mag und welche Mittel uns hierbei zu Gebote stehen, das soll in den folgenden Ausführungen untersucht werden.

Zunächst gilt es hierbei festzustellen, welche äußeren und inneren Entwicklungsphasen der Mensch von der Wiege bis zum Grabe durchläuft, um danach zu konstatieren, in welchem Lebensabschnitt wir die Höhepunkte der Selbsterkenntnis erwarten dürfen.

Das kleine Kind erwacht aus dem Dämmer seiner Unbewußtheit durch den Schmerz und durch die gestillten Bedürfnisse. Die ganze Umwelt existiert ihm noch nicht, alles ist auf sein eigenes kleines Ich bezogen. Erst allmählich lernt es, dieses Ich durch seinen Körper zu umgrenzen, Bewußtsein und Leiblichkeit in Einklang zu bringen. Wenn es die Hand als seine Hand gefühlt und von der Hand der Mutter unterschieden hat, dann haben sich ihm zum ersten Mal die Pforten des Selbstbewußtseins geöffnet, dann erst werden die Fundamente der Selbsterkenntnis gelegt. So wächst es hinein in die Menschenwelt, zunächst in die Familie, sie hilft ihm sein eignes Selbst erfassen. Aber wie langsam geht es damit vorwärts! Wie lange noch bleibt das Kind fest eingesponnen in seine eigne, enge Welt! Trotz aller Versuche der Eltern, ihm sein Wesen zu deuten, vermag es sich nicht zu objektivieren, d. h. die erste Stufe des Selbsterkennens zu ersteigen. Das rein Körperliche bleibt doch noch immer die Domäne seines Wissens um sich selbst, der innere Kern aber ist noch so wenig fest, daß er selbst dem liebenden Auge einer Mutter unentdeckbar bleibt. Bei solch zagen Ansätzen zur Bildung der Persönlichkeit, bei dem starken Vorherrschen des rein Instinktmäßigen kann also von Selbsterkenntnis kaum die Rede sein.

Mit etwa dem achten Lebensjahr hat die erste große physiologische Entwicklungsperiode ihren Abschluß erreicht, und es beginnt das Knaben- und Mädchenalter. Jetzt vermag der geistige Horizont sich zu erweitern. Die umgebende Welt tritt hinein in das Leben des Kindes, sie wird zum interessantesten Objekt seiner geistigen und körperlichen Betätigung. Nun beginnt auch das urteilende Vergleichen, das Kräfteerproben und Messen. Spielfameraden und Altersgenossen erwecken den Konkurrenz- und Nachahmungstrieb zu stärkster Betätigung. Aufgaben und Pflichten treten dem jungen Menschen fordernd entgegen. All dem gegenüber gilt es sich zu behaupten und richtig einzuschätzen. So bilden sich hier die Grundzüge des Charakters und die ersten festen Formen der Selbsterkenntnis im Wettkampf und im Vergleich der eignen Kräfte mit den fremden. Der naive Egoismus der Kindheit wird zu einem bewußten, das instinktmäßige Tun zu wohlüberlegtem Handeln. Aber alle diese psycho-physiologischen Wandlungen vollziehen sich, wohlgemerkt, nicht ruckweise und springend, sondern in langsamem stetigem Wachstum; kaum

merklich ward aus dem Kinde der Knabe, ganz langsam taten sich seine Augen auf zur Erkenntnis der Welt, der Menschen und seiner selbst. Es darf uns nicht wunder nehmen, wenn darin noch viel Unfertiges, Rebelhaftes und Irrtümliches sich finden wird.

Noch eine und zwar die tiefstgreifende und vielleicht wichtigste Wandlung hat die Jugendzeit zu bestehen, die Pubertätsentwicklung. Diese physiologische Periode umfaßt vom Beginn bis zur völligen Reife etwa die Zeit vom 15. bis zum 25. Lebensjahr. Das Jünglings- und Jungfrauenalter ist eine Zeit schwerster innerer Kämpfe und Krisen. Es gilt ein Hindurchringen zur Klarheit über sich selbst und über die Welt. Fast scheint es, als wäre die vorangegangene Periode selbstgewisser und fester in der inneren Anschauung, als geriete jetzt aber alles ins Schwanken. Auf's schmerzvollste wird die Zerrissenheit und seelische Zwiespältigkeit empfunden, die zu quälenden Zweifeln an allem, am meisten aber an sich selbst zu führen scheint. Es ist eine Zeit des bangen und doch trotigen Suchens nach einem festen Halt, voll von Mißtrauen gegen sich und gegen die Mitwelt, aber auch voll von heimlichen Idealen, eine Zeit des scheuen Zurückweichens und keuscher Verschlossenheit, aber mit der heimlichen Sehnsucht nach Freundschaft und Liebe im Herzen.

In solchen Zeiten des Sturmes und Dranges steht es schlimm um die Selbsterkenntnis. Gar zu tief sinkt oft die Wagschale des eignen Wertes und schnellt dann plötzlich hoch empor, übertriebenes Zutrauen zu sich selbst wechselt jäh mit Depressionen. Erst wenn sich die Wogen glätten und aus der gährenden Jugendzeit das Alter der kraftvollen Ruhe und Selbstbeherrschung des Mannes, die sieghafte Selbstgewißheit des Weibes sich kristallisiert, erst dann kann die Selbsterkenntnis zu ihrem Höhepunkte emporsteigen. Das Wirken in Haus und Beruf, der harte Kampf ums Dasein, Erfolge und Mißerfolge, allseitig sich regende Kritik, kurz das ganze Leben lehren uns erkennen, wer wir sind. Wieviel stolze Pläne der Jugendzeit müssen begraben werden, immer bescheidener werden die Lebensziele, die wir uns stecken, immer deutlicher werden uns die Grenzen unseres eignen Selbst bewußt. Schmerzvoll vielleicht und resigniert, aber mit immer wachsender Klarheit erschauen wir unser Wesen in seiner individuellen Art.

Mit dieser in den Mannesjahren gewonnenen Erkenntnis unseres Selbst ziehen wir hinüber in das Alter. Mit den sinkenden Kräften, mit dem allmählichen Zurücktreten aus den Reihen der Kämpfenden schwindet auch das Interesse an der Selbsterkenntnis, ja auch die Fähigkeit zum Selbsterfassen nimmt stetig ab, sodaß die alten Leute den Zeitpunkt für das Abtreten von der Bühne des Lebens leider zu oft und zum Schaden für ihren Nachruhm verfehlen.

So stellt sich uns die Erkenntnis des eignen Selbst als eine durch das ganze Leben fortschreitende Entwicklung dar, als ein Prozeß, der aber niemals zur Vollendung und zum Abschluß kommt. Warum dieses Ziel unerreichbar ist, sollen die folgenden Abschnitte darzutun versuchen.

Zunächst gilt es festzustellen, welche Mittel wir zum Erlangen der Selbst-erkenntnis besitzen, und welcher Wert ihnen zukommt. Es zeigen sich uns drei Wege: die Selbstbeobachtung, das Urtheil der anderen über uns und endlich unsere Beurteilung der anderen. Mir scheint, daß wir dem zweiten Wege den relativ größten, dem erstgenannten aber den geringsten Wert für die Erkenntnis unsres Selbst zuzuschreiben haben.

Schon bei der Beobachtung unsres Äußeren sehen wir uns außerstande, zu erkennen, wie beschaffen wir sind. Niemand kann sein Gesicht und Mienenspiel, seine Körperhaltung und die Form seiner Bewegungen anders als im Spiegel erblicken, d. h. also nur in der gezwungenen Haltung des gespannten Beobachters und niemals in seiner natürlichen Ungezwungenheit. Daher stammt wohl auch die fast leidenschaftliche Erwartung der ersten Photographie, die in irgend einer Weise meist doch zu enttäuschen pflegt.

Niemand auch kennt den Klang seiner Stimme, so daß er zweifellos sehr erstaunt wäre, wenn ihm ein vollkommenes Instrument sein Organ unverfälscht wiedergeben würde. Endlich ist uns das wenige, was wir an unserm äußeren Menschen beobachten können, so gewohnheitsmäßig geworden, daß uns selbst starke Besonderheiten erst bewußt werden, wenn uns andere darauf aufmerksam machen. Wo es sich um körperliche Vorzüge handelt, findet auch die größte Schmeichelei Gehör; nur die unberührte Unschuld, die fern von begehrliehen Blicken und lauter Bewunderung aufwächst, weiß nichts von ihrer Schönheit und fragt nichts nach ihr.

Nicht besser steht es mit der Selbstbeobachtung hinsichtlich unsrer inneren Anlagen und Kräfte, Tätigkeiten und Zustände. Wer weiß genaueres über seine besondere Begabung, bevor ihm andre die Augen darüber geöffnet haben? Soviele Künstler mußten erst durch einen glücklichen Zufall entdeckt werden und wären in ihrer urteilslosen Umgebung unbeachtet geblieben, wenn nicht ein Kenner sie hervorgeholt hätte. Ganz ähnlich steht es unter normalen Verhältnissen mit der richtigen Selbsteinschätzung des Grades einer Fähigkeit. Nicht nur Kindern, sondern auch Erwachsenen, und nicht nur Ungebildeten, sondern auch Wissenschaftlern fällt es schwer, ohne die Hilfe anderer ihr eignes geistiges Produkt richtig zu zensurieren. Daher das allgemeine Verlangen nach Kritik. Mag dabei auch eine starke Dosis von Autoreneitelkeit mitspielen, stets findet sich, wenn auch uneingestandenermaßen, das Unvermögen, die eigne Verstandesleistung richtig einzuschätzen. Und wollten wir noch daran zweifeln, so zeigt uns ein intimer Blick in die Kreise der Dichter und Denker, wie arrogant und kritiklos selbst die besten unter ihnen manchmal sein können. Bei den Bescheidenen aber steht es doch prinzipiell nicht anders, — auch sie vermögen nicht richtig über ihre Fähigkeiten zu urteilen.

Was hier von den Verstandeskräften gesagt ist, gilt auch von den Willenskräften. Mir ist noch kein Mensch begegnet, der bei vorausgesetzter Aufrichtigkeit die Kraft seines Willens auf Grund eigner Beobachtung und

Erfahrung richtig abzuschätzen vermocht hätte. Die meisten Menschen halten sich für sehr energisch, auch solche, deren Willensschwäche sie zum Gespött macht. Plötzliche und schwere Konflikte offenbaren dann ganz unerwartete Schwäche und Haltlosigkeit, leider aber mehr den Zeugen als dem Betroffenen selbst, andererseits auch wieder aufrechten Mut und starken Willen, wo niemand ihn zu finden vermutet hätte. So darf wohl mit Recht gesagt werden, daß erst der im Lebensfeuer geprüfte und bewährte Charakter die Garantie der Willensstärke bietet. Wer aber weiß, welche Prüfungen seiner harren und ob er allen wird standhalten können?

So entzieht sich der Selbstbeobachtung das sichere Urteil über unsere Kräfte des Verstandes und des Willens. Vielleicht aber finden wir festeren Boden, wenn wir jetzt das Gebiet des Gemütslebens mit seinen Gefühlen, Affekten und Leidenschaften betreten. Damit, so sollte man meinen, kommen wir doch zu unserm Innersten und Eigensten, in das kein anderer Blick so tief einzudringen vermag, wie wir selbst.

Nun aber liegt es im Wesen des Gefühls, daß es während seines Ablaufes der Selbstbeobachtung nicht zugänglich ist; namentlich deutlich zeigt sich das bei den Stimmungen und Affekten, am stärksten aber bei den Leidenschaften. Alle Beobachtung und Kritik kommt immer erst hinterher, oder aber sie drängt sich bei schwächeren Affekten zwischen ein, jedoch nur, wenn diese Gefühle sich wenigstens für den Augenblick suspendieren lassen.

Bei starken Affektausbrüchen dagegen wird das Urteilsvermögen in dem Maße gestört, daß von einer Selbstbeobachtung und Beurteilung keine Rede sein kann. Erinnerter Gefühle und Affekte aber sind erst in ganz abgeschwächter und blasser Form zum Bewußtsein zu bringen und können somit nicht als Grundlage eines sicheren Selbsturteils angesehen werden. Nehmen wir hierzu noch den oft schnellen Verlauf und die Kompliziertheit der inneren Erlebnisse, und überlegen wir uns, wie sehr wir subjektiv an ihnen beteiligt sind, so wird uns die Objektivierung der genannten Zustände als ein schwieriges und unsicheres Unternehmen erscheinen müssen. Zu dem allen kommt nun noch, daß selbst die stärksten Gemütserschütterungen und ihre Katastrophen für uns innerlich zureichend motiviert sind, so daß sie uns selbst viel weniger auffallend erscheinen als anderen, viel entschuldbarer und selbstverständlicher, und daher viel schneller aus unserem Gedächtnis entschwinden. Einen Zornesausbruch, den ein anderer an mir erlebte, vergißt dieser wahrscheinlich niemals, ich selbst dagegen habe weder einen so starken Eindruck von diesem Affekt empfangen, noch behalte ich ihn länger im Gedächtnis als die äußere Veranlassung dazu.

Ganz besonders aber verliert der Mensch die Selbstkritik und damit die Fähigkeit der objektiven Selbstbeobachtung, wenn er sich im Banne einer starken Leidenschaft befindet. In diesem Falle richten sich alle psychischen Kräfte auf ein Ziel, wobei alle anderen Beziehungen, Pflichten und Überlegungen vollständig aus dem Gesichtskreis entschwinden. Jede Leidenschaft

macht blind. Hier tritt neben die Unfähigkeit zur Selbstbeobachtung und Beurteilung noch ein gewaltiges Hindernis der Selbsterkenntnis, nämlich eine ausgesprochene Abneigung dagegen. Dies Moment zeigt sich sogar bei alltäglichen Gewohnheiten und namentlich bei Lasteren. Sie werden gefühlsmäßig als ein Teil des eignen Selbst gewertet und können daher nicht zugegeben werden, ohne die Selbstverurteilung zur Folge zu haben. Dagegen aber sträubt sich das Selbstgefühl bis aufs äußerste. Darum ist auch keine Aufgabe so undankbar und erfolglos, als jemandem seine üblen Gewohnheiten vorzuhalten. Um einen solchen Menschen zur Selbsterkenntnis zu zwingen, müssen starke Lebenserschütterungen zu Hilfe genommen werden. Ich erinnere hier an die bekannten Methoden der Heilsarmee.

Mit diesen letzten Erörterungen sind wir tiefer und tiefer in den Kern des Menschenwesens eingedrungen. Es ist das Gebiet des Unbewußten, der Instinkte, des Unterbewußtseins, — es ist der Strom, der auf seiner Oberfläche unser bewußtes Leben trägt und seinen dunkeln Zielen zuführt. Wer kann in diese Quellstube seines Wesens hinabsteigen, als sein eigener Beobachter und Beurteiler? Und doch muß der Mensch in diesem tiefsten Grunde erfaßt und verstanden werden, an dem Punkte, wo sein Wesen verkettet ist mit all seinen Vorfahren, mit der gesamten Menschheit, wenn anders eine völlige und reiflose Erkenntnis erstrebt und erreicht werden soll. Darum müssen die Tiefen der Persönlichkeit dem eignen Blicke verborgen bleiben.

So weiß der Mensch zwar viel von sich, aber vieles Wichtige weiß er nicht, und über vieles täuscht er sich. Von vielen Einzelheiten seines Wesens kann er nur auf eigne, subjektive Art erfahren und von vielen anderen will er nichts wissen. Selbst wenn er auch als geschulter Selbstbeobachter und klarer, fühler Kopf eine Fülle von Selbsterkenntnissen erworben hat, so vermag er dennoch nicht, diese subjektiven Einzelerkenntnisse zu einer Totalität zu vereinigen, den Kern seiner Persönlichkeit in klarer Synthese zu überschauen. Und darum bleibt der Mensch sich selbst ein tiefes Rätsel, nach dessen Lösung seine Seele sucht. Wo wird sie zu finden sein?

Vielleicht im Urteile der anderen?

In der Tat scheint sich hier eine Möglichkeit der Beurteilung zu bieten, die frei ist von den oben geschilderten Schranken der Subjektivität. Ein innerlich unbeteiligter Beobachter vermag in gerechter Weise mein Äußeres, meine Anlagen und Fähigkeiten, die Äußerungen meines Gemüths und Willens, meine Leistungen und Charaktereigentümlichkeiten richtig abzuschätzen und nach allgemeinen Normen zu beurteilen. Die Feinfühligkeit im Verstehen der anderen ist bei manchem Menschen bis zur Virtuosität ausgebildet. Namentlich die Frauen sind imstande, instinktmäßig auch leisesten Seelenregungen, die dem Betreffenden selbst nicht einmal klar bewußt sind, intuitiv zu erfassen. Aber auch bei Kindern und sogar bei intelligenten Tieren findet sich oft ein überraschend feines Verständnis oder Gefühl für die Gemüthszustände von Personen

ihrer Umgebung. Bis ins Unterbewußtsein hinein kann sich dieses ahnende Mitempfinden erstrecken. Hier entspringen die Quellen des zarten Tactgefühls, hier schöpft aber ebenso der Haß das tödliche Gift unheilbarer Kränkung. Gewiß beruht auch die Kunst der Kartenlegerin und Chirromantin zum größten Teil auf der Fähigkeit schnellen Erfassens und instinktiven Verstehens ihrer Klienten. Ja, man darf fragen, wie der Beruf eines Seelsorgers, eines Arztes, eines Pädagogen überhaupt möglich wäre ohne jene Gabe der richtigen Beobachtung, Beurteilung und Erkenntnis der Mitmenschen. Wo kein genügendes Verständnis für die anderen vorhanden ist, fehlt jede Möglichkeit ihrer Beeinflussung.

Diese Tatsachen finden augenscheinlich ihre Anerkennung darin, daß jeder Mensch von Kindheit an und sein ganzes Leben hindurch auf das Urteil der anderen ein entscheidendes Gewicht legt.

Auch der selbstgewisseste Mann fühlt sich in seinem Tun und Lassen gesichert und gehoben, wenn es allgemeine Anerkennung findet. Selbst Heroen des Gewissens sind voll Freude, wenn sie Gefinnungsgenossen finden, und zwar nicht zum wenigsten deshalb, weil damit ihrem Wollen und Handeln, ihrer ganzen Persönlichkeit, vielleicht von den besten der Zeitgenossen Zustimmung und hohe Würdigung widerfahren ist. Dadurch aber gewinnt die Erkenntnis ihrer selbst und der Werte, die sie am höchsten schätzen, eine gesicherte Grundlage und erhebt sie über alles Schwanken und Zweifeln. Selbst die wenigen Ausnahmemenschen, die sich über das Urteil der Mitwelt erhaben wissen, werden nur in ganz bestimmten Fragen und Überzeugungen auf die Kritik und Zustimmung der anderen verzichten können, in vielen Hinsichten aber dennoch von ihrem Urteil abhängig bleiben.

Wenn nun dieses ausgesprochene Verlangen, die Erkenntnis des eignen Wertes auf die Beurteilung durch andre zu gründen, sogar im Mannesalter, auf den Höhepunkt der Selbsterkenntnis, vorhanden ist, wieviel mehr Bedeutung muß es dann auf den vorhergehenden Altersstufen besitzen. Die völlige Abhängigkeit des Kindes von der Meinung älterer, autoritativer Personen wird als selbstverständlich hingenommen, sie findet sich aber mutatis mutandis gleichfalls im Jünglingsalter. So geht das Urteil der anderen als ein ständiges Korrektiv neben der Selbstbeobachtung her und gibt der aus letzterer gewonnenen Selbsterkenntnis erst die volle Berechtigung und Zuverlässigkeit.

Leider aber hat dieser Weg, durch das Urteil der anderen zur Selbsterkenntnis zu gelangen, auch zahlreiche Schattenseiten, und zwar: Unaufrichtigkeit, Verheimlichung und Irrtum von seiten der anderen, und berechtigtes oder unberechtigtes Mißtrauen von seiten des Beurteilten.

Ich brauche wohl kaum ein mehreres darüber zu sagen, wie sehr die Unsicherheit der Selbstkritik von Egoisten, Schmeichlern und Feiglingen ausgenutzt zu werden pflegt. Ernstlich aber möchte ich auf die sittliche Gefahr hinweisen, die in der Verheimlichung des Urteils aus gutem Herzen oder aus

Höflichkeit gelegen ist. Darin liegt begründet, daß wir das allgemein verbreitete Urteil etwa über eine schlimme Gewohnheit, über einen sich bildenden Charakterfehler unserer Person selbst immer erst zuletzt erfahren und daher weder zur Besserung noch zur Verteidigung schreiten können. In solcher Verheimlichung liegt doch immer eine starke Dosis Feigheit. Anders steht die Sache, wenn der Urteilende sich dessen bewußt ist, wie leicht seine Überzeugung irrtümlich sein kann und aus diesem Grunde mit seiner Meinung zurückhält. Auch hierin gilt es eben, gerecht und aufrichtig sein.

Bei aller Vorsicht und Aufrichtigkeit aber sind unsere Urteile über die Mitmenschen vielfachen Irrtümern unterworfen, denn es liegt im Wesen der Sache, daß uns ein völliges Durchschauen einer Persönlichkeit versagt sein muß. Aus dieser Erfahrung stammt auch das Mißtrauen, das wir der Beurteilung durch andre entgegenzubringen pflegen. Wenn wir selbst nicht einmal imstande sind, über uns richtig zu urteilen, wie sollten das andre können, oder wer garantiert uns die gute Absicht des Kritikers? Nur dort, wo wir geistige und sittliche Überlegenheit und einen guten Willen voraussetzen dürfen, fügt sich unsre Einsicht und nimmt Belehrungen über das eigne Wesen dankbar und vertrauensvoll entgegen. Immer aber werden diese Urteile auf Grund von Vergleichen entstehen und sich nach allgemeingiltigen Normen richten müssen. Woher stammen nun diese Normen, nach denen sich das Urteil der andern über uns richten muß, um unsre innere Zustimmung zu erlangen? Offenbar doch werden sie uns nicht bloß von den anderen übermittelt oder aufgezwungen, sondern wir selbst bilden sie durch Beobachten und Beurteilen der anderen und erkennen nur das als Urteilsnorm für uns selbst an, was auch für alle anderen gilt.

Somit haben wir jetzt zu prüfen, wie weit unsere Erkenntnis der andern vorzudringen vermag und welchen Wert sie für unsre Selbsterkenntnis besitzt. Wir beschreiten damit den dritten und letzten Weg. Ob er uns sicherer und ungehinderter zum Ziele führen wird als die beiden erstgenannten Wege, dürfen wir billig bezweifeln, denn ihm kommt letzten Endes keine eigentliche Selbstständigkeit zu, sondern er ist bloß eine Vereinigung der beiden ersten Wege.

Während ich mein eignes Selbst im Bewußtsein erlebe und intuitiv erfasse, ist mir das Erleben der psychischen Zustände und Strebungen anderer versagt. Nur auf Grund eines Analogieschlusses darf ich annehmen, daß auch in anderen, mir gleich gearteten Wesen dieselben Gefühle, Gedanken und Wollungen stattfinden, wie ich sie in mir beobachte. Aus der Gleichheit der Reaktionen anderer mit den meinen auf dieselben Einwirkungen der Außenwelt, wie sie auch mich treffen, schließe ich auf die Gleichheit auch der inneren und Bewußtseinszustände.

Daß aber solchen Analogieschlüssen nur relativ bedingte Giltigkeit zukommt, erkennen wir leicht, wenn wir die Analogie auf andersgeartete Lebe-

wesen auszudehnen versuchen. In Amphibien oder gar Pflanzen, die doch auch Lebewesen sind und auf äußere Reize reagieren, vermuten wir kein derartiges Seelenleben wie in uns Menschen. Ja, sogar unter unseren Mitmenschen werden wir solche finden, deren seelisches Erleben von dem unseren durch eine tiefe Kluft getrennt ist. Ich denke da'ei an die fundamentalen Unterschiede im psychischen Leben zwischen Kulturmenschen und den Kulturlosen, zwischen den verschiedenen Völkerrassen, zwischen Gebildeten und Ungebildeten, zwischen Erwachsenen und Kindern, zwischen Mann und Weib. Trotz des vielen Gemeinsamen gibt es auch hier eine Grenze, hinter der alles gegenseitige Verstehen aufhört. Ja, schließlich wird man sagen dürfen, daß selbst zwischen zwei nächststehenden Menschen eine gewisse Schranke aufgerichtet ist, die niemals überstiegen werden kann. Am meisten verstehen wir uns nach der dunkel bewußten Seite unsres Wesens, in unsern Instinkten, primitiven Affekten und Willensrichtungen. Je höhere, vergeistigte Stufen unser Eigenleben erklimmt, desto stärker und trennender wird die Differenzierung.

Zu diesen Tatsachen, die eine Einfühlung des einen in die Seele des anderen teils erschweren, teils unmöglich machen, kommt nun noch eine wichtige Ursache des Mißverstehens und irrtümlichen Beurteilens der anderen. Sie liegt in der psychologischen Erscheinung, die man seit Leibniz, Kant und Herbart Apperzeption zu nennen pflegt.

Bei der Apperzeption, d. h. bei der Einverleibung neuer Eindrücke in das Bewußtsein, verhält der Mensch sich durchaus nicht nur passiv, sondern höchst aktiv. Entsprechend den bereits vorhandenen, schon früher erworbenen Bewußtseinsinhalten werden die neuen Einwirkungen bearbeitet, ihnen angeglichen und dadurch umgestaltet. So kann derselbe Gegenstand, dieselbe Person von verschiedenen Beobachtern und Kritikern ganz verschieden aufgefaßt und bewertet werden, ohne daß ein unbezweifelbar richtiger Maßstab je zu erlangen wäre.

Trotz dieser subjektiven und jener objektiven Beschränktheit unseres Urteils über andere Menschen sind wir nun doch gezwungen, allgemeingiltige Normen für alle möglichen Beziehungen, Eigenschaften, Werte, Gedanken und Handlungen aufzustellen, indem wir die letzteren hinsichtlich ihres gesetzmäßigen Vorkommens bei allen und ihrer Anerkennung durch alle prüfen. So gewinnen wir beobachtend und urteilend, gleichsam auf Grund einer unbeabsichtigten Statistik, jene Normen, derer wir auch für unsre Selbstbeurteilung und Erkenntnis dringend bedürfen.

Über wie, enthält dieser dritte Weg der Selbsterkenntnis nicht einen verhängnisvollen Widerspruch in sich? Ich soll mich selbst beurteilen nach Maßgabe des Erkennens der anderen, und zugleich soll meine Beurteilung der anderen auf meiner Selbsterkenntnis beruhen. Ist das nicht ein *circulus vitiosus*, bewegen wir uns da nicht ewig im Kreise, ohne vorwärts kommen zu können? Mir scheint, unsre Erkenntnis bewegt sich hierbei nicht in einer

Kreislinie, sondern in der Form einer Spirale und gelangt so, wenn auch langsam, immer weiter und weiter. Nur in dem Maße, als wir uns selber erkannt haben, vermögen wir andre zu erkennen, und je völliger unsre Erkenntnis der anderen wird, desto reicher kann auch unsre Selbsterkenntnis sich ausgestalten. In ständiger Wechselwirkung hebt eine Kraft die andre. Mit einem Wundtschen Ausdruck könnte man hier von dem Prinzip der Heterogenie der Zwecke sprechen.

Wo aber wird die Grenze dieses wechselweisen Erkenntnisfortschrittes liegen? Werden wir sie im Subjekt oder im Objekt zu suchen haben? Nach dem bisher Gesagten müßte es scheinen, daß die Erkenntnis der anderen nur soweit reichen kann als unsere Selbsterkenntnis, und inbezug auf Einzelheiten des seelischen Lebens wird diese Annahme wohl richtig sein. Sobald wir aber als Aufgabe der Erkenntnis die Totalität, die Gesamtsumme der Persönlichkeit ins Auge fassen, stellt sich die eigentümliche Erfahrungstatsache heraus, daß das Erfassen des Wesenskernes einer anderen Person uns fraglos besser, wenn auch längst nicht vollkommen, glücken will, als das Eindringen in die Tiefen des eignen Wesens. Ich muß hier auf das über die Selbstbeobachtung als Quelle unserer Selbsterkenntnis oben Gesagte zurückverweisen. Wir sehen uns eben immer nur im Spiegel, — im Spiegel, der unsere äußere Gestaltung zurückwirft, im Spiegel des Urteils der anderen, und im Spiegel unseres eignen Urteils. Wir kommen nie soweit aus uns heraus, daß wir uns ganz zu objektivieren vermöchten. Es ist ja unmöglich, daß wir uns — uns selbst gegenüberstellen.

Aber sprechen nicht solche Selbstanalysen dagegen, wie wir sie etwa in hervorragenden Autobiographien finden, z. B. in Augustins Konfessionen und Rousseaus Bekenntnissen? Und wird nicht auch die experimentelle Psychologie als Gegeninstanz aufgerufen werden dürfen?

Selbst wenn wir den unbezweifelbaren Wert der genannten Selbstkenntnisse voll anerkennen, und wenn der Historiker sie zur Grundlage seiner biographischen Schilderung macht, so werden wir uns doch nie mit der vorliegenden Selbstbeurteilung der Personen begnügen, sondern stets noch zwischen den Zeilen zu lesen, noch hinter der ausgesprochenen Kritik den Selbstkritiker zu finden verstehen müssen, wenn wir eine objektive Darstellung seines gesamten Wesens erzielen wollen. Gerade jene oben genannten weltberühmten Autobiographien sind ein schlagender Beweis für diese Behauptung. Die Urteile des Bischofs Augustin über seine an Irrungen zwar reiche Jugendzeit wird kein Historiker so, wie sie lauten, akzeptieren. Und wenn Rousseau sich in seinen Bekenntnissen des öfteren widerspricht, wird nur ein böses Vorurteil darin Lüge finden können, anstatt von subjektiver Selbsttäuschung zu sprechen. So nennt auch Goethe, gewiß in Anerkennung dieser Tatsache, seine Lebensschilderung „Dichtung und Wahrheit.“

Ist aber bei diesen anerkannt hervorragenden Kennern der Menschen-

seele von einem einwandfreien Urteil über die eigne Persönlichkeit abzusehen, was können wir dann von all den kleinen Geistern erwarten! Meist nichts weiter als eine mehr oder weniger zutreffende Schilderung ihrer Zeitgenossen und recht unzuverlässiges Material über sich selbst, das von einem späteren Biographen zur Synthese gebracht werden muß. So zeigen uns gerade diese Dokumente menschlicher Selbsterkenntnis aufs deutlichste, wie begrenzt die Fähigkeit zur Erfassung des eignen Wesens im Grunde genommen ist.

Von der experimentellen Psychologie erst erwartet heutzutage kaum ein ernst zu nehmender Forscher Aufschlüsse über die Fundamente eines Charakters. Zwar ist eine Fülle von Kenntnissen über einzelne Gesetzmäßigkeiten des Seelenlebens erarbeitet worden, das Mosaikbild eines Normalmenschen hat man in mühsamer Kleinarbeit herzustellen versucht, aber man hat allenthalben eingesehen, daß die exakte Formel für das Wesen des Menschen nicht mit Hilfe von psychologischen Experimenten und Statistiken zu gewinnen ist. Stück um Stück freilich hat die Wissenschaft herzugetragen und zu Massen gehäuft, die Totalität eines Charakters aber objektiv zu umschreiben vermag sie nicht. Dazu kommt nun noch, daß den Experimenten an der eignen Person nur ein geringer Wert zukommt, weil die meisten „unwissentlich“ vorgenommen werden müssen, um ein brauchbares Resultat zu ergeben. So wäre man auch hier letzten Endes auf Beobachtung und Beurteilung durch andere Personen angewiesen.

Somit wären wir denn zu folgendem Ergebnis gelangt, das ich kurz zusammenfassen will. Die Möglichkeit, durch Selbstbeobachtung und Beurteilung zur vollständigen Erkenntnis des eignen Wesens als einer Totalität zu gelangen, verschließt sich uns. Was wir auf diesem Wege zu erreichen vermögen, ist nur ein Bild unserer Persönlichkeit, das zwar in gewissen Einzelheiten überaus genau ist, dem aber in seiner Synthese bloß relative Richtigkeit und stark bedingte Wahrheit zukommt.

Im Gefühle der Subjektivität und Unsicherheit des eignen Urteils suchen wir daher unsere Selbsterkenntnis mit der Beurteilung durch andere zu stützen und zu erweitern. Es erwies sich uns dieser zweite Weg als im allgemeinen zuverlässiger und objektiver. Allein auch hier zeigten sich erhebliche Schwierigkeiten und Irrtumsquellen, auch hier mußten wir auf eine völlige und restlose Begründung unseres Wesens in seiner Ganzheit verzichten.

Der dritte Weg endlich — die Beobachtung und Beurteilung anderer, um uns mit ihnen vergleichen und auf Grund gewonnener Normen unser Charakterbild herstellen zu können — konnte uns ebenfalls nicht zum Ziele führen, weil er unter den gleichen Hindernissen und Beschränkungen leidet, wie die beiden ersten.

Somit scheint uns nichts übrig zu bleiben, als gegenüber der Aufgabe vollkommener Selbsterkenntnis zu resignieren. Von Kant haben wir gelernt, daß das „Ding an sich“ unerkennbar sei, und daß auch unseres Wesens

innerster Kern, das „intelligible Ich“, als ein solches unerkennbares „Ding an sich“ aufzufassen ist. Kant hat uns aber auch die Aufgabe gewiesen, daß wir uns diesem Unerkennbaren denkend und strebend nähern sollen, auch wenn wir es nie vollkommen erreichen werden.

Der Weg zu dieser höchstmöglichen Erkenntnis ist vielleicht am überzeugendsten und tiefsten von Albert Lange und Eucken geschildert worden.

Nur das Genie, der Prophet, der Philosoph, der Künstler, vermag das Geheimnis des menschlichen Wesens, in der Allgemeinheit wie im Individuum, intuitiv zu erfassen und formend zu gestalten. Mit den Blicken des Sehers dringt er in die Tiefen der Menschenseele und schaut ein Charakterbild in seiner geschlossenen Totalität. Darum lauschen wir andächtig den Offenbarungen des religiösen, des künstlerischen Genius und erhoffen von ihm die klarsten Aufschlüsse und die tiefsten Deutungen unseres geheimnisvollen innersten Seins.

Und doch bleibt selbst das Genie begrenzt in seiner schöpferischen Gestaltungskraft. Auch der Prophet und der Künstler sind Kinder ihrer Zeit.

Wie verschieden wird das Bild geschichtlicher Größen von der darstellenden und der dichterischen Kunst der verschiedenen Zeitalter gezeichnet. Wie selten stimmen Historiker, die doch auch Künstler sein müssen, in der Auffassung einer geschichtlichen Person überein. Der aber zeigt das wahre prophetische Künstlertum, der den Besten seines Jahrhunderts aus Herz und Sinn gesprochen hat.

Jedoch darf noch eine zweite Bedingtheit des künstlerischen Schaffens nicht übersehen werden. Nur eines solchen Mannes Charakterbild kann der Künstler schaffend gestalten, dem er innerlich verwandt, dem er kongenial ist. Nicht als ob es nötig wäre, daß der Darsteller zuerst sein eigenes Innere erforschte und dabei seiner geistigen Verwandtschaft mit dem Dargestellten bewußt würde, sondern das ist der Weg, daß der Künstler erst durch das Gelingen des intuitiven Erfassens einer Persönlichkeit, durch das Hingezogenwerden zu ihr, seiner Kongenialität inne wird und so in dem geschauten Bilde seines Helden sich selbst gleichsam objektiviert und in der Tiefe seines Wesens erkennt.

Es ist das allgemein Menschliche in seiner individuellen Gestaltung, es ist der Menschheit Mutterboden, dem wir alle entstammen, den uns das Genie in den Formen der Religion, der Kunst und der Philosophie enthüllt. Und haftet selbst diesen Offenbarungen noch Subjektivität und darum auch Relativität an, so bleiben sie doch die höchsten, die dem menschlichen Geiste auf dem Wege zur Selbsterkenntnis zugänglich sind.

Trotz aller Hindernisse aber und trotz der Unvollkommenheit des uns Erreichbaren, muß die Selbsterkenntnis eine der vornehmsten sittlichen Aufgaben bleiben. Sie nämlich ist die unerläßliche Bedingung für jeden inneren Fortschritt, für alles Wachstum des Charakters. Jede geistige und sittliche Entwicklung besteht nicht bloß in einer Änderung unserer Handlungsweise,

sondern vor allem in einer Vertiefung und Vervollkommnung der Gesinnung. Diese aber ist nur möglich auf der Grundlage eines fortschreitenden zu sich selbst Kommens, eines tieferen und wahreren Erfassens des eignen Wesens. Daher müssen wir alle Mittel anwenden, die geeignet sind, unsere Selbsterkenntnis zu fördern und zu vervollkommen. Jeder erziehe sich und die anderen zu immer besserer Selbstbeobachtung und aufrichtiger Selbstkritik, die allem Selbstbetrüge die Maske abreißt. Er lasse sich sein Gewissen schärfen durch das Urteil wohlgesinnter Mitmenschen und durch die Normen, die das soziale Leben gezeitigt hat. Er zeige Verständnis und Wohlwollen, aber auch Mut und Aufrichtigkeit im täglichen Verkehr und widerstrebe aller Schmeichelei. Und nicht zum letzten, es prüfe sich ein jeder an den Menschheitsidealen, die ihm von Religion, Kunst und Philosophie entgegen gehalten werden.

Γνώθι σεαυτόν — das bleibe auch unser Wahlspruch.



Nachdruck verboten.

Dorettchen.

Eine kurländische Erzählung aus alter Zeit von Elsa Bernewiß (Riga).

(Fortsetzung)

Viertes Kapitel.

Es gab im Birseneker Pastorat nächst Weihnachten und Ostern kein größeres Fest, als Pastor Niefelds Geburtstag am neunzehnten Juni.

Schon Tage vorher begannen die Vorbereitungen, daß der festliche Tag in hergebrachten Weise, feierlich und würdig, begangen werden konnte.

Was nur irgend Beine hatte, das machte sich gegen Abend, sobald die Sonne gesunken war, auf, die Mägde, die Knechtswreiber, die Herbergsleute, auch die drei Fräuleins durften nicht fehlen, und stieg an den Hang hinab und pflückte, was da an üppiger grüner Herrlichkeit wuchs: zackige Eichenblätter, wilde Hopfenranken, Nußweige und tausenderlei Blüten und Kraut, zum Kranz, pflückten so viel als die mitgebrachten Körbe und Schürzen fassen wollten und so lange, bis es Nacht wurde unter dem dichtem Laubwerk, die Johanniswürmchen am feuchten Grunde ihre grünen Lichtchen entzündeten und die Nebel aus dem Flusse kamen. Dann ging man in die Lindenlaube, warf das Laub zu einem Haufen in der Mitte zusammen, und unter den geschickten Händen der Frauen schwoll bald ein buschiger Kranz nach dem anderen und wurde zur Seite gelegt.

Vom Felde schrillte indessen der Ruf der Wachtel, unten am Teich schlug die Nachtigall ununterbrochen, leise und gleichmäßig schwachten die Mägde fort. Constanzchens helles ausgelassenes Lachen klang dazwischen. Sie war heute Hauptperson, neckte die Mägde, ließ sich necken und hörte mit weitgeöffneten Augen von allerlei Schabernack und Mutwillen aus der Leutestube erzählen.

An Dorettchens Ohren rauschte das Sprechen und Lachen wie rinnendes Wasser vorüber. Sie saß still in einem Winkel und träumte durch die Dämmerung der hellen Nacht. Drüben in Birseneken brannte ein einsames Licht und leuchtete schwach herüber; Dorettchen sah nach ihm, so oft sie sich zur Seite

wandte, um einen Zweig oder eine Blüte von dem Blätterhaufen zu nehmen. Nur langsam gedieh ihr die Arbeit dabei.

Am nächsten Morgen prangte das Haus im Festschmuck. Die Haustür war bekränzt und das Treppengeländer, Kränze wanden sich um die Stämme der alten Linden bis an die ersten Äste hinauf, um den Eckisch lief ein Kranz, um den Stuhl des Hausherrn, und auch der mächtige gelbe Kringel voll großer leichtgebräunter Mandeln sah aus einem Kranz hervor.

In Hof und Garten fand man an diesem Tage keinen Strohhalme, kein unnützes Blättchen über den Weg liegen.

Schon Tage vorher hatten die Knechtswiber auf den Knien zwischen den Gemüsebeeten gelegen und hatten Unkraut gejätet.

Sie waren mit den Köpfen tiefer zur Erde gefahren und die nie ruhende Unterhaltung zwischen ihnen, die wie ein Bienenschwarm durch den Garten summt, hatte geschwiegen, so oft jemand von der Herrschaft vorüber ging, aber in der Frühe des festlichen Tages stiegen Erbsen, Bohnen und Radieschen, alles Gemüse und jede Blume in Doretzens Garten grün und stattlich aus der schwarzen Erde.

Von Sonnenaufgang an hatten der Rutscher und der Gartenjunge geharht, damit nirgends eine Unordnung Pastor Jleselds Laune triibe, wenn er um acht Uhr nach dem Geburtstagskaffe seinen Rundgang durch den Garten machte.

In der Küche aber hob ein Kochen und Braten, ein Sieden und ein Backen an, wie es nicht alle Tage im Birseneker Pastorat gesehen werden konnte. Den ganzen Vormittag stand die Köchin da, die Arme bis über die Ellenbogen im Backtrog, und knetete den Teig. Man hatte Schwarzbrot aufgeschlagen und Süßhauerbrot; reihweise lagen die rundlichen schwellenden Laibe auf dem weißgeschuerten Tisch und warteten, bis ihre Reihe daran kam, in den Backofen geschoben zu werden. Rauschen für die Rutscher waren eingeteigt: nicht nur die runden mit Burkanenguß sollten gebacken werden, sondern auch, der Festlichkeit des Tages angepaßt, Speckrauschen, längliche Beutel mit Speckwürfeln gefüllt. Raum reichten heute die langen Ruchentische, die Mengen von Weißbrot für die Gäste zu fassen, auf Stühlen und Fensterborden lagen Backbretter und Bleche, zierliche Rummelkuchen auf ihnen und größere Kuchen mit dem zart gebräunten Überguß von süßem Schmant, und Mandelkuchen. Raneel- und Mohnkuchen in schier unübersehbaren Reihen.

Wie kleine Festungen nahmen sich die Saftkuchen dazwischen aus: ein Teigwall lief schützend um sie und hinderte den Saft am Auslaufen, den klargefochten Apfelsaft, die verzuckerten Kirschen, Erdbeeren und Stachelbeeren von diesem Jahr. Im Hintergrunde lagen längliche Strigel mit hineingebackenen Rosinen und solche, die als einfaches Weißbrot beim Imbiß zur Verwendung kamen.

Wie die Soldaten zur Parade, so war all das viele Weißbrot, das heute den Gästen, die nach langer Fahrt um die Kaffezeit in Birseneken eintrafen, vorgesezt werden sollte, reihweise aufmarschiert, und mechanisch strich die Köchin mit dem Federpinsel die gewöhnliche Mischung von Eigelb und Kaffee darüber, damit alles Brot, eins wie das andere, mit derselben goldgelben Färbung aus dem Ofen kam. Die Sorten und Gaben aber und die feineren Kuchen, Kringelchen und Plätzchen waren schon gestern gebacken worden und wurden in der Speisekammer unter Schloß und Riegel gehütet.

Die Fräuleins selber, Schürzen über den Festkleidern, standen heute in der Küche und halfen mit. Sie naschten vom Teig und von den Mandeln und Rosinen, schwaigten und lachten, während ihnen die Vorfreude rot auf den Wangen brannte.

Unterdessen wachte die Pastorin darüber, daß jeder Kuchen in seine gewohnte Form kam und nicht unnütz immer wieder Holz in den Ofen geschoben wurde. Ab und zu entfloß sie der Hitze und dem aufgeregten Durcheinander der Küche in die stille Speisekammer. Hier stieg ein kühler Duft aus den Mehlkisten an den Wänden und mischte sich mit dem scharfen Geruch, der von den Schinken und Würsten kam, die von der Decke herabhingen und deren Reihen sich schon zu lichten begannen bei der vorgerückten Jahreszeit.

Heute wick die fliegende Röte der Erregung der Pastorin nicht mehr von den Wangen: jeder Festtag war ihr eine schwere Prüfung, und sie betete innerlich, auch dieser möge schnell und glücklich vorüber gehen, nahm auch hin und wieder einen Schluck saure Grütze aus dem Eimer, die immer wieder aufbrennende Hitze niederzuhalten.

Noch einmal hielt sie Herschau über ihre Vorräte, wie ein Feldherr über seine Truppen, sah nach dem Geflügel, das aus dem Keller heraufgeschafft war, Enten und Hühnern, bezeichnete dem Mädchen den Schinken, der aufgeschnitten werden sollte, und welche von den kurischen Rauchwürsten und fetten Leberwürsten zur Verwendung kamen; prüfte, ob keine unnützen Finger in die Raffollpyramide*) gefahren waren, strich lieblosend über die dickbäuchigen Schnapsflaschen, Pomeranzen und Kummel, sie prüfend gegen das Licht haltend, ob sie auch hell und goldklar wie Bernstein leuchteten und ihrer Hausfrauenehre keinen Abbruch taten.

Die Birseneker Hühner hatten fleißig legen dürfen; wenn man für vierzig bis fünfzig Personen Schokolade kochen wollte, so waren dreißig Eier gewiß nicht zu viel.

Unter dem Fenster jagte unterdessen der Schlächter vorüber, und Pastor Niefelds Stimme rief gutgelaunt hinter ihm her:

— Na, Silber, bringt er mir den Geburtstagsbraten?

Am Nachmittag fuhren die Gäste vor. Zuerst kamen drei Lanten des Pastors. Staubbedeckt, halbtot vor Hitze stiegen sie aus dem wackligen Postwagen, in dem sie sich sieben Meilen über Land geschleppt hatten. Sie blieben, wenn sie sich einmal nach Birseneken aufgemacht hatten, immer mehrere Tage und ärgerten sich in der Zeit weiblich über das neumodisch alberne und wenig zuvorkommende Wesen ihrer drei Großnichten.

— Gott weiß, zu unserer Zeit betrug man sich anders im Birseneker Pastorat!

Die Sippchaft, soweit sie in den Pastoraten der Umgegend saß, war vollzählig vertreten: Pastor Niefelds ältester Bruder, der Propst der Diözese, kam mit seiner Frau und seinen fünf stattlichen Söhnen; sein jüngerer Bruder, der Ugalsche Pastor, war da und seine beiden Schwäger Lorberg; es kamen die Goldingenschen Niefelds und brachten ihre Kinder und Gäste mit. Die Lanten hatten abgeschrieben: natürlich mußte Tante Johanne gerade an dem Tage, wo man einmal unter Menschen kam, von ihrem Rheumatismus befallen werden und mit einem Ragenfell auf der Schulter zu Bett liegen, so hatte Tante Constanze nicht ohne Bitterkeit geschrieben. Bierspännig fuhr der Selitensche Baron vor und mit ihm stiegen seine elegante Gemahlin und seine beiden halbwüchsigcn Söhne aus dem Wagen; Baron Londern war da, der Verwalter der gräßlichen Güter, und die beiden Ärzte der Gegend, Doktor Neumann aus Waldhof und Doktor Junker aus Seliten; auch Herr Bielberg,

*) Raffoll — italienischer Salat.

der seiner lettischen Herkunft wegen in keiner Gesellschaft gerne gesehen wurde, fehlte nicht, sowie sämtliche Pastoren der Nachbarschaft, die, wenn auch nicht verwandt, dem Birseneeker Hause seit Jahren befreundet waren: Bielefeld aus Kurzeln, Wiedemann aus Suhmalen und Bernewitz aus Neuenburg.

Nur die Blimbergen, die als Faktotum der Gegend alljährlich ihre Einladung erhielt, war auch dieses Mal wieder daheim geblieben.

— Ich misch mir da nicht ein, so pflegte sie zu sagen. An Pastor sein Geburtstag sind immer so viele Barone da, um die sehen unsereinem doch nur lieber Achsel an! Ich bin das nich gewohnt, selige Frau Gräfin at mir immer gut behandelt un Gäste, wenn kamen, auch!

Wie aus einer anderen Welt saß Ulrich Märzendorff in seinem fremdländischen blauen Frack zwischen den Gästen und erfuhr eine höflich ablehnende Behandlung. Man wunderte sich, daß er, von dem man wußte, daß er seit Jahren nur von Schulden lebte, es wagte, in der Gesellschaft zu erscheinen. Aber Ulrich Märzendorff fühlte die Ablehnung nicht, er sah über die Gäste hinweg, wie sie über ihn, innerlich frei gemacht durch das süße Kindergesicht am unteren Ende des Tisches, das, so oft es sich von der Kaffeetasse hob, einen glänzenden Blick aus zärtlichen Augen, schnell und ganz versteckt, zu ihm herüber sandte.

Man aß an einem mächtigen Hufeisentisch vor dem Hause, im Schatten der alten Linden, und das Sprechen und Lachen schwoh wie eine brausende Hochflut über den Hof.

Am oberen Ende des Tisches saß Pastor Ilesfeld und sah mit seinen hellen Augen, denen nie etwas entging, über seine Gäste hin; versäumte auch nicht, hin und wieder einen Blick in den Hinterhof zu werfen, wo an einem langen Tisch unter den Küchenfenstern die Kutscher ihren Kaffee tranken, vermerkte Constanzen ein zu lebhaftes Gesicht und zu lautes Sprechen und ärgerte sich über Dorettschen:

— Sigt mir das Kind wieder da wie die leibhaftige Gans! Sieht nicht nach rechts, nicht nach links und tut den Mund nicht auf!

Pastor Ilesfeld hatte seiner Tochter eine Bemerkung machen wollen, nun sah er, daß, während der Schwarm der Gäste sich langsam nach dem Garten zu verzog, Pastor Wiedemann zögerte und dann zu Dorettschen trat, die, allein geblieben, ganz traumverloren, mit glücklichen abwesenden Augen dastand, an die alte Linde gelehnt.

Da ging ein seltener Sonnenblitz, ein leises Lächeln über Pastor Ilesfelds Gesicht, er trat zurück und ließ die beiden allein.

Pastor Wiedemann war verlegen. Die Gegenwart des kleinen holden Wesens, das die Augen so kindlich ahnungslos zu ihm hob, beklemmte ihn, und darum kam die Mitteilung, die er ihm zu machen hatte, so täppisch und unbeholfen heraus:

Ich — fing er an und stockte, als suche er in seinem Gehirn nach dem passendsten Wort, ich möchte sagen . . . das heißt, ich habe mich recht gefreut, daß ich die Demoiselle Dorette heute wiedergesehen habe. Sie weiß wohl, was ich darüber an den Herrn Vater geschrieben habe . . . und . . . ja ich spreche morgen auch mit ihm. . . .

Pastor Wiedemann war ein kluger Mann. Er erkannte jeden Vogel am Fluge und berechnete mit Hilfe seines Spazierstockes alle Entfernungen und die Höhe und Breite eines jeden Gegenstandes, aber das Leben hatte ihn nicht gelehrt, in Frauengesichtern zu lesen, und so merkte er nicht, wie

Doretthens Augen sich in sinnloser verzweifelter Angst auf ihn richteten, sah nicht, wie ihre Arme rückwärts griffen, den Stamm der alten Linde umklammernd, als wollte sie bei ihr, die nun schon mehr als hundert Jahre schützende Arme über das Dach der Ilesfelde breitete, eine feste Stütze und Hilfe in der Not suchen. Pastor Wiedemann ging fröhlich davon und wischte sich den Schweiß, den diese peinliche Ansprache ihm gekostet hatte, zufrieden von der Stirn.

Mit einem schwindelnden Gefühl von Gefahr über sich, blieb Doretthchen zurück, irgend ein Licht, das bisher freundlich und zuversichtlich über ihrem Leben gebrannt hatte, erlosch, Schatten wuchsen herauf und sanken über das Dach und die Dinge des gewohnten Lebens.

Drinnen die alte Uhr holte tief Atem, keuchend und rasselnd zog die warnende Greisenstimme durch die geöffneten Fenster auf die Beranda heraus, und als ihr zitternder Klang verhallt war, da war mit ihm Doretthens letzte sorglos glückliche Stunde ins Grab gesunken. Ganz gebeugt unter ihr Schicksal stand sie unter der Linde, da flog das naseweise Luischen vorüber, drehte sich vor ihr einmal in die Runde, daß ihr weißes Kleid wie eine Glocke um sie stand, und rief:

— Jetzt weißt du es, jetzt weißt du es endlich, wer von uns die Sumahlische Pastorin wird! Hurrah! Hurrah! Komm, wir tanzen!

Im Saal hatte man Talk über den Boden gestreut, und am Klavier wechselten sich die alten Damen ab. Jede von ihnen konnte noch ein altmodisches Tänzchen und ließ es jetzt, trotzdem die Finger ansingen steif zu werden, noch einmal erklingen und freute sich, wie die muntern Töne der Jugend in die Beine fuhren, wie sie sich drehte und wirbelte und leichtfüßig dahinglitt, ahnungslos, wie eilig die jungen glücklichen Tage es hatten, weiter zu kommen, um dem trübseligen Einerlei des Alters Platz zu machen.

Noch einmal war es Doretthchen, als seien alle Schatten über das Dach geflogen, als lächelte das Leben sie wieder an, wie lauter Glück und Güte. Das war, als Ulrich Märzendorff sie zum Tanze holte.

Es war eine ausgemachte Sache, daß niemand in der Umgegend so schön tanzen konnte, wie Doretthchen Ilesfeld. Wer sie im Arme hielt, dem war, als umfasse er ein zartes verschwebendes Wölkchen. Das Köpfchen geneigt, der Körper in einer leichten wiegenden Bewegung, der sich die Falten des Kleides zärtlich anschniegten, so schwebte sie über den glatten Boden, ohne daß ihre zierlichen Füße dabei jemals ausglitten, oder Hitze und Erregung das zarte Gesicht röter färbten.

Einen ganzen glückseligen Tanz hindurch, solange die zierlich eintönige Melodie durch den Saal klang, tanzten Doretthchen Ilesfeld und Ulrich Märzendorff mit einander.

Als er seinen Arm um sie legte, da war es ihr, als zerlöste sich alles um sie, Menschen und Gegenstände verschwammen, still sank sie in einen seligen Traum hinein, in ein erlösendes Nichts, in dem es nur eine gleichmäßige, wiegende Bewegung gab, und sie erwachte erst, als Ulrich Märzendorff sie losließ, weil die anderen längst aufgehört hatten zu tanzen und alles, jung und alt, staunend zusah, wie schön Doretthchen Ilesfeld tanzte und wie wenig ihr der Atem dabei verging.

Da sah sie erschrocken um sich, der bange Druck war wieder da, Glück und Glanz erloschen im Saal.

Es litt sie nicht länger unter Menschen, es war so viel wallende Selig-

keit in ihr und so viel lastende Angst, daß sie meinte, das Herz müßte ihr darüber in Stücke gehen. Heimlich stahl sie sich davon und lief in den Garten. Die Nacht war warm und hell, in ihrer weißen Herrlichkeit hoben sich die Lilien aus den runden Beeten.

Zitternd und frierend stand Doretchen zwischen ihnen. Verloren sah sie zu den hellen Fenstern auf. Behmütig und süß zog die Tanzmusik in die schlafende Nachtluft hinaus, wie Schatten schwebten die tanzenden Paare vorüber, jetzt war es Konstanzen, mit flimmernden Augen und Haaren, die sich vor Lust lösen wollten, jetzt die Selitensche Baronin mit dem schönen, hochmütigen Gesicht, die in königlicher Haltung vorüberwalzte, und gleich darauf Luischens festes Kinder Gesicht.

Ein Schatten fiel über den Weg. Von seiner Sehnsucht geführt stand da Ulrich Märzendorff zwischen den Lilienbeeten und trat zu dem traurigen Doretchen.

Drinnen im Saal gingen Tanz und Musik weiter, niemand von den Gästen mochte an Aufbruch denken, denn nicht alle Tage feierte man ein Fest in Birseneefen. Heimlich schickte die Pastorin einen dankerfüllten Stoßseufzer nach dem anderen zum Himmel, daß der Tag nun bald vorüber, das Essen wohl geraten war und alles seine rechte Ordnung gehabt hatte.

Unterdessen wanderte Pastor Niefeld mit seinem künftigen Schwiegersohn den Saal entlang.

Pastor Wiedemann war zerstreut. Zwar war es auch sonst nicht seine Art geduldig zuzuhören, wenn andere Leute sprachen, aber heute war er schon gar nicht bei der Sache, ließ die Augen unruhig hin und herfahren, schluckte mehrmals heftig und fiel schließlich, stotternd und stockend, mit seiner Mitteilung Pastor Niefeld mitten in seine Erzählung hinein:

— Ich komm in den nächsten Tagen wieder herüber, lieber Freund. Mit der Demoiselle deiner Tochter bin ich im reinen. Also ich komm bald, wenn möglich morgen, ja wahrscheinlich schon morgen. . . .

Wo ist Doretchen in dem Augenblick, der über ihre Zukunft entscheidet? Doretchen wandert traumbefeligt durch der Liebe Land, aber der mit ihr geht, ist ein anderer, als der eben oben in dem festlich erleuchteten Saal um ihre Hand geworden hat.

Dort ist noch jedermann mit sich und seiner Lust beschäftigt, es hat darum niemand Zeit, aus dem Fenster in den Garten zu sehen, und so sah niemand Doretchen Niefeld zwischen ihren Blumen stehen und neben ihr Ulrich Märzendorff, den verkommenen Menschen.

Darum lächelte Pastor Niefeld gnädig, als Doretchen ihm die Hand beim Gutenachtsgen küßte und ihr dabei ein zitternder Schauer bebend über den Körper lief, und fuhr ihr mit der Hand segnend über den glatten Scheitel.

Oben mußten die Mädchen ihre Festfreude noch ausklingen lassen. Jubelnd und lachend schaukelten sie in die Nacht hinaus. Zum ersten Mal fehlte Doretchen. Als die Schwestern, glücklich und erhitzt und von ihren Erlebnissen schwagend, ins Schlafzimmer traten, lag sie still und mit geschlossenen Augen in den Kissen.

— Sie spielt sich schon als Braut auf! spotteten die Schwestern.

Fünftes Kapitel.

Am Johannistage saßen die drei Mädchen in der Lindenlaube am Ende des Gartens und pflückten die Blüten von den niederhängenden Zweigen.

Früher als sonst waren sie in dem heißen Jahre aufgebrochen, es kam nicht häufig vor, daß zu des Vaters Geburtstag die Linden schon blühten.

Aus den Blüten bereitete die Pastorin einen Tee, mit dem sie die Haare ihrer Mädchen waschen ließ. Schon die Urgroßmutter hatte das Rezept gekannt und ihre Haare waren so blond gewesen, daß wenn die Sonne auf sie schien, man hätte meinen können, es flöge ihr lauter glitzriges Gold um die Stirn, und so schwer, daß sich der feine Kopf unter den mächtigen Flechten wie unter einer schweren Last zu beugen schien.

Der Lindentee erhielt die Haare nicht nur blond und hell, er machte sie auch weich und locker, und darum wurde auch Dorettchens dunkle Mähne immer in das gelbliche lindenduftende Wasser gesteckt. Man kannte es nicht anders im Birseneeker Pastorat, als daß die Frauen ihre Haare auf diese Weise wuschen, und daß man die Blüten zum Tee aus der Lindenlaube holte.

Es war ein schwüler Tag und vom Morgen an stand ein Gewitter in der Luft. Schon beim Heraustreten auf die Veranda hatte Pastor Fiesfeld gesagt: Heute gibts was! und je weiter der Morgen vorrückte, desto dunkler zog sich der Dunst zusammen und lagerte als trübe Schicht im Westen, nur der Osten, von woher die Sonne langsam höher stieg, war noch klar, als wolle er nichts wissen von Regen und Gewitter, die sich zusammenbrauten.

Im Tale schwamm ein milchiger Rauch und die Sonne brannte stechend. Die Luft stand, kein Blatt am Baum regte sich, auch die Vögel schwiegen, und nur die Bienen fuhren hin und her durch die Blüten und summten schläfrig davon.

— Es gibt ein Gewitter heute, sagte Constanzchen, die auf der Bank stand und über den Zaun hinweg nach der Birseneeker Feldscheune sah, über die seit Menschengedenken die Birseneeker Gewitter kamen. Um Mittag regnet es gewiß!

— Ja es gibt was, sagte Luisechen und sah fichernd nach Dorettchen, die still und blaß dasaß und mechanisch die Blüten von den Stengeln zupfte, die das über ihr stehende Constanzchen ihr in den Schoß warf.

— Es gibt nicht nur Gewitter, es gibt auch was anderes! Hochzeit! Hochzeit! schrie Luisechen und warf übermütig ihre Schürze voll Blüten in die Luft, daß sie wie ein duftender Regen zur Erde fielen.

— Wai wie ich mich freue! jauchzte Constanzchen. Ich habs ja immer gesagt. Dorettchen kommt zuerst an die Reihe! Hab ich es nicht gesagt? Dorettchen gefällt den Männern, weil sie schön und schweigsam ist! Aber das soll ein Fest werden, noch viel größer und noch viel länger dauern, als Vaters Geburtstag! Als die Eltern heirateten, ist drei Tage getanzt worden, so wollen wir es auch machen, und am Polterabend zerschlag ich drei Duzend Teller und Töpfe! Sitz nicht so stumm da, Dorettchen! Freu dich doch! Freu dich doch etwas! Du bist ja die Braut und die Hauptperson dabei.

— Ich freue mich, sagte Dorettchen.

— Aber du lachst garnicht! Du sollst lachen, Dorettchen, und lustige Augen machen. Heute bist du eine Braut! Morgen bist du eine Frau! Hast du Angst davor? Warte nur, wir kommen bald und besuchen dich, und wenn dein Alter über Land gefahren ist, dann stellen wir ganz Sumahlen auf den Kopf.

Und Constanzchen fuhr von der Bank herunter und fiel über die kleine traurige Schwester her und quälte sie mit ihrer derben Zärtlichkeit. Dorettchen wehrte sie ungeduldig ab.

— Suh, machte Constanzchen und sprang wieder auf die Bank, griff in die Zweige und warf Blüte um Blüte über Doretchen, mit diesem Mädchen ist nichts anzufangen! Doretchen! Doretchen! Wach doch auf! Sitz nicht da wie im Schlaf und starr den Birseneker Weg entlang! Heute oder morgen kommen die Sumahlschen Pferde den Berg herauf und dann gibts Verlobung in Birseneken! Horch, da kommen sie schon!

Unter dem Garten fuhr ein Wagen über die Landstraße. . . Die drei Mädchen waren an den Zaun gesprungen und sahen ihm entgegen, erregt und neugierig Constanzchen und Luischen, blaß und angstvoll Doretchen.

— Der Schlachter, sagte Constanzchen enttäuscht, das ist sein weißes hochbeiniges Pferd und da hängt er selber auf dem Wagen. Ich seh es genau.

Heimlich seufzte Doretchen erleichtert auf. Jeder Tag, der seit des Vaters Geburtstag verrann, war ihr ein linderndes Hoffnungströpflein in ihrer großen Qual. Vielleicht hatte sie sich getäuscht, sie entsann sich der Worte, die Pastor Wiedemann gesprochen, ja kaum mehr, und auch das Gerede der Schwestern war nichts als eine lustige Neckerei.

— Wenn ich nur Paul Wiedemann nicht zu heiraten brauche, dann bin ich schon froh, dachte sie. Ich will ja gerne mein Lebelang eine alte Jungfer bleiben, wenn ich nur ohne Sünde an Ulrich Märzendorff denken darf und an alles, was wir im Birseneker Park und zwischen meinen Blumen erlebt. Und dann kann es ja auch sein, daß er einmal ein berühmter Mann wird, ein großer Dichter! Er ist ja so viel klüger als alle anderen, die ich kenne, und dann kommt er eines Tages nach Birseneken und holt sich Doretchen Nefeld zur Frau. . . und der Vater kann gar nichts dagegen sagen, denn jetzt ist er ein berühmter Mann, dessen Gedichte und herrliche Geschichten jedermann in Kurland kennt, da kann er heiraten, wen er will. . .

So spann Doretchen noch einmal, ehe die harten Hände des Schicksals sie faßten, schöne Traumfäden und half sich so über die Trübsal der Gegenwart hinweg.

Vom Hause her kam die Pastorin den Weg entlang und setzte sich flüchtig zu ihren drei Mädchen auf die Bank.

— Ist das eine Hitze, klagte sie, man kann gar nicht zu Luft kommen! Der reine Backofen! Man möchte kein Glied dabei rühren. Zwei von euch können mir bei der Wäsche helfen, ich möchte sie herunter haben, ehe uns ein Regen über den Zaun kommt. Hinter der Feldscheune sieht es schon ganz verdächtig aus. Mit den Leuten ist heute schon rein gar nichts anzufangen, die sind außer Rand und Band des Johanniabends wegen.

Sie seufzte.

— Vater ist auch nicht recht heute, sprach sie sorgenvoll. Nehmt euch nur bei Tisch zusammen, die Gewitterluft lastet immer so auf ihm, und heute spürt er sie in den Gliedern vom frühen Morgen an. Besonders du, Constanzchen, denk recht daran, du reizt ihn am leichtesten, wenn du so vorlaut bist.

— Natürlich, Doretchen darf sich alles erlauben. . . .

— Still, mein liebes Kind, du weißt, Doretchen hat eine andere Art, aber sie sollte auch ein anderes Gesicht machen, gerade in diesen Tagen. Der Vater mag die Sieben-Tage-Regenwettermiene an seinen Kindern nicht, — heute weniger denn je, fügte sie bedeutungsvoll hinzu.

Doretchen senkte den Kopf, das letzte dünne Traumfädchen zerriß, und Angst und Sorge kamen wieder über sie.

Constanzchen und Luischen liefen bald in den Waschgarten hinunter, die Pastorin blieb mit Doretchen allein.

Sorgenvoll sah sie ihr trauriges Kind an, unter dessen gesenkten Wimpern Tränen schwammen, und wußte sich doch keinen Rat. Wenn der Vater sein Kind in ein schweres Schicksal hineinzwang, mußte sie es leiden sehen, ohne daß ihre Hände helfend eingreifen konnten. Schweigen, tragen, beten, das war ihr Leben, auf tröstende Worte verstand sie sich nicht.

Sie seufzte noch einmal, während sie die gelblichen Blüten prüfend durch die Finger gleiten ließ, und stand dann auf.

— Die Blüten sind schön, sagte sie. Du trägst sie nachher zu Suppe. Sie soll sofort kochendes Wasser darüber gießen und den Tee ordentlich ziehen lassen.

Damit ging sie, und Doretchen sah ihr traurig nach. Deutlich fühlte sie's, daß sie allein war in der großen Welt und allein den Weg des Schicksals gehen mußte. Seit sie Ulrich Märzendorff im Birseneeker Park getroffen hatte, war eine Tür in ihrem Leben zugeschlagen, und keine Hand, selbst die liebste nicht, sollte versuchen sie zu öffnen.

Schwerfällig stand sie endlich auf und ging müde durch die brennende Sonne; die Schwüle in der Luft und das Gefühl eines lastenden Unglücks in ihrem Leben brach ihr fast die Glieder. Fast schien es, als könne sie die leichten Blüten im Korbe nur mühsam forttragen.

Pastor Jlesfeld wurde heute um seinen Mittagschlaf gebracht. Das Gewitter kam herauf. Eine blaue Wolkenwand stand jetzt regungslos über dem Walde, eifertig fuhren weiße Wolkenfetzen über sie, drängten und schoben sich zu runden Klumpen zusammen, stiegen höher und flogen auf die Sonne zu. Langsam rückte das schwere Gewölk in derselben Richtung nach. Es zuckte und flammte unablässig darin. Bald senkten sich die Blitze an dem dunklen Grund herab und fuhren, ohne die Erde zu erreichen, wieder in die Luft herauf; bald sprangen sie als leuchtende Funken aus dem Grau, fuhren in der Mitte auseinander, die Wolke mit flammenden Armen umspannend, oder sie senkten sich in einer geraden Linie verderbenbringend zur Erde. Immer näher rollte der Donner, aber noch schien die Sonne. Unheimlich stachen die gelben Felber bei dem grellen Lichte gegen den dunkeln Wolkenhintergrund hervor, die Scheune leuchtete weiß, und der Wald stand schwarz, unheimlich da, ein Rauschen kam von ihm herüber und der würzige Duft, den die Sonne aus den Fichtennadeln zog.

— Das kommt herauf, sagte Pastor Jlesfeld, der hinter dem Garten auf der Landstraße stand und nach Birseneeken herüber sah, vor sich hin. Aufmerksam verfolgte er den Zug der Wolken, die ihre Richtung auf das Haus zu nahmen. Es war aber nicht darum, daß er so verstimmt und sorgenvoll ausah und die schwarzen Brauen ihm fast an den Haarwurzeln saßen. Haus und Hof standen in Gottes Hand und mehr als ein schweres Unwetter war über sein Dach gezogen — vielmehr glitt sein Blick immer wieder von den Wolken zur Erde hinunter und weilte dort prüfend auf der Landstraße, die in dem gewittrigen Licht blendend aus den Wiesen und Feldern herausstach.

— Gott weiß, wo er bleibt, murmelte Pastor Jlesfeld. Am Ende reut ihn die Geschichte doch noch, und er will sich im letzten Augenblick zurückziehen. Mancher stand schon mit einem Fuß im Wasser und wie der Körper nach sollte, da setzte er ihn schnell wieder aufs trockne Land. Am neunzehnten sagte er mir: Morgen komm ich, — heute haben wir Johanniabend und keine Spur und keine Zeile von ihm.

Es fiel ein Schatten vor ihm auf den Weg, und da stand Dorettchen, blaß und schlank, in ihrem verwaschenen Kleidchen hinter ihm und sah ängstlich den Weg entlang.

— Kommt er, kommt er? Klopfte ihr Herz. Lieber Gott, halte ihn fern, heute, morgen und alle Tage! Die Sonne verschwand, alles grelle Licht erlosch, es wurde dunkel und grau, der Donner klang näher.

Das wird ein schweres Gewitter, sagte Pastor Ilesfeld. Gott bewahre uns vor Hagelschlag, der Roggen steht in diesem Sommer, wie in Jahrzehnten nicht.

Aber sorgenvoller, als auf der Wolke, ruhte sein Blick auf dem blaffen Dorettchen.

Ein starker Zorn schlug hell in ihm auf:

In welche Lage bringt er mein Kind! Wenn du mir mein Dorettchen unglücklich machst, alter Freund, so sollst du mal sehen! . . . Heute laß ich ihm noch eine Frist, aber ist er morgen um die Kaffezeit nicht hier, so wird man meine Pferde auf dem Sumahlischen Wege sehen, und dann wird sich zeigen, ob wir Ilesfelds im Lande nichts mehr zu sagen haben. . . .

Ein Windstoß strich durch die Bäume, der Staub auf der Landstraße wirbelte hoch auf und setzte den Berg hinunter. Über dem Walde senkten sich graue Regenstreifen, ein starkes Rauschen erhob sich, und in der Luft roch man den heraufkommenden Regen.

— Es wird Zeit, daß wir gehen, sagte Pastor Ilesfeld zu seiner Tochter. Im Wainegefinde regnet es schon, und die Wolke kommt schnell näher.

Im Pastorat war unterdessen das Feuer auf dem Herde gelöscht worden, man hatte alle Fenster geschlossen, und die Stalltüren standen weit offen. In der Leutestube lag die Köchin auf ihrem Bett und hatte sich ein dickes Tuch über den Kopf gezogen. Sie betete aus Leibeskraften, daß der Blitz ihr nicht in den Schornstein fahre, während die Mägde zitternd in einem Winkel hockten und, die Gesichter zur Wand gekehrt, einmütig ein Lied aus dem Gesangbuch sangen.

Gedrückt und ängstlich saß die Familie in der blauen Stube beisammen. Pastor Ilesfeld schritt langsam die lange Zimmerflucht auf und ab und sah bald aus diesem Fenster, bald aus jenem, ob nicht irgendwo schon aus Stall oder Scheune eine Rauchsäule stieg oder einer der alten Bäume, vom Blitz gerührt, zusammensank.

Die Pastorin hatte ihr Strickzeug beiseite gelegt, niemand im Birseneeker Pastorat durfte arbeiten, solange Gottes Donner über dem Hause stand; man ließ die Hände still, ergeben, feierlich im Schoße ruhn. Quischen aber und Constanzenchen nahmen, so oft der Schritt des Vaters sich der blauen Stube näherte, die Hände schnell von den Augen. Pastor Ilesfeld liebte es nicht, wenn man Angst zeigte.

Dorettchen hatte sich sonst am meisten gefürchtet und sich gerne in den dunkelsten Winkel hinter der Tür versteckt. Es war so unheimlich, wenn einem das fahle Flimmern der Blitze als unbestimmter Schein vor den Augen tanzte, sie hatte dabei immer an den Blitz denken müssen, der zur Zeit der Großeltern wie eine feurige Kugel durch den langen Saal gerollt und auf geheimnisvolle Weise in der blauen Stube verschwunden war.

Aber heute stand sie ganz still und ganz ruhig am Fenster und starrte zum Herrenhause hin, während viele ängstliche Gebete aus ihrem kindlichen Herzen zum Himmel stiegen, Gott möge das Haus verschonen und Ulrich Märzendorff, der darinnen war.

Pastor Hefeld beobachtete sie mißtrauisch.

— Das Kind ängstigt sich auch, dachte er, sieht immer den Weg hinunter, ob man in dem Wetter nicht schon die Sumahl'schen Pferde den Berg hinaufkommen sieht.

Und er trat hinter sie, ein milder Ausdruck war in seinen strengen Zügen, als er jetzt tröstend sprach:

— Zwischen Sumahlen und Birseneeken gibt es genug Gesinde, wo man ein Gewitter abwarten kann! Und Gottes Arm ist stärker als Donner und Blitz, fügte er feierlich hinzu.

Erstaunt sah Doretchen auf, der Blick, den sie dem Vater zuwarf, war anfangs ganz verständnislos, dann glitt ein fremder, kalter Zug über ihr Gesicht, hochmütig, überlegen, wegwerfend fast sah sie aus. Es war ein Ausdruck, wie ihn noch niemand auf Doretchen Hefelds Rindergesicht wahrgenommen hatte.

Über Birseneeken hob sich ein heller Streifen, es regnete langsamer und wurde klarer.

— Wir warten noch fünf Minuten, befahl Pastor Hefeld, dann aber schnell an die Arbeit! Ich will meinen Kaffee pünktlich um fünf, bis dahin mache ich noch schnell ein Schläfchen.

Doretchen hatte Gummischuhe angezogen und stieg in den Blumengarten hinunter. Sie atmete leichter, sekundenlang war ihr, als hätten die zerrissenen Wolken, die eilig nach Norden zu abzogen, alle ihre drückende Angst auf die Flügel genommen und trügen sie nun still aus der Welt. An den Spitzen der Blätter zitterten funkelnde Tropfen, in den Regenspüßen blinkte die Sonne und über das welke Gras, das eben noch dürr und gelb, ein klägliches, früh gealtertes Aussehen gezeigt hatte, flog ein frischer grüner Schimmer.

— Lieber Gott, wenn es nur ein böser Traum gewesen wäre, wenn wir alle drei, Vater, Mutter und ich, nichts als Spuk und Gespenster gesehen hätten, dachte Doretchen, und es war zum ersten Mal seit Tagen wieder ein frohes Gefühl in ihr, während sie mit vorsichtig gerafften Rücken von einem Beet zum anderen pantschte und sorglich spähte, ob der starke Gewitterguß ihren Kindern sein Wasser nicht allzu heftig auf die zarten Köpfe gegossen.

Unterm Garten fuhr indessen ein Wagen durch die Schlucht. Doretchen erschraf, aber das konnte nicht der Sumahl'sche Wagen sein, langsam, schwerfällig schleppte es sich bergan, wie ein schweres Fuder. Jetzt tauchten die Pferde hinter dem Gartenzaun auf, jetzt kam der Wagen nach, ein plumptes hochbepacktes Gefährt, zwei Fahrpferde liefen hinten nach und ein kleiner buckliger Mann ging nebenher, schwang die Peitsche und sprach auf die Pferde ein. Das konnte auf der ganzen Welt nur Buckel-Joschel sein!

In Doretchen schlug die Freude wie ein heller Funke auf, die sorglose neugierige Kinderfreude, die gerne bunte Dinge sieht, die von weitem herkommen, — und Dinge, die Buckel-Joschel unter Stroh und schmutzigen Lappen mit sich führt, sind weiter herumgekommen, haben mehr von der Welt gesehen, als mancher kurische Baron.

Auch Konstanzen und Luischen, die sich auf der Gartenveranda über die nasse Brüstung lehnten und versuchten die herabfallenden Tropfen mit der Zunge aufzufangen, hatten Buckel-Joschel herankommen sehen und schrien nun die frohe Kunde davon durchs Haus.

Bald hatte sich alles auf dem Hof versammelt, niemand wollte den Augen-

blick versäumen, wo Buckel-Joschel seine Waren zum Verkauf ausbreitete, zuerst für die Herrschaften auf den Stufen der Hofstreppe, dann für die Leute unter den Küchenfenstern.

Pastor Jlesfeld gab den Rest seines Mittagschlafs daran und stand nun, majestätisch, aber mit einem feinen Lächeln um die Lippen, das die Vorfreude, sich auch dieses Mal von Buckel-Joschel nicht über das Ohr hauen zu lassen, schon im voraus schmeckte, in der Haustür; die Pastorin hinter ihm überlegte eilig, was an Geschirr zer schlagen worden war, und die drei Mädchen dachten an den schönen hellblauen Musselinstoff, den der Vater im vorigen Jahr für sie von Buckel-Joschel gekauft hatte, und ob er wohl wieder etwas ähnlich Schönes bei sich im Wagen hatte. Der Kutscher ließ die Kalesche, die er zum Reinigen aus der Wagenscheune gezogen hatte, und grinste, die nasse Bürste in der Hand, dem Juden vergnügt entgegen; heimlich guckte ihm der Gartenjunge über den Zaun nach, und die Mägde lehnten sich aus dem Küchenfenster.

So sehr waren sie alle von dem Anblick des schwerfällig heranschleichenden Gefährts in Anspruch genommen, daß niemand Pastor Wiedemann bemerkte, der, den Juden überholend, auf den Hof geritten kam.

— Na, Buckel-Joschel, rief er zu dem Alten herunter, er wird ja alt und sein Gaul gehört, scheint's, auch nicht mehr zu den jüngsten. Gute zwei Werst hat er Vorsprung gehabt, und nun überhol ich ihn doch noch zuletzt.

— Der Her Pastor hat ein scheenes Pferd, erwiderte der Jude, er hat ein starkes Pferd. Wie soll er damit den Buckel-Joschel nicht überholen? Ich bin ein alter Mann und das Fuder ist schwer.

Von Pastor Jlesfelds Gesicht schwand das Lächeln, er winkte dem Juden mit der Hand, er solle sich schnell davonmachen, und zeigte nach dem Hinterhof.

Dann rechte er sich auf, rief den Kutscher an, und reichte dem verlegen dastehenden Freierrmann mit kühler Herablassung die Hand.

In sehr gedrückter Stimmung ging der Kaffee vorüber, obwohl Paul Wiedemann sein möglichstes tat und allerlei muntere Geschichtchen erzählte, aber das Lachen, das er seiner Gewohnheit nach erschallen ließ, klang gepreßt, denn Pastor Jlesfelds Haltung zeigte noch immer eine reservierte Feierlichkeit, und nur sehr gehalten stimmte er in das Lachen des Freundes ein. Die Pastorin war in der starken Erregung der Situation völlig versteinert, sie saß stumm und steif da. Nur Luisechen und Constanzenchen pufften sich fröhlich unter dem Tisch, Doretchen aber hob die ganze Zeit die Augen nicht von der Kaffeetaffe. Ihr war, als sei die schwere Gewitterwolke wieder über den Wald gekommen, als bräche jetzt erst Unwetter und Unglück über das Birse-necker Pastorat herein.

Dann waren Pastor Jlesfeld und Paul Wiedemann allein im Studierzimmer. Wuchtig ließ Pastor Jlesfeld sich in seinem steifen Lehnstuhl nieder, legte feierlich die Arme auf die breiten Lehnen und wartete so auf die Erklärung des Freundes. Wer um seine Tochter, wer um Doretchen Jlesfeld freite, der sollte es mit Anstand tun.

Paul Wiedemann war kein Mann der Feierlichkeiten. Zwar mühte er sich um eine der Besonderheit des Augenblicks angepaßte Redewendung, aber ihm wollte nichts einfallen.

Hilflos starrte er eine Weile die Hirschgeweihe an der Wand an, blickte dann verloren zum Fenster hinaus und sagte schließlich mit einer Handbewe-

gung, die die Unfähigkeit, seinem Antrag eine andere Form zu geben, andeuten sollte:

— Ich will deine Tochter heiraten!

Pastor Ilesfeld lächelte nachsichtig:

— Welche soll es denn sein von den drei Frauenzimmern? fragte er.

— Ich will die schöne, die schwarzhaarige . . . Dorettschen heißt sie, ja wohl, stotterte Pastor Wiedemann und wurde wieder verlegen.

— Gut, so sollst du Dorettschen haben!

Und Pastor Ilesfeld stand auf und rief nach seiner Tochter:

— Dorettschen!

Wie eine Lawine scholl der Ruf durchs Haus:

— Dorettschen, zitterte die Stimme der Mutter in den Garten hinunter.

— Dorettschen, schrien die Schwestern und ihr tolles Lachen klang hindurch, aber alles übertönend dröhnte Pastor Ilesfelds Stimme:

— Dorettschen!

Wo steckt Dorettschen? Sie ist nicht im Hause und sie ist nicht in der Küche. Oben ihr Schlafzimmer ist leer, und auch im Garten ist sie nicht zu finden; still trocknen ihre nassen Blumen in der Sonne, und nur die Bienen schwirren einsam um die Lindenlaube.

Wie die Hunde bei heraufziehendem Gewitter unter das Sofa kriechen und die Katze die dunkelste Ecke sucht, so war Dorettschen, als könne sie dadurch dem schweren Schicksalschlage entgehen, in den letzten Winkel des Hauses geflohn.

Oben auf dem Boden kauerte sie in der Apfelfammer, wo im Herbst das Obst an der Sonne getrocknet wurde und wo sich daher für Zeit und Ewigkeit ein säuerlich herber Geruch eingenistet hatte. Ganz zusammengezogen hockte sie da auf einer alten Kiste, wiegte den Körper in Qual hin und her und die verzweifelten Augen starrten aus dem runden Bodensfenster nach dem Birseneker Herrenhause. Sie hatte keinen Gedanken im Kopf, nur ein Gefühl sinnloser Angst, das ihr die Adern krampfte und ihr Herz in wilden Schlägen trieb, daß sie es in den Schläfen und in der Kehle fühlte.

Es war so unbegreiflich, daß gerade in diesem Augenblick Schmerz und Unglück über den Hof schritten und ihren Einzug in das Birseneker Haus hielten, daß gerade in diesem Augenblick, wo die Sonne goldigglänzend und glücklich auf die regennasse Erde schien, und Blumen und Kräuter, Bäume und Büsche und jede Frucht des Gartens sich dem Lichte und der Reife öffneten, ein junges hoffendes Leben zu Boden getreten und für immer in Ketten gelegt wurde.

Da donnerte Pastor Ilesfelds Stimme durch das Haus.

Dorettschen sank zusammen und barg das Gesicht in den Händen, ihres jungen Lebens erste große und schicksalschwere Stunde stand vor der Tür, sie mußte hindurchgehen, da half kein Zögern, und als der Vater zum zweiten Mal ihren Namen rief, da stand sie auf, still und gehorsam, faltete die Hände und ging mit schweren Gliedern die Treppe hinunter.

Im Eßzimmer saßen die Schwestern auf der Fensterbank, baumelten mit den Beinen und genossen alle Wonnen eines freudig erregten Augenblicks.

— Jetzt kommt es, riefen sie Dorettschen lustig entgegen.

Stumm ging Dorettschen an ihnen vorüber. Die Pastorin erschrak, als sie sie so daherkommen sah, sie hatte etwas an ihr herumzupfen wollen, ihr die Haare zurechtstreichen, die wild und strähnig in die Stirn hingen, nun war aber etwas an dem Kinde, daß sie es nicht berühren mochte.

— Was hast du? fragte Constanzen erstaunt und schwieg dann beflommen. Doretchen ging in des Vaters Zimmer und die Pastorin schloß still die Thür hinter ihr.

Hochaufgerichtet stand da Pastor Ilesfeld hinter seinem Schreibtisch und neben ihm Paul Wiedemann.

— Pastor Wiedemann wirbt um deine Hand, Dorette, sprach der Vater feierlich. Ich habe die Werbung angenommen. Reiche ihm die Hand, er ist dein Bräutigam!

Da schlug Doretchen die Augen auf. Einen einzigen scheuen Blick sandte sie, kindlich bittend, zum Vater, aber da las sie in seinen Augen jenen Ausdruck, der Gehorsam ohne Widerrede forderte, und senkte die Lider.

— Paul Wiedemann, sagte Pastor Ilesfeld, ich lege meines lieben Kindes junges Leben in deine Hände! Ich tu es in festem Vertrauen und mit großer Freude. Gott segne euch beide!

Weiß und still, den Kopf zur Erde gesenkt, stand Doretchen und rührte sich nicht. Pastor Ilesfeld aber nahm ihre kalten Hände und legte sie in die Rechte ihres künftigen Ehemann.

Dann zog Paul Wiedemann seine Braut an sich und besiegelte das Verlöbniß durch einen Kuß auf Doretchens festgeschlossene Kinderlippen.

Als das Brautpaar gegangen, rief Pastor Ilesfeld nach Constanzen und Luisechen. Die hatten heimlich am Schlüsselloch gehorcht, nun waren sie bald zur Stelle.

In Pastor Ilesfelds Zügen gab es keinen Ausdruck für die Freude. Er sah streng aus, wie immer, und sagte kurz:

— Ihr zieht sofort eure weißen Kleider an, dann sorgt ihr, daß Blumen auf den Tisch kommen, und Doretchen kommt mir auch nicht in dem verwaschenen Drecksappen zu Tisch! Wie läßt du das Mädchen herumlaufen? fuhr er die Pastorin an; wie sah sie denn aus, als sie in der verwaschenen Fahne dastand? Etwa wie eine Braut?

Nach dem Abendbrot, als es dunkel wurde, kamen wie alle Jahre die Johanniskinder vor's Pastorat. Langgezogen, schwerfällig, von Ton zu Ton geschleppt, klang ihnen das alte heidnische Lied voran: Eigo Jahnit. . . Dann kam vom Hinterhof langsam der Zug näher, Burschen und Mädchen und alte Weiber; buschige Johanniskränze auf den Köpfen, schritten sie feierlich um den Rasenplatz und stellten sich vor den auf der Hofstreppe versammelten Herrschaften auf.

Allen voran ging Baltemusch. Es war der einzige Tag im Jahr, daß sie ihren Winkel am Ofen verließ, um sich an die Spitze des Zuges zu stellen, und wenn sie ihm auch nicht sicher und aufrecht vorangehen konnte, wie früher, als sie noch Hofmutter war und jung und kräftig und eine geblümete Jacke trug und ein helles Kopftuch von Seide, so wie die älteren unter den Leuten sie noch gesehen hatten, sondern alt und gebückt und erblindet heranschlich, so ließ sie sich doch nicht führen, denn sie kannte den Birseneker Hof seit bald neunzig Jahren und jeden Stein, der dort über den Weg lag, und hätte es für eine Schmach angesehen, nicht allein über ihn zu gehen.

Und wenn sie auch nicht mehr hell herauszingen konnte, weil die Stimme schrill geworden war, zitterte und überschlug, — ihr altes Ehrenamt, am Johanniabend Vorsängerin zu sein und der Herrschaft die guten Wünsche für das Jahr darzubringen, ließ sie sich darum nicht nehmen.

So stand sie auch an diesem Abend, wenn auch gebückt und zusammengekrümmt unter der Last der Jahre, vor Pastor Ilesfeld und sang ein langes Lied.

— Haus und Hof, so hieß es darin, sollten das lange Jahr hindurch in Gottes Obhut stehen; die Felder und die Wiesen um Birsenecken sollten von der Sonne gesegnet, vom Regen genezt, vom Winde getrocknet, viel Frucht und reife Ernte bringen!

— Die Scheunen, die Kleeten, die Riegen sollten sich füllen bis unter die Dachsparren, und Menschen und Vieh sollten satt zu essen haben, das Jahr hindurch, bis Gott neue Ernte schenkte!

— Es sollten Beeren an den Sträuchern wachsen, und die Äste der Bäume sich biegen unter der Last des Obstes, und die schönen Blumen sollten blühen bis zum Winterschnee!

— Gott der Gütige wolle Hagelschlag und Unwetter von dem Dache dieses Hauses wenden, und die Gegend verschonen vor anhaltendem Regen in der Erntezeit!

— Gott wolle den Pastor segnen und ihn auf seinen Fahrten begleiten und in seinem heiligen Amt, und die Pastorin, daß sie gesund bleibe an jedem Tage im Jahr und Haus und Hof vorstehen könne!

— Gott wolle die Fräuleins segnen und helfen, daß sie gute Männer bekommen, daß sie froh und lange leben könnten!

Als der Gesang zu Ende war, traten die Leute vor, um die Herrschaft zu schmücken. Alle Kränze wurden auf sie abgeladen.

Pastor Ilesfeld mußte seine hohe Gestalt tief herabbeugen, als das alte gekrümmte Weiblein ihm den Kranz auf den Kopf setzte, und dann ging Baltemusch zu ihrem lieben Fräulein Doretchen und die Köchin zur Pastorin und die Stubenmädchen krönten die anderen Fräuleins und den fremden Herrn, so daß niemand leer ausging.

Darauf dankte Pastor Ilesfeld seinen Leuten:

— Ich danke euch, Johannikinder, sprach er, daß ihr auch in diesem Jahr an meine Treppe kommt. Ich bitte euch, seid heute abend meine Gäste! Ich habe euch Kauschen backen lassen mit Speck, und für die Männer ist auch ein kleiner Schnaps da. Eßt und trinkt!

Hier machte er eine Pause und es ging wie Rührung über seine Züge:

— Leute, wir haben Freude im Hause, ihr sollt sie mit uns teilen: Unser Fräulein Doretchen ist Braut und heiratet den Sumahlschen Pastor.

Da trat Baltemusch noch einmal aus der Menge hervor, stieg mit zitternden Knien die Treppe herauf und tastete sich zu Doretchen hin, strich dann vorsichtig, fast ohne sie zu berühren, an ihrem Rock entlang und küßte den Saum ihres Kleides.

Noch einmal zitterte ihre Stimme über den Hof, als sie dem gnädigen Fräulein Glück und allen Segen wünschte, dazu viel weiche Leinwand in die Schränke, einen guten Mann und gesunde Kinder in die Wiege!

Die junge Braut stand regungslos, der buschige Kranz verschattete ihr das Gesicht, und so hat niemand gesehen, wie Doretchen Ilesfeld aussah, als nun Jubel und Glückwunsch über den Hof brauften.

Der Abend ging in Lust und Freude hin, drinnen im Hause feierte man Verlobung bei Wein und fröhlichen Reden, und draußen brannten die Leertonnen in der ganzen Runde: zwei im Wainegesinde, eine in Kannenecken oben am Walde und eine in Marre. Nur das Herrenhaus lag öde und dunkel da.

Die Leute saßen unten im Krüge. Johlen und betrunkenes Geschrei klang von dort herauf.

Der Himmel wurde unterdessen langsam grau. Je weiter die Nacht vorrückte, desto mehr bewölkte er sich, feine Streifen flogen von Horizont zu Horizont, überzogen die Sterne, und um Mitternacht fielen die ersten Tropfen.

Oben im Schlafzimmer lag Dorettchen allein und weinte. Die Schwestern waren noch heimlich an den Kreuzweg hinter den Garten gegangen, um neunmal neunerlei Kraut zum Kranze zu winden. Dorettchen war nicht mitgegangen. Was half es jetzt noch von Glück und irdischer Seligkeit bunte Träume zu träumen? Ihr Schicksal war entschieden, es wollte gelebt und gelitten sein.

Draußen tropfte der Regen vom Dach. Rurlands alte Sündennacht ertrank im Regen und Dorettchens Brauttag in Tränen.

Dann kamen die Schwestern, die nassen Stiefel behutsam in der Hand, vorsichtig über den Boden geschlichen; der Vater durfte nicht hören, daß man noch draußen war und heimlich Spuk und Zauber getrieben hatte. Sie schoben sich die nassen Kränze unter die Rissen und schliefen bald ein. Dorettchen hörte noch, wie Constanzchen fröhlich auflachte im Traum, dann fielen auch ihr die verweinten Augen zu.

Bald drehte sich nur noch die Pastorin schlaflos von einer Seite auf die andere. Dorettchens Gesicht, mit dem sie heute vom Boden gekommen war, wollte ihr nicht aus dem Kopf. Was konnte sie tun, um ihrem Kinde zu helfen? Wo fand sich ein Ausweg? Sie kannte Ilesfeld seit mehr als zwanzig Jahren und wußte, daß niemand seinen Willen brechen konnte, daß, wenn er einmal ja gesagt hatte, es ja bleiben mußte in alle Zeit und Ewigkeit hinein. . . . So seufzte sie nur bang und einsam in der Dunkelheit.

Sechstes Kapitel.

Unter ihren großen Regenschirmen pantschten die drei Pastormädchen den aufgeweichten Weg nach Birleuseeken.

Nach den schweren Regengüssen der letzten Tage hatte die Welt ein trübes und verregnetes Aussehn, das Korn lag gebeugt am Boden, alle Baumstämme waren schwarz, Trübsal und Nässe lagen über der Erde, wohin man auch blickte.

Wie immer gingen Constanzchen und Luisechen voran. Aber alle paar Schritte sahen sie sich nach Dorettchen um, die langsam nachkam, neckten die Schwester und stellten ihr allerlei Fragen: ob Paul Wiedemann sie viel küßte, zwanzig oder hundert mal an einem Abend? ob es denn wirklich so schön wäre, von einem Mann geküßt zu werden?

Weil aber Dorettchen ihre Fragen nicht beantwortete, sondern nur ein hülfloses und gequältes Gesicht machte, liefen sie ihr davon und setzten die Unterhaltung unter sich fort. Ob wohl alle Bräute wie Dorettchen waren? so stumm und so dumm und so langweilig? Nun, Anstifterin war sie ja nie gewesen, aber früher hatte sie doch mitlachen können, — jetzt schien es, als habe sie auch das verlernt. Dachte sie denn wirklich an Paul Wiedemann, wenn sie so stumm dasaß und in die Ferne sah?

Die beiden Mädchen lachten, man konnte sich doch nicht gut vorstellen, daß man in Paul Wiedemann wirklich verliebt war. . .

Dorettchen ging schwerfällig, mit jedem Schritt, der sie dem Herrenhause näher brachte, klopfte ihr das Herz lauter und banger.

Immer größer wurde der Abstand zwischen ihr und den Schwestern, und die waren längst in Blimbergs Stube, da stand Doretchen noch vor dem Gitter und sah die Rosen an. Sie hingen die Köpfe, vom Regen ganz zerschlagen, und die Blätter, die der Wind ihnen abgerissen, waren am Boden festgeklebt, lagen dort, achtlos hingeweht, als helle Flecken auf dem dunklen Grund.

Doretchen dachte daran, wie sie das letzte Mal hier gestanden hatte, zitternd in heimlicher Freude, und wie, vom Winde und von der Abendsonne geliebt, die Rosen damals geglüht hatten, sah sich selber dann am Gitter, eine glückselige kleine Königin über ihr unsichtbares Reich, und stand nun an derselben Stelle, arm und zerschlagen, ein verweintes Bettelkind, dem das Leben seine Schätze nur gezeigt, um sie ihm wieder zu entreißen.

Hilflos sah sie an der hohen Mauer hinauf, alles in ihr zitterte vor Sehnsucht nach Ulrich Märzendorff, aber die Mauern mit ihren vielen Fenstern blickten unbewegt und teilnahmslos auf sie herab, Ulrich Märzendorff kam nicht, und Doretchen riß sich aus dem wehen Traum und ging den Schwestern nach.

In Blimbergs Stube war es warm, im Ofen brannte ein helles Feuer.

— Was man nich alles erlebt, sagte die Blimbergen und nahm den Mädchen die nassen Mantillen ab. Jetzt aben wir Juli un is so kalt, daß man eineizen muß. Un warum soll ich nich eizen? Vorigtes Jahr, wie Graf ier war, at er wieder bei mich gesagt: Blimberg, eizen sie ein, so viel sie wollen, un so viel in Ofen eingeht. . .

Es mußte auch warm sein in Blimbergs Stube, denn sie trug Winter und Sommer nichts anderes als eine geblünte hängende Rattunjacke, so als sei sie direkt aus dem Bett gekommen. Aber sie war immer so glatt gekämmt und so sauber gewaschen, daß ihr Gesicht davon zu glänzen schien, und weil auch ihre Umgebung peinlich sauber war, das Bett ein hoher Bau von schneeweißen Kissen und Pfühlen, und alle die vielen Sachen, die ganz in die vergangenen Zeiten hineingehörten, von denen Blimberg immer erzählte, auch seit man denken konnte ordentlich auf derselben Stelle standen, gut gepflegt und sauber abgestäubt, so vergab man ihr die Jacke und fühlte sich wohl bei ihr.

Es kam noch dazu, daß Blimberg eine Brille trug, und die half auch dazu, daß sie immer angezogen ausseh, aber es machte ihr Gesicht noch strenger, man hätte sich vor ihr fürchten können, wenn man nicht genau gewußt hätte, daß Blimberg, trotz der vielen Falten auf der Stirn und dem scharfen Blick aus den Augen, gut und weich und liebevoll war.

Als Doretchen in die Stube trat, ging Blimberg ihr feierlich entgegen, küßte ihre Hände und sagte gerührt:

— Gott segne Ihnen, Freilein Doretchen, und lasse Ihnen eine recht glückliche Frau Pastorin werden!

— Danke, sagte Doretchen.

— Wie schön unser Freilein Doretchen eite aussieht, bewunderte Blimberg und wischte sich die Augen, so weiß wie Engel, un mager is sie auch geworden. Aber das is nu mal nich anders. . . .

— Du gibst uns doch Kaffee? fragte Constanzenchen.

— Du hast doch was gebacken? erkundigte sich Luischen.

— Natierlich, wer is denn schon bei Blimberg in Stube gekommen un Kaffeezeit un ohne Kaffee weggegangen? Eite morgen, wie Marri kommt un sagt, Freileins kommen, ich gleich in Küche, Kaffee gemahlen, Zucker gestoßen,

Ruchen gebacken. Nu, viel is nich geworden: bißchen Mandelkuchen, un Rosinenbrot, un bißchen Rümmelkuchen.

Es war etwas wie Winterstimmung in Blimbergs Stube, leise knisterte das Feuer im Ofen, der Regen fuhr gegen die Scheiben und die Fensterläden klapperten im Winde. Blimberg ging ab und zu, und so oft sie die Tür öffnete, kam eine ganze Welle von Kaffeeduft mit ihr hinein.

Vorsichtig trug sie einen Ruchenteller nach dem andern hinein und entnahm den Blechkasten, die im Schrank in Reih und Glied aufgestellt waren, Nußplätzchen, Mastronen und Marzipan, alles so verschwenderisch gebacken, wie es zu der Zeit, als die selige Frau Gräfin noch lebte, üblich gewesen war, und ordnete alles auf Gesteller.

Die Mädchen sahen ihr neugierig zu und schwagten lustig durcheinander.

— Blimberg, sollen wir das alles aufessen?

— Immer besser zu viel, als zu wenig. Es is noch nie nich viel nachgeblieben, wenn Gäste fortgingen. . . .

— Blimberg, was sagst du, daß Doretchen verlobt ist?

— Nu, was soll ich sagen? Ich ab mir gefreit. Verlobung is gut, aber Dohzeit is noch besser!

— Blimberg, was macht dein Einwohner?

Da erzählte die Alte von Ulrich Märzendorff. Sie hatte einen besondern, fast verächtlichen Ton, wenn sie von Dingen sprach, die in die Gegenwart gehörten.

— Nu, was soll er ier viel tun? Er zieht von eine Stube in der andern. Wie ich geert abe, ein Err kommt, ol ich Darte aus Erberge un wir bringen Stube ieber meinigte in Ordnung. Drei Tage aben wir gescheiert un gereinigt, bis wir Schmuß glücklich fortgetrieht aben, — zwei Tage at er nu auch drin gewohnt, da eiß es mit eine Mal: er kann da nich wohnen, er kann Reich nich sehn. Also ich ol wieder Darte un wir richten Zimmer für ihm ein mit Fenstern nach Park. Anfänglich is er denn auch ganz zufrieden, denn kommt er eines Tages bei mir un sagt: Blimberg, Zimmer mit Fenster nach Park is nach Norden. Ich kann da nich wohnen, ich brauch Zimmer nach Sieden: er mißt Sonne sehen, un Rosen, un Pastorat! Was soll man tun? Errschapt*) will, Blimberg muß georchen. Ich geb ihm wieder neies Zimmer, un kennt eich denken? Borigen Sonntag kommt er wieder un sagt, er muß fort in anderes Zimmer, er will wieder in Zimmer mit Fenster nach Reich. Da sikt er bis eite, Gott weiß für wie lange. Is aber auch gar keine Ruhe nich in ihm!

— Vater hat gesagt, daß er ein verunglückter Dichter ist und ein verbummelter Mensch, der nie Geld hat und den niemand im Lande leiden kann. Glaubst du, daß er hier auch manchmal Gedichte macht?

— Wie soll ich wissen, ob Err Märzendorff Gedichte macht oder nich!

— Kommt er denn nie zu dir und spricht mit dir?

— O ja, er kommt oft abend bei mir un sagt: Blimberg, erzählen Sie mir! Dann erzähl ich ihm un er gibt mir And zu Abschied un sagt: gute Nacht, Blimberg, sie erzählt schön, ich ehr ihr gerne zu!

Da tat Doretchen zum ersten Mal an diesem Nachmittag den Mund auf:

— Blimberg, was erzählst du ihm? fragte sie hastig.

*) Herrschaft.

— Nu, Neies kann ich ihn nich viel erzählen, un was is denn auch jetzt in Birseenecken? Wie Enten lieber Of nach Teich wackeln, sieht er doch selber, un wie dumme Graf in Sonne sitzt un Buckel wärmt, auch. Ich erzähl ihm lieber von alte Zeiten, wie ier frierer war, un denn mechte er auch gerne von Eich eren un sagt immer wieder: Blimberg, erzählen Sie von die drei Scheenheiten in Pastorat!

Constanzchen und Luischen wurden rot vor Stolz und Eitelkeit, Dorettchen senkte den Kopf.

— Welche gefällt ihm wohl am besten? forschte Constanzchen.

— Das at er nich gesagt. . .

Ja, Blimberg hatte recht, es lohnte sich nicht mit ihr über die Gegenwart zu sprechen, und darum lenkte Constanzchen, die immer die Unterhaltung dorthin führte, wo sie sie haben wollte, sie von Ulrich Märzendorff fort und in die alten Zeiten hinein, als Blimberg noch Jungfer bei der jungen Frau Gräfin war und das Leben in Birseenecken noch nicht tot, sondern noch bunt und schön und voller Ereignisse. Selbst Blimbergs Stimme bekam einen andern, fast zärtlichen Klang, wenn sie von damals sprach, und die scharfen mißmütigen Augen hinter der Brille wurden wieder lebendig und froh.

Und was hatte Blimberg für ein Gedächtnis: es schien in Urzeiten zurück zu reichen, denn außer den wunderlichen Dingen, die sie selber erlebt, erinnerte sie sich haarscharf aller Geschichten, die ihre Großmutter ihr erzählt hatte, wie es auf dem Schlosse hergegangen war, wo sie als hörige Magd gelebt hatte, von Rutenstrafen und verbotener Liebe, von adligem Übermut und wilden herrischen Launen, von Knechtschaft, die sich auflehnt, heimlich die Hände ballt und flucht.

Aber lieber als alles hörten die Mädchen die Liebesgeschichte der unglücklichen Gräfin. Man ging nicht aus Blimbergs Stube, ehe man sich durch sie heiße Wangen und blanke Augen geholt hatte. Sie schwebte wie ein Geheimnis und tausend Rätsel um ihre Jugend, und sie alle drei, Constanzchen, Dorettchen, Luischen erinnerten sich noch ganz genau des Tages, als Blimberg sie ihnen zum ersten Mal erzählt hatte.

Als sie noch Kinder waren, hatte sie nur in Andeutungen davon geredet, sie vor dem Teich gewarnt: Geht nur nich zu nah eran, Kinder, der Teich is tief, da is schon manches passiert, wovon man mit Kinder nich spricht! Oder wenn sie die Rosen bewunderten, nachdenklich und geheimnisvoll mit dem Kopf genickt: Ja die Rosen, die Birseenecker Rosen, die aben wohl mehr gesehn, als mancher Mensch. . .

Und die Kinder hatten gebeten und gebettelt: Blimberg, erzähl, was ist es mit den Rosen? Was ist im Teich geschehen? Ist da jemand ertrunken? Warum ist die kleine Pforte im Garten so fest vermauert? Erzähl es uns, Blimberg!

Aber Blimberg hatte dann gesagt:

— Wenn Constanzchen fünfzehn Jahre alt ist, denn will ich erzählen. Friehier sollen Mädchen keine Liebesgeschichten ehren. . .

Und eines Tages hatte Blimberg dann erzählt. Es war im Vorfrühling gewesen, und während Blimberg in der warmen Stube sprach, sanfen draußen die Schatten über den Hof, und als die Mädchen fortgingen, erregt und erhitzt vor die Tür traten, da hatte das erste Viertel des jungen Mondes zwischen den Birkenstämmen gestanden und sein blankes zitterndes Licht in den Teich geworfen.

Und es war das erste Mal gewesen, daß sie solch eine Geschichte von Liebe und Leidenschaft gehört hatten, und diese Geschichte hatte sich nicht irgendwo in der fernen Welt zugetragen, sondern in dem Birseneeken, wo man jeden Zollbreit Landes kannte und jedes Fleckchen im Garten, Blimberg selber hatte die schöne junge Frau Gräfin noch gekannt, hatte sie auf der Treppe stehen sehen und zwischen den Rosen immer den Weg entlang spähen; sie hatte das Pfortchen am Ende des Gartens, das auf das Feld hinaus führte, mit ihren eignen Ohren klirren hören, die Schatten gesehen, die durch das Mondlicht glitten und sich zu einander neigten; die beiden, von denen Blimberg erzählte, waren über alle Wege im Park gegangen und hatten auf den weißen Bänken gefessen, — und hier im Teich, der so schwarz und unbewegt vor ihren aufgeregten Augen lag, hatte die Geschichte geendet.

Aber Blimberg wußte noch viel mehr, als sie erzählte, und darum wurden die Mädchen nicht müde, sie nach der toten Gräfin zu fragen.

So hat Constanzen auch heute:

-- Zeig uns das Haus, Blimberg, wir waren schon lange nicht mehr drin!

Und auch Doretchen hat: —

— Zeig uns das Haus und die Zimmer der Gräfin!

Blimberg sträubte sich erst eine Weile, sprach von ihrem Rheumatismus und von der feuchten Luft draußen, weil aber die Mädchen nicht nachließen, raffte sie sich brummend zusammen, zog ein dickes Tuch um die Schultern und griff nach dem Schlüsselbund.

Die eingelegten Fliesen klapperten durcheinander unter den Schritten, die über sie gingen, die einst weißen Wände der hohen Halle waren grün geworden. Spinnweben hingen die Mauer entlang und zogen schattenhafte Muster zwischen die Stuckverzierung, flogen wie graue Fäden über die spitzen Enden der seltenen Geweihe, die die Wände schmückten, und lagerten zusammen mit dem fingerdicken Staub als eine graue, schleierähnliche Schicht über den alten Jagdstücken, die einst für teures Geld im Auslande gekauft, der Stolz des Hauses und die Bewunderung der Umgegend gewesen waren.

Die Messingklinken waren mit Grünspan dicht bezogen, und die hohen Flügelthüren knarnten unfeindlich in den Angeln, als Blimberg sie jetzt öffnete.

Die Mädchen hatten ihre Röcke gerafft, das zierliche eingelegte Parkettmuster, über das sie vorsichtig schritten, war längst unkenntlich geworden. Staub und Schmutz zogen darüber; die vor Feuchtigkeit glitzernden Wände zeigten Sprünge und abgebröckelte Stellen, durch die man das rohgefügte Mauerwerk sah. Die weißen Rokokostühle mit goldnen Rändern und feingebülmtem Seidenpolster, die in langer festlicher Reihe vornehm die Wände entlang standen, die zierlichen Sofas und steifbeinigen Tischchen waren mit schmutzigen Lappen bedeckt, und ebensolche Lappen hingen an den Wänden herum und bedeckten dort die Bilder und die goldgerahmten Spiegel. Feucht und modrig schwebte die Luft durch den öden hohen Raum, und durch die sechs hohen Fenster und die Glastür, die hinaus zu den Rosen führte, sah der graue Julitag, freudlos und regenschwer, hinein.

Es war ein Atmen der Vergangenheit in den einst prunkvollen Gemächern. Spuren einst gelebten, längst vergessenen Daseins klebten noch an den Gegenständen, es lag so viel Totes über allem, und doch etwas Sehnsüchtiges, nach Erlösung Rufendes, das mehr geahnt, als klar empfunden, den Mädchen die Gemüter drückte, so daß sie still und ängstlich dastanden. Auch Blimbergs Gesicht wurde kummervoll.

— Pfui, man mechte gar nich inseh'n, murmelte sie vor sich hin, wie das jetzt ier aufsieht. Aus un Garten, alles eine Wieste! Wer will jetzt noch aus Fenster sehen? Gras wächst den Berg hinauf, daß Straße grien davon is! Un ieberhaupt, was at man jetzt aus Fenster zu sehen? Mal fährt ein Bauer den Berg herauf, mal ein Jude. Aber frieher— kaum ehrt man Wagen rollen, gleich Kopf aus Fenster gesteckt: biegt ein oder fährt vorieber? Un ich kann wohl sagen, immer bog ein. Damals ehrte das Räderrollen auf Birseneker Weg gar nich auf, kein Tag, wo nich Besuch kam, un immer in große Kaleschen vierspännig vorgefahren: eite is große Jagd mit Friestück, morgen Theaterpiel, iebermorgen wieder großer Ball, unso fort das ganze runde Jahr indurch.

Nun war Blimberg in ihrem Fahrwasser, nun erzählte sie, die Mädchen hielten sich still wie die Mäuse und hörten zu.

— Aber größtes Fest war doch Verlobung unseres jungen Grafen mit Selitensche Baronesse; ier in große Saal wurde gegessen, un alle Zimmer, gleich nebenan Kaminzimmer, Rauchzimmer von Erren, alte Frau Gräfin ihr Zimmer, un Wintergarten, alles ell, ein Licht inter andern at gebrannt, un Kronleuchter un Lampen . . . Uchzig Gäste aben wir bei Tisch geabt und denn noch Kutscher un Jungfern. 30 Rehe, 35 Rebstiener, 50 Aßen sind in Keller gewesen, man at gar nich mehr gewußt, wo zu lassen all das viele Essen. Unten in Küche stehen zwei Kochs un kochen un kochen, vier Diener aben wir gehabt, sechs Mädchen un ich.

Also ier war langer, langer Tisch gedeckt. Obenan saß alte Frau Gräfin un inter ihren Stuhl standen die zwei kleinen Cumtessen, in weiße Kleider ganz tief ausgeschnitten, gerade wie Engel mit ihre schenen rosa Gesichter. Un da in die Mitte von Saal saß junge Graf mit seine Braut. Stiehle waren ganz mit Rosen bekränzt von oben bis unten. Ich ab damals mit bedient un gleich bei unser Küchenmädchen gesagt: Das wird nich gut! Sie at so dagesessen, ganz still, un immer ein Gesicht gemacht: mir geht die Geschichte nichts an! Un Küchenmädchen at durch Tierrige gesehn un ganz dasselbe gesagt, un is denn auch wirklich so gekommen, wie wir gesagt aben . . .

Doretchens Gedanken waren bis jetzt ihre eignen Wege gelaufen, nun hielten sie plötzlich still und flossen mit dem zusammen, wovon Blimberg erzählte.

— Hat sie ihn, den anderen, damals eigentlich schon gekannt? fragte sie stoßend, und ihre Stimme klang scheu und aufgereg't durch den hohen Raum.

— Natierlich at sie ihm schon gekannt. Leite sprachen damals schon dies und das. . .

— Was sagten sie denn? flüsterte Constanzchen leise, aber mit neugierig aufgerissenen Augen, und auch Blimberg senkte die Stimme.

— Leite sagten, daß sie sich immer getroffen aben, ganz allein im Walde, un denn sind sie nach den großen Selitenschen See gegangen un aben Schuhe un Strümpfe ausgezogen un aben Fieße in Wasser getaucht.

— Aber Blimberg, wer hat denn das gesehn?

— Isterjungen*) sind doch ieberall un aben auch Augen fir das, was Errschapten tun. . . .

— Aber warum hat sie denn überhaupt den Birsenekerschen geheiratet, und nicht lieber den anderen, er war doch auch ein Baron?

— Natierlich war er ein Baron, aber er at kein Geld geabt, un alte Selitensche Baron at damals viel Geld gebraucht, un als dann Birseneker Graf freite, da at sie ihm nehmen missen, ob sie nu wollte oder nich. . . .

*) Sitterjungen.

— Ich hätte ihn nicht geheiratet, fuhr ihr da das naseweise Lutschen in die Rede. Ich hätte den geheiratet, den ich liebe!

So? sagte Blimberg und warf einen verächtlichen Blick nach der leichtsinnigen Schwägerin, so? Wenn alte Baron mit Faust auf Tisch schlägt und sagt: du sollst ihm eiraten, denn — das kann ich wohl sagen — ätte niemand in Aus gewagt sich zu tun, was Baron will. Da war nichts zu machen, eiraten at sie ihm missen, aber denn is auch Unglück lieber Unglück lieber sie gekommen. Fünf Jahre at sie es ausgehalten, denn is sie in Teich gegangen. . .

Sie standen jetzt in dem Kaminzimmer, das einst das Wohnzimmer der Gräfin gewesen war. Es war als hätte der Verfall der Jahre diesen Raum mehr als die anderen verschont, denn es ging noch etwas Lebendiges, etwas ganz Persönliches aus von den tiefen gradlehnigen Lehnstühlen, die um den weißen Marmorfamin standen, als hätte eben noch jemand in ihnen gefessen, und von dem zierlichen Schreibtisch in der Ecke, voller Rippes und Basen und Meißner Porzellan; man meinte noch etwas von dem Blumenduft zu spüren, der einmal durch diesen Raum geschwebt war, und die zarte Gestalt der jungen Gräfin zu sehen, so wie Blimberg sie häufig beschrieben hatte: ein feines scharfes Gesicht mit vornehm gebogener Nase, die schweren Haare tief hinein gesteckt in den Nacken, ihr Wuchs schlank wie ein Birkenreis, und die Hände weiß, schmal und schön. So mußte sie hier am Fenster gestanden und in den Garten hinuntergeblickt haben, wo man zwischen Büschen und Strauchwerk die kleine Pforte sah, die der Graf dann hatte zumauern lassen.

Ja ier, sagte Blimberg und atmete bekloommen wie unter dem Druck schwerer Erinnerungen; ier ab ich ihnen zuerst zusammen gesehn un dort in Ecke.

Weiter kam Blimberg heute nicht mit ihrer Erzählung, denn Doretchen hatte sich mitten hinein schwer auf einen Stuhl gesetzt, den Kopf matt zurückgebogen, die Augen geschlossen, als wollte sie sterben.

Blimberg fuhr sich erschrocken mit beiden Händen an den Kopf: Herrgott, da lag Pastors Doretchen und sah nicht anders aus, als ihrerzeit die selige Frau Gräfin, so ganz verändert, so gar kein Kind mehr, so gequält von Angst und von Liebe. Jetzt mochte man sagen, was man wollte, Blimberg wußte das ihre: Doretchen Jelefeld war keine glückliche Braut, sie heiratete den Sumahlschen Pastor, weil der Vater es so wollte, und weil man gegen seinen Willen genau so wenig ankonnte wie gegen den des alten Selitenschen Barons. Es fehlte nur noch, daß sie wie ihre Gräfin einen anderen Liebhaber hatte. . . Gott behiete ihr! dachte Blimberg und stand mit gefalteten Händen da.

Ängstlich umstanden die Schwestern Doretchen und richteten tausend Fragen an sie: Was fehlt dir Doretchen, was ist dir nur? willst du ohnmächtig werden? oder ist dir die tote Gräfin erschienen? Doretchen konnte nur immer wieder das eine sagen mit einer Stimme, die ganz schwach, ganz gequält und zitternd klang:

— Ich will fort! Ich will fort!

Und das nur, weil aus dem alten Hause, wo die Geschichte der heimlichen Leidenschaft aus jedem Winkel zu atmen schien, ihr eignes Schicksal zu ihr gesprochen hatte, weil sie verstanden hatte, daß es furchtbar war, das drückende Geheimnis einer verbotenen Liebe mit sich durchs Leben zu tragen und den gefährvollen Weg ganz allein, ganz einsam, ganz unbefchützt zu gehen.

Es wurde heute nichts mehr mit Blimbergs Erzählen. Die Mädchen gingen bald wieder durch den Regen heim, Doretchen wie zerbrochen zwischen ihnen.

(Schluß im nächsten Heft.)

Prag. Wien. Budapest.

Stimmungsbilder aus Österreich-Ungarn in der Beleuchtung der „Times“.

Übersetzt von Oskar Paulsen (Reval).

Vorbemerkung der Redaktion. Im Februar dieses Jahres haben die „Times“ unter dem Titel „Sechs Wochen bei dem Feinde“ eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, die die Eindrücke eines „neutralen Beobachters“ während einer Reise durch Deutschland und Österreich-Ungarn wiedergeben. Im folgenden bringen wir in deutscher Übersetzung den zweiten Teil dieser Artikelferie, eine Charakteristik der Stimmung in den maßgebenden Zentren Österreich-Ungarns während des Krieges.

1. Prag.

„Bitte, betrachten Sie uns nicht durch eine deutsche Brille“, waren die ersten Begrüßungsworte bei meiner Ankunft in Prag vor ein paar Wochen. — Ich war nicht wenig erstaunt, denn erst zwei Stunden vorher hatte ich, von Deutschland kommend, die Grenze passiert ohne die geringste Passformalität oder Zollvisitation; sichtlich macht man alle Anstrengungen, um bei den Reisenden den Eindruck hervorzurufen, daß es keine Grenzen mehr gibt zwischen Deutschland und seinem südlichen Verbündeten.

Die schöne Hauptstadt Böhmens, eine der entzückendsten Städte Europas, mit ihren hundert Zinnen und Türmen des Grabschins und der Kathedrale von St. Veit, schien in mittäglicher Einsamkeit zu schlummern, unbewegt dadurch, daß kaum 100 Meilen von der Grenze entfernt russische Kanonen donnern und russische Truppen österreichisches Territorium besetzt halten, von dem Böhmen einen Teil bildet. Die große Mehrzahl der Tschechen scheint einen russischen Erfolg zu erhoffen, zu ersehnen, — Verrätereie zu Kriegszeiten. So verbirgt man hier seine wahren Empfindungen unter einer Maske von Passivität, die man nur durch langandauernde Unterdrückung so leicht zu bewahren imstande ist.

Die böhmischen Tschechen, welche 70 % einer Bevölkerung von 7 Millionen ausmachen (der Rest besteht aus Deutschen und Juden), sind Slaven der Rasse, dem Temperament und den Sympathien nach. Sie lassen sich keine Gelegenheit entgehen, ihre slavische Abstammung zu betonen. Das Wiederaufleben der tschechischen Sprache und die Tatsache, daß die Tschechen den deutschen Einfluß an die Wand gedrückt haben, ist der große Stolz der leitenden Männer dieses Volkes. In keinem anderen Lande Europas flammt der nationale Geist so lodernnd, wie hier. Der Haß gegen die Deutschen und gegen alles, was auch nur entfernt mit dem Deutschtum zusammenhängt, grenzt schon beinahe an eine Art von Religion. Es ist der nationalisierte Geist der Rache, — der Rache für alles, was sie an Deutsche im Jahre 1620 verloren und seitdem durch sie erlitten haben. Der einzige Ehrgeiz und das Ziel jedes guten Tschechen besteht darin, alle Spuren der deutsch-österreichischen

Herrschaft, auch in den gewöhnlichsten Dingen, auszutilgen. Der Krieg hat in keiner Beziehung ihr Gefühl des Hasses, gemischt mit Verachtung, gegenüber den Wiener Autoritäten vermindert, noch ihre Furcht vor dem wachsenden Einfluß Deutschlands.

In Prag hatte ich die Empfindung, mich in einer Stadt zu befinden, die eher den Alliierten als ihren Feinden gehörte. Die Buchhandlungen stellen fast ausschließlich englische, französische und czechische Bücher in ihren Schaufenstern aus, französische Zeitungen werden auf den Straßen verkauft, und in den Restaurants wird französisch und englisch gesprochen. In dem großen sog. „Munizipalhaus“, einem Versammlungsort für nationalistische Propaganda, welches das größte und schönste Restaurant-Café der Stadt und einen Konzertsaal enthält, hört man niemals ein einziges deutsches Wort, selbst jetzt während des Krieges nicht, und mir wurde berichtet, Deutsche oder Deutschsprechende würden dort so schlecht bedient werden, daß sie niemals dort als Stammgäste anzutreffen seien. Beide mal, als ich es besuchte, war es gedrängt voll von jungen Czechen, die sich augenscheinlich der Aushebung entzogen hatten. Sie tranken da ihren Kaffee und sprachen über Politik, was der nationale Zeitvertreib ist.

Ich hörte vieles flüstern über die Verhaftung und Ausweisung von politischen Agitatoren, die zum offenen Widerstande gegen Wien aufgerufen hätten.

Ich kann feststellen, daß mehrere hervorragende Parteiführer nicht in Prag waren, wobei in einem Falle als Grund angegeben wurde — ich zitiere hier wörtlich — die Luft sei in diesem Jahre hier so ungesund, daß sie es für besser hielten, sich für einige Zeit zu entfernen.

Wegen des Regiments der „Eisernen Faust“, das noch in Böhmen am Ruder zu sein scheint, machten die Menschen, mit denen ich zusammentam, auf mich einen sehr mißtrauischen Eindruck. Ich fand, daß es ein auf Furcht begründetes Mißtrauen war. Ist einmal diese Furcht überwunden, nachdem man sich gehörig nach allen Seiten umgesehen und die Türen geschlossen hat, um sicher zu sein, daß die Wände keine Ohren haben, so sprechen sich diese Leute mit einer Aufrichtigkeit aus, die geradezu erstaunlich ist. Alle Czechen, mit denen ich sprach, schienen leidenschaftlich zu wünschen, daß ihre Ansichten bekannt würden, sofern nur ihre eigene Person aus dem Spiele bliebe.

„Unser einer Anspruch ist, ein autonomes Königreich zu werden. Wir sind das herrschende Volk in unserem Lande, wir müssen und werden eine Anerkennung unserer Stellung verlangen.“

Auf meine Frage, wie denn das zustande kommen solle, zuckte mein Gewährsmann die Achseln und entgegnete:

„Wir müssen unsere Zeit abwarten. Ich bin kein Befechter von extremen Maßregeln. Wir hoffen, daß Osterreich die Gerechtigkeit unserer Ansprüche und unser „korrektes“ Verhalten während des Krieges anerkennen wird.“

Meine weitere Frage, wie denn die Gefühle der Tschechen während des Krieges seien, erhielt eine Antwort, die augenscheinlich die Gefühle der gebildeten Mehrheit wiedergibt und nach der einem manches klar wird:

„Wir Tschechen und unsere Vettern, die Mähren, zählen im ganzen ungefähr $8\frac{1}{2}$ Millionen. Wir waren in keiner Weise befragt worden in bezug auf den Krieg. Wir haben keine einzige verantwortliche Vertretung im Ministerium des Auswärtigen oder einem anderen Zweige der exekutiven Regierung der österreichisch-ungarischen Monarchie. Wir waren über die Ereignisse nicht unterrichtet; der Krieg geht uns gar nichts an!“

Was die Tschechen unter einem „korrekten“ Verhalten in bezug auf den Krieg verstehen, ist für einen Ausländer sehr rätselhaft. Es schien mir mehr eine Art von passivem Widerstand, obgleich auch Akte, die als „Sabotage“ bezeichnet werden müssen, nicht gerade fehlten. Es wurde in Prag zugegeben, und ich hörte es auch in anderen Teilen der Monarchie bestätigen, daß bei mehreren Gelegenheiten die tschechischen Truppen ihre Waffen ohne Kampf niedergelegt haben. Eine verantwortliche Persönlichkeit unterrichtete mich davon, daß die Sokol-Gesellschaften, die angeblich zur Pflege des Turner- und anderer Sports da sind, wenn auch mit dem ausgesprochenen Zweck der Förderung der tschechischen Propaganda, alle ihre Mitglieder, welche zum Militärdienst einberufen werden, mit einer bestimmten Erkennungsformel versehen, und daß diese, wenn sie z. B. von den Serben gefangen genommen werden, nicht interniert oder in irgend einer Weise als Kriegsgefangene behandelt werden. Es war in Prag weit und breit bekannt, in manchen Kreisen direkt zugegeben, daß 8000 Tschechen, die mit dieser Formel versehen an der serbischen Kampagne teilnahmen, welche mit einem solchen Fiasko für Österreich endigte, ihre Waffen ohne Kampf gestreckt haben und von den Feinden als Brüder willkommen geheißen wurden. Der Umstand, daß vor meiner Ankunft in Prag die Sokols unterdrückt worden waren, macht dieses Gerücht noch glaubwürdiger. — Mir wurde von anderer Seite erzählt, daß tschechische Regimenter, deren Offizierskorps gewöhnlich aus Deutsch-Böhmen oder Österreichern besteht, kurzen Prozeß mit ihren Offizieren gemacht haben, indem sie sie einfach niederschossen, sobald sie ihrem Wunsche, sich zu ergeben, abgeneigt zu sein schienen.

Die Art, wie die böhmischen Tschechen imstande waren, sich über dieses reiche und fruchtbare Land auszubreiten, indem sie mehr und mehr von dem Territorium gewannen, das von den Deutschen bewohnt war, bietet eines der charakteristischsten Beispiele, das in Europa gefunden werden kann, für das Erwachen des nationalistischen Geistes. Es muß daran erinnert werden, daß Böhmen vollständig germanisiert worden war, daß die tschechische Sprache nur von Bauern gesprochen wurde, daß Prag selbst eine deutsche Stadt geworden war, während es jetzt zu 95 % tschechisch ist. Die erfolgreichen Anstrengungen, die in den letzten 30 Jahren gemacht worden sind, um die deutsche Kultur

und Herrschaft abzuschütteln, erscheinen geradezu unglaublich. „Wenn ein Czeche eine Deutsch-Böhmin heiratet, ist die Sprache des Hauses stets ausschließlich czechisch, die Kinder werden in czechischen Schulen erzogen und werden Czechen; aber, was überraschender ist, wenn eine Czechin einen Deutsch-Böhmen heiratet, ist ganz dasselbe der Fall, und in weitem Maße ist unser rapidcs Wachstum diesem Umstand zuzuschreiben“, war die mir gegebene Erklärung. Sogar in den Häusern des böhmischen Adels, der viele Jahre in Wien gelebt hatte und germanisiert worden war, wird jetzt wieder czechisch gesprochen.

Heute nimmt die deutsche Bevölkerung nur einen schmalen Saum längs den Grenzen des Königreiches ein, doch dank der Unterstützung, die den Deutschen von Wien aus zu teil wird, bilden die deutschen Elemente noch die große Mehrzahl der Beamtenklasse. Der Kampf um die Suprematie zwischen dem deutschen und czechischen Element innerhalb der Grenzen des Landes ist nicht nur der Grund zu ernstcn Unruhen gewesen, sondern hat den Czechen auch viele weitere Auswege verschlossen, die von der äußersten Wichtigkeit für sie sind. — Nichts kann die Ungerechtigkeit im Vorgehen gegen die Czechen besser kennzeichnen, als die Tatsache, daß die czechische Sprache noch nicht völlig als offiziell anerkannt ist. Das ist der Grund von bitterem Mißvergnügen und besonders ärgerlich bei der Gesetzgebung. Ich befragte einen einflußreichen Deutsch-Böhmen in Prag, der enge Beziehungen zur Regierung hatte und für gut informiert galt, was die Gründe für eine so augenscheinlich falsche Politik seien. Die Antwort ist charakteristisch für die Haltung Wiens: „Wir können nicht alle Forderungen auf einmal erfüllen. Es ist unser Ziel, das Volk zu beschäftigen. Mögen sie ringen um ihre Sprache und nationale Wiedergeburt! Je mehr das ihre Gemüter beschäftigt, um so weniger werden sie ihre Aufmerksamkeit vitaleren politischen Zielen zuwenden.“

Für die Czechen wie für die Kroaten, Serben und Rumänen Südosteuropas ist der von den Alliierten geführte Krieg ein Befreiungskrieg. „Ebenso wie das verfllossene Jahrhundert die persönliche Freiheit sicherstellte, so wird das gegenwärtige uns die Unabhängigkeit der Rassen bringen“, ist ihr fester Glaube. Doch scheint die czechische, und ganz speziell die Prager Bevölkerung, zu sehr in ihre eigenen Angelegenheiten vertieft zu sein, die von lokaler oder sekundärer Bedeutung sind. Für einen Fremden ist die Tatsache am bemerkenswertesten, daß für die Czechen die Gegenwart nicht vorhanden zu sein scheint. Sie leben in der Vergangenheit und in der Zukunft. Sogar in diesen bedeutungsvollen Tagen verbringen sie ihre Zeit entweder mit der Rekonstruktion des vergangenen Ruhms oder träumen von den Dingen, die kommen sollen. Die Schlacht am Weißen Berge, die vor drei Jahrhunderten stattfand und der böhmischen Unabhängigkeit ein Ende machte, ward mir mit mehr Gefühl und Anteilnahme erzählt, als die frischesten Nachrichten aus Flandern oder von der Ostfront.

Diese augenscheinliche Unstimmigkeit kann zum Teil dadurch erklärt werden, daß die Czechen, in unzählige kleine Aliquen zerspalten, unfähig zu sein scheinen, sich auf eine bestimmte Politik, die sie verfolgen sollen, zu einigen. Persönlicher Ehrgeiz, kleinliche Eifersucht, aber vor allem das Fehlen eines kräftigen Führers lassen die Böhmen sich winden in den Irrgängen der widersprechendsten Pläne. Es ist unzweifelhaft ein Mißtrauen und folglich eine pessimistische Haltung gegenüber aktiven, positiven Maßregeln vorhanden. Dies wird direkt durch eine Bemerkung veranschaulicht, die mir in Prag gemacht wurde: „Wenn die Russen näher als 10 Meilen vor Prag stehen, wird jeder Mann, jede Frau und jedes Kind ihnen entgegen gehn und ihnen eine königliche Begrüßung bieten. Aber bis sie innerhalb der Entfernung eines Kartätschenschusses sind, wird unsere Haltung unverändert sein.“

Dieser Opportunismus, mit dem die Czechen den kommenden Ereignissen entgegen gehen, veranlaßte mich zu fragen, was denn die Czechen für sich erwarten, wenn der Krieg für die Alliierten einen günstigen Ausgang nimmt. Zu meiner Überraschung wünschte kein einziger das Habsburgische Regiment abzuschütteln. Daß nach dreihundert Jahren der Unterdrückung die Czechen nicht von einer, wenn auch nur nominellen, Zugehörigkeit zur Doppelmonarchie befreit zu werden wünschen, scheint mir unerklärlich. — Ihre Argumente sind folgende: Obgleich wir ethnographisch und geographisch ein einiges Volk sind, so hat die Erfahrung uns doch gelehrt, daß wir nicht stark genug sind, um allein dazustehen. Wir wünschen uns eine nationale Freiheit, die auch unter einem Habsburgischen Regiment möglich ist, so wie Ungarn sie heute hat. — Wir wünschen unbehelligt in der Entwicklung unseres politischen, bürgerlichen und kulturellen Lebens innerhalb unserer Grenzen zu leben. Wir wünschen volle Vertretung in den Regierungsinstitutionen der Monarchie, aber in Angelegenheiten der Landesverteidigung und der Finanzen wird Böhmen in bundesstaatlichem Verhältnis zu Österreich-Ungarn viel stärker dastehen, als wenn es selbständig wäre und jeder Drohung seitens seines nördlichen Nachbars, Deutschlands, ausgesetzt.“ In diesen Bemerkungen kennzeichnet sich mehr das Überwiegen eines Kampfes für völkische Unabhängigkeit, als ausgesprochener Ehrgeiz nach staatlicher Souveränität. Ich fand in Prag keine internationalen Gesichtspunkte, d. h. kein Programm für die Begründung eines Königsreichs oder gar einer Republik Böhmen. Das soll nicht heißen, daß solche Programme nicht existieren. Wenn man daran erinnert, daß ein vereinigtes Reich, das Böhmen, Mähren und die angrenzenden slowakischen Provinzen umfaßt, ein Gebiet vorstellen würde, das viel reicher, fruchtbarer und bevölkerter wäre als irgend einer der existierenden Balkanstaaten, oder sogar als einige von den kleineren Staaten Europas, so ist dieses Fehlen einer internationalen Orientierung möglicherweise mehr scheinbar als wirklich.

2. Wien.

Wenn die Österreicher von ihren Offizieren eine sehr geringe Meinung haben, so muß man doch annehmen, daß die in Reih und Glied marschierenden Soldaten ihr Stolz sind. Während ich auf einer Seitenstraße in der Nähe des Rings spazieren ging, begegnete ich einem Bataillon, das Abschied nahm, um an die Front zu ziehen. Jedes Fenster zu beiden Seiten der Straße war besetzt mit lächelnden Frauengesichtern, während Fächer-schwenken und lauter Applaus die vorüberziehenden Soldaten begrüßte. Sie marschierten vorbei, an der Spitze eine Musikkapelle, die begeisternde kriegerische Weisen spielte, gefolgt von einer Abteilung Skiläufer, mit ihren langen Skis über der einen Schulter, die Flinte über der anderen, die Rucksäcke zum Bersten voll geladen und so schlecht ausbalanciert, daß die Leute kaum fähig schienen, die ihnen aufgebürdete Last zu tragen. Der Rest des Bataillons hatte ein besseres Aussehen, obgleich ihre leichten grauen Überzüge schlecht im Saum gefalten, am unteren Rande unegal abgeschnitten und außerdem nicht gefäumt waren, was ihnen ein liederliches Aussehen verlieh. Ihre Größe war über dem Durchschnitt, doch ihre Gesichter erschienen blaß und mager. Sie zogen vorbei, ohne Interesse für die Ovationen, deren Gegenstand sie waren. Viele trugen an ihren Mützen einen kleinen Streifen weißen Zeugs, was bedeutet, daß sie schon im Feldzuge gedient hatten und als invalid nach Hause entlassen worden waren, weil sie verwundet oder sonstwie disqualifiziert waren. Das ist eine der Unregelmäßigkeiten oder Anomalien des österreichischen Systems, denn ein gemeiner Soldat muß in der möglichst kürzesten Frist zur Front zurückkehren, ohne daß ihm genügende Zeit zur Wiederherstellung seiner Gesundheit gelassen wird, während ein Offizier unter den wichtigsten Vorwänden sich einen achtwöchentlichen Krankheitsurlaub sichern kann.

Es ist sehr lehrreich, die österreichischen Verlustlisten zu lesen, da sie die Haltung der leitenden Kreise zum Kriege zeigen. Kaum je weisen sie einen allgemein bekannten Namen auf. Unter der Aristokratie hat es faktisch keine Gefallenen gegeben. Es ist die Wahrheit, daß der Stamm der österreichischen Offiziere sich aus den mittleren und noch niedrigeren Klassen rekrutiert. Von den Truppen aber schienen die meisten, so weit ich darüber urteilen kann, mit Enthusiasmus in den Krieg zu ziehen, besonders die Tiroler, die mit außerordentlicher Tapferkeit gekämpft haben sollen. Ein Wigbold bemerkte zu mir: „Wenn wir General Joffre als Anführer gehabt hätten, so würden wir jetzt im Herzen von Kleinrußland sein.“

Von allen österreichischen Generalen scheint der einzige, dem ein mehr als vorübergehendes Lob gezollt wird, General Conrad von Hözendorf, der Chef des Generalstabs, zu sein. In den Schaufenstern Wiens fallen General von Hindenburg und andere deutsche Heerführer viel mehr in die Augen, als die österreichischen militärischen Führer. Wo immer ich deutsche Offiziere

und Soldaten in Österreich traf, konnte ich bemerken, daß sie Gegenstand besonderer Ehrerbietung und Aufmerksamkeit waren. In einem Tramwagen sah ich einen Herrn aufstehen und seinen Platz einem deutschen Offizier anbieten.

Der allgemeine Eindruck, den ich in Wien empfing, war der, daß die Bevölkerung — d. h. die wenigen, welche der Sache überhaupt ihre besondere Aufmerksamkeit zuwandten, — nur daran dachten, den Krieg so bald als möglich hinter sich zu haben, obgleich von niemandem eine Meinung darüber geäußert wurde, wie lange er etwa dauern könnte, und ich wenig oder gar keine Spekulationen über seine Resultate äußern hörte. Es machte auf mich einen großen Eindruck, daß dem Wiener der Krieg zum großen Teil eine Tagesunterhaltung ist, welche viele schon als einen Teil ihres Lebens empfinden, — sie haben sich an ihn gewöhnt und mit ihm ausgesöhnt.

Alle äußeren Formen des politischen Lebens scheinen in Wien aufgehört zu haben; alle Parteien sind mehr zu interessierten Zuschauern, als zu Teilnehmern am Kampfe geworden, wobei jeder auf die Gelegenheit lauert, seine eigenen Interessen zu fördern. Der Wechsel in den Ministerien und anderen Beamtenkreisen, welcher beständig stattfindet, beweist allein, daß die politische Intrigue weiter spielt; die Neuangestellten haben als Vertreter der Regierung keine weitere Bedeutung.

Das einzige Element in Wien, welches am meisten der wirklichen Lage entsprechend zu leben scheint, sind die Juden. Weder Polen noch andere Slaven oder Deutsche geben die heutige Gemütsverfassung der Österreicher auch nur halb so gut wieder, wie die Juden. Denn in diesem Lande der vielen Völker haben die Juden sich die Traditionen ihrer Rasse fast noch stärker als ihren religiösen Eifer bewahrt. Biegsam, weitblickend, intelligent, wie er sich im Handel mit einer Rasse von Grandseigneurs zeigt, arbeitet der Jude für alle Parteien, aber am meisten für sich selbst und ist jederzeit zu Kompromissen bereit, wenn er dabei die Aussicht auf ein gutes Geschäft für sich hat. Das ist die wahre Haltung der Wiener zu dem Kriege.

Nichts kann das besser veranschaulichen als der Wiener Standpunkt gegenüber Italien. Als ich in der Stadt verweilte, war gerade die Rede von der Übergabe des Trentino an die Italiener: „Der Verlust dieser Provinzen würde uns gar nicht so viel ausmachen, aber wenn Italien sie braucht, so muß es dafür bezahlen, oder uns etwas dagegen geben,“ bemerkte zu mir eine gutunterrichtete Persönlichkeit. Als ich einwendete, daß Italien dadurch doch von einem Angriff auf Österreich zurückgehalten werde, schien das keine genügende Antwort zu sein; „Wir müssen dabei ein gutes Geschäft machen und sind sehr bereit zu Unterhandlungen, aber bloße Versprechungen sind nicht genügend; wenn Italien Wünsche hegt in bezug auf diese Provinzen, so muß es mit etwas Substanziellerem bezahlen,“ schloß er. Daß Österreich den Stoß eines italienischen Einfalls aushalten müßte, was einer Zertrümmernng des Kaiserreichs gleichkommen könnte, scheint von geringerer Bedeutung

als daß der Vorteil vom österreichischen Standpunkte aus nicht verlockend genug erscheine. Die ganze Politik der Doppelmonarchie scheint auf diesem Prinzip des Austausch, der kleinen Vorteile und Kompromisse zu basieren.

Das Gefühl der Unverantwortlichkeit, das in Wien alle Gesellschaftsklassen durchdringt und auf den Besucher einen größeren Eindruck macht als irgend ein anderer Umstand dort, ließ mich nach den Gründen dieser Erscheinung forschen, die doch andere sein müssen, als bloßer „Leichtsinn“, auf den die Wiener selbst so stolz sind. Meine Nachforschungen brachten mich zu der Schlussfolgerung, daß der Krieg nicht in Wien gemacht, das famose Ultimatum an Serbien nicht da aufgesetzt worden ist. Tatsächlich fand ich in Österreich keinen Mann in wichtiger Stellung, der mir fähig zu diesem Schriftstück erschien, das die Krisis beschleunigt hat. — Die Gestalt des Kaisers Franz Joseph ist von der Bildfläche verschwunden, obgleich die dynastischen Prinzipien seines Hauses scheinbar ungestört weiter bestehen. Ich sprach mit mehreren Personen, die Seine Majestät kürzlich gesehen hatten. Es wurde mir erzählt, daß er, abgesehen von einer starken Abmagerung, sich doch merkwürdig wohl befände und sich noch bis zu einem gewissen Grade mit den Staatsgeschäften abgebe. —

Das Wesen der ganzen Sache ist, daß Wien eine leere Schale bedeutet. Während die militärischen Angelegenheiten in weitem Maße unter der Kontrolle Berlins stehen, wird die Hauptstadt der Habsburger — in absentia — von einem anderen, seinem Geiste, seinen Traditionen und Gewohnheiten nach verschiedenen Völkern, den *Magnaren*, beherrscht. —

3. Budapest.

Der Gegensatz zwischen Wien und Budapest ist in die Augen springend. Während Wien apathisch, unbeteiligt erscheint, ist die ungarische Hauptstadt voller Tätigkeit und lebendigen Interesses. Man muß Budapest besuchen, um einen Begriff davon zu bekommen, wie populär ein Krieg sein kann. Rein einziger begrüßt einen dort mit den Worten: „Wir hatten den Krieg nicht nötig, . . . wir haben den Krieg nicht angefangen,“ wie ich es beständig in anderen Städten hörte. Im Gegenteil, alle versichern freudig, daß es ihr Krieg sei und daß sie den Konflikt zum Ausbruch gebracht hätten. Daß seine Flammen ganz Europa ergriffen haben und daraus der größte Krieg wurde, den die Welt je gesehen hat, scheint jedes magyarische Herz mit Stolz zu erfüllen. Dieser Überschwang berührt den Besucher wie ein Hauch frischer Bergluft nach der dumpfen Atmosphäre Wiens. Denn die Magnaren haben sich als das einzige starke Element in dem ganzen Reich der Habsburger erwiesen.

Ungarn, — es muß daran erinnert werden — ist tatsächlich ein unabhängiges Land, das aus militärischen und diplomatischen Gründen durch gegen-

seitige Übereinkunft mit der österreichischen Monarchie unter einem gemeinsamen Herrscher vereinigt ist. Wien ist offiziell die Hauptstadt und der Sitz des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, aber jeder Posten von Bedeutung in dieser Behörde ist von Magnaren besetzt, einschließlich des Ministers selbst, welcher seine Instruktionen von dem Haupt der Regierung in Budapest empfängt, so daß tatsächlich jetzt Budapest die wahre Hauptstadt der Doppelmonarchie ist. Roh, mitleidlos, herrisch, bilden die Magnaren, welche eine Minorität in ihrem eigenen Lande sind, indem sie nicht einmal die Hälfte einer Gesamtbevölkerung von 20 Millionen ausmachen, in der gegenwärtigen Krisis die Quelle all der Stärke, die sie für dieses große Ereignis aufgespart haben. Denn für sie ist jetzt die Gelegenheit gekommen, nach der sie schon längst ausschauten, zur Verwirklichung ihrer Träume von einer magyarischen Vorherrschaft, nicht allein über die vielsprachige Bevölkerung, die das geographische Gebiet Ungarns von den Karpathen bis zur Adria bewohnt, sondern auch über alle die habsburgischen Länder, und vor allen Dingen über Wien selbst. Denn die Ungarn haben keine Duldung für die Österreicher oder die Schwankungen der österreichischen Diplomatie; in der Unterhaltung mit ihnen wird Österreich selten, wenn überhaupt, erwähnt.

„Wir stehen allein Deutschland an moralischer Kraft nach.“ „Deutschland ist unser Verbündeter.“ „Wir fühlen uns selbst in Übereinstimmung mit Deutschlands Ideen und Idealen“, — diese oder ähnliche Phrasen wurden mir gegenüber oft wiederholt und scheinen genau die Meinung der herrschenden Klassen auszudrücken, obgleich es wahrscheinlich ist, daß ihre ausgesprochene Freundschaft mehr auf Politik, als auf Verständnis oder wirklicher Sympathie für deutsches Wesen beruht. — Der Krieg, durch ungarische Augen gesehen, kann nur einen einzigen möglichen Ausgang haben. Sie haben einen Feind, und nur einen einzigen. Keine komplizierten Probleme scheinen ihre Aufmerksamkeit davon abzulenken, ihre volle Energie auf die Bekämpfung dieses einen Feindes, — Rußlands — zu konzentrieren. Die Russophobie ist bei den Magnaren keine unbestimmte Hypothese; sie ist etwas ganz Reales, das für einen Fremden schwierig zu fassen ist. Rußland ist den Magnaren die Pflanzstätte des Panславismus, nicht allein in Serbien, sondern auch innerhalb der Grenzen Ungarns selbst. Daß die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand den Magnaren die Gelegenheit dazu gab, nach der sie suchten, ist eine der größten Unstimmigkeiten der Geschichte. Ich fand in Ungarn ein Gefühl der größten Erleichterung darüber, daß der Erzherzog, der das einzige Hindernis auf dem Wege zur magyarischen Vorherrschaft in der Doppelmonarchie bildete, von dem Schauplatz der Ereignisse beseitigt wurde.

Die Gerüchte darüber, daß die magyarischen Führer imstande waren, die Deutschen davon zu überzeugen, daß in der Doppelmonarchie sie allein stark genug seien, um von effektivem Nutzen zu sein, scheinen wohl begründet zu sein. Von einer Person in leitender Stellung wurde mir erzählt, daß der

Entschluß der Deutschen, den Feldzug auf der Ostfront kräftig zu führen, in hohem Grade durch Winke von Budapest aus beeinflusst wurde, weil nämlich ein Vordringen der Russen über die Karpathen die Zertrümmerung der Doppelmonarchie und, was mehr in Betracht kam, des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses bedeuten würde. Von dem Kriege gegen England und Frankreich dringt nur ein ferner Widerhall bis nach Budapest. Man fühlt England gegenüber keine Feindschaft. Im Gegenteil — die Magyaren behaupten, sogar in jetziger Zeit, ein eigentümliches Band zwischen sich und den Engländern zu fühlen. Wie jemand es ausdrückte: „Unsere Freunde, die Engländer, die momentan unsere Feinde sind.“ Die Magyaren sind sehr stolz auf ihr Vandleben, welches, wie sie glauben, sich eng an das englische Vorbild anschließt, und ihre Pferdeliebhaberei ist ein anderer „Trait d'union“.

Das Leben in der Stadt scheint ganz wie gewöhnlich zu verlaufen. Die Straßen und Bergnügungsorte sind recht belebt, obgleich die Abwesenheit von Offizieren in auffallendem Widerspruch zu Wien steht. Die ungarischen Regimenter, besonders die „Honved“-Regimenter (Landwehr), haben sich heroisch gehalten, und die berühmten Nadasdy-Husaren haben sich mit Ruhm bedeckt, wie mir gesagt wurde. Ich sah den Bestand eines solchen Regimentes, und obgleich ich überrascht war, daß sie augenscheinlich keine Felduniform haben und scharlachrote Hosen und goldene Riemen tragen, auch wenn sie in Aktion treten, so machten doch ihre glänzende soldatische Erscheinung und ihre ausgezeichnete Haltung auf mich den günstigsten Eindruck. —

Budapest stellt einen Schauplatz von großer militärischer Tätigkeit dar. Ich fühlte, daß ich nahe von dem Kriegsschauplatz war, denn die Möglichkeit des Vorrückens der Russen gegen die Stadt wurde wiederholt erwähnt. Die Museen hatten ihre wertvollsten Sammlungen in Sicherheit gebracht, und auch sonstige Verteidigungsmaßregeln waren getroffen worden.

Unzweifelhaft ist in der ungarischen Hauptstadt eine gewisse Unruhe in Bezug auf Rumänien vorhanden. Während ich mich in der Stadt aufhielt, wurden Berichte über Rumäniens Eingreifen auf Seiten Rußlands vielfach verbreitet, und jeder Magyare empfand den Ernst einer solchen Eventualität. Jedoch fand ich in allen Klassen der Bevölkerung das Vertrauen, daß die Regierung die Situation beherrschen würde. Wenige Tage später begannen deutsche Truppen durch Budapest zu ziehen, deutsche Offiziere die Cafés und Hotelkorridore zu füllen. Die Magyaren atmeten auf. Ihr Vertrauen zur Regierung war ganz am Platze gewesen. Die rumänische Gefahr ging vorüber.

Die Selbstverständlichkeit, mit der man mehr Vertrauen in die Regierung als in die militärischen Autoritäten setzt, ist eine der charakteristischsten Erscheinungen in der Lage Ungarns. Denn in Friedenszeiten sind die Parteibestrebungen und Parteikämpfe hier härter und ungebändigter, als in irgend einem anderen Lande Europas. Zur Zeit scheinen, äußerlich wenigstens, alle Zeichen der Zwietracht verschwunden zu sein. Und während des gegenwärtigen

Krieges ist hier allein die Leitung der Geschäfte ausschließlich den Zivilchargen anvertraut. Dieses ist leichter zu verstehen, wenn man bedenkt, daß für die Magyaren die Regierung, welche jetzt die Macht hat, nicht in einem Kabinett oder einer bestimmten Politik, sondern in der Persönlichkeit eines einzigen Mannes, des Premierministers Grafen Tisza, besteht. Die Stellung, welche der Graf Tisza in den Angelegenheiten der Doppelmonarchie einnimmt, ist ohne Parallele. Er scheint die einzige überragende Persönlichkeit zu sein, welche durch ihre untadelhafte Haltung imstande ist, die unruhigen Elemente innerhalb des eigenen Landes im Zaum zu halten.

Graf Tisza ist seinem Wesen nach ein Mann der Tat, welcher in der Gegenwart und für die Gegenwart lebt. Er gibt sich nicht vagen Spekulationen oder Erwägungen der Möglichkeiten hin. Konkret, unpersönlich, ungestüm, absolut, weiß er einen Weg, und nur einen einzigen, um sein Ziel zu erreichen. Ein glühender Calvinist in einem Lande, in dem der Adel hauptsächlich römisch-katholisch ist, kann er seinen Calvinismus mit Quellen, Steeple-chases und dem Besitz eines Rennstalles vereinigen. Obgleich er ein Konservativer ist, der glaubt, daß „die Regierung aus Eisen die Regierung Gottes“ ist, hielt er seine Macht mittels einer sogenannten „Arbeitspartei“ aufrecht, welches ein Pseudonym für die alte liberale oder dualistische Partei ist, und mit einer einzigen kurzen Unterbrechung Ungarn seit 1867 regiert hat. — Glühend gehaßt von seinen zahlreichen politischen Gegnern, verhält er sich passiv zu ihren Spöttereien während längerer Zeiträume, und richtet sich dann plötzlich mit aller Kraft zur Herrschaft auf. Er hat seine Gegner aus dem Parlament hinausgeworfen und viele von ihnen zum Duell herausgefordert und verwundet. Trotzdem ist er ein guter Familienvater und interessiert sich sehr für seinen ausgedehnten Grundbesitz, denn er ist viel mehr ein Landadelmann als ein Aristokrat. Er erbte seinen Titel von einem Oheim. Von seinem Vater, Koloman Tisza, welcher 15 Jahre lang Premierminister von Ungarn war, übernahm er die wichtigste Richtlinie seiner Politik, die Magyarisierung Ungarns. Dies scheint auch Graf Tiszas Lieblingsziel zu sein. Indem er darauf ausging, hat er fraglos die nicht-magyarische Bevölkerung des Königreichs sich verfeindet, aber andererseits die Stellung der Magyaren nicht nur in ihrem eigenen Lande, sondern in den Österreich-Ungarn gemeinsamen Angelegenheiten sehr gestärkt.

Es ist, wie ich glaube, überall die Persönlichkeit des Grafen Tisza selbst, die die verhältnismäßig überwiegende Stellung der Magyaren in den Beratungen der deutsch-österreichisch-ungarischen Allianz zustande gebracht hat. Es hat den Anschein, als ob der deutsche Kaiser, da kein großer Mann am deutschen Horizont aufgetaucht ist, am liebsten direkt mit dem ungarischen Premierminister verhandelt, in dem er die Eigenschaften eines großen Staatsmannes vorfindet.

Bei der richtigen Einschätzung der Stellung Deutschlands und Österreich-

Ungarns nach sieben Monaten des Krieges muß man nicht außer acht lassen, daß fast die ganze Last der militärischen Verantwortlichkeit auf den Schultern Deutschlands ruht. Andererseits verläßt sich Deutschland auf Budapest, daß es instande sein wird, den Frieden mit den Balkanstaaten aufrechtzuerhalten. Beim Ausspielen von Bulgarien gegen Rumänien, beim Heranziehen einer verhältnismäßig großen Menge deutscher Streitkräfte in die Nähe der rumänischen Grenze in einem kritischen Augenblick, und durch eine Reihe ähnlicher Maßregeln ist der ungarische Minister bisher fähig gewesen, seiner Aufgabe gerecht zu werden. Sollten auf Deutschlands Veranlassung Versuche gemacht werden, die Italienische Neutralität mittels territorialer Konzessionen auf Kosten Österreichs zu erkaufen, so erwartet man ebenfalls, daß die ungarische Regierung etwas zur Sicherung der österreichischen Zustimmung ersinnen wird, mit der Bedingung, daß die territoriale Integrität Ungarns erhalten bleibt. —

Die österreichischen Absichten hörte ich niemals erwähnen. Der allgemeine Eindruck, den ich empfang, war der, daß in der Doppelmonarchie viele empfinden, Österreichs ehrgeizige Absichten und Pläne kämen gegenüber denjenigen der beiden anderen Verbündeten erst in zweiter Linie in Betracht. Österreich wird den Krieg teuer bezahlen müssen, einerlei was dabei herauskommt; so wenig als möglich zu verlieren, scheint seine Haupt Sorge zu sein.

Vom magyarischen Standpunkt aus scheint die Errichtung eines unabhängigen Königreichs Polen, einschließlich Galiziens, als Bufferstaat zwischen Rußland und Ungarn, von der äußersten Wichtigkeit zu sein. Dem ist möglicherweise die gleichgültige Haltung zuzuschreiben, welche die Monarchie gegenüber dem Schicksal Galiziens einnimmt. Unter den Magnaten scheint volles Vertrauen zu herrschen, daß dieses Programm mit Hilfe Deutschlands ausgeführt werden wird.

Schwieriger ist es, die Lage Deutschlands selbst summarisch zu schildern. Obgleich scheinbar an Kraft unvermindert, ist doch wohl das Tragen der Kriegslast nicht allein auf seinen beiden eigenen Fronten, sondern auch in den abgelegeneren Teilen der Doppelmonarchie — eine größere Aufgabe, als man geglaubt hatte. Die Deutschen hatten erwartet, daß die österreichisch-ungarischen Streitkräfte nicht allein ihre eigenen Linien behaupten würden, sondern auch sonst einen wirksamen Beistand leisten würden. Daraus folgt naturgemäß eine scharfe Kritik der Österreicher, sogar unter dem deutschen „Volk“, und die Österreicher werden im allgemeinen als ein „Klog am Bein“ angesehen.



Aus dem baltischen Rechtsleben.

Von Prof. Dr. A. Freih. v. Freytagh-Loringhoven (Jurjew).

1. Ein Gedenktag.

Am 1. Juli 1915 vollendet sich ein halbes Jahrhundert seit dem Tage, da der das Privatrecht enthaltende Dritte Teil des Provinzialrechts der Ostseegouvernements in Kraft trat. Trotz der Bedeutsamkeit dieses Gedenktages darf man wohl kaum erwarten, daß er in irgend einer Weise festlich begangen werden wird. Selbst wenn bis dahin der Friede geschlossen sein sollte, werden weder die äußeren Umstände, noch die im Lande herrschende Stimmung einer Jubelfeier günstig sein. Wenn eine alte Feste dem Abbruch verfallen ist, mag niemand sich freudig des Tages erinnern, da sie einst durch einen neuen Pfeiler gestützt wurde.

Doch die Ungunst der Zeiten soll uns nicht hindern, das Werk zu würdigen, das fast zwei Menschenalter hindurch die Grundlage unseres Rechtslebens bildete. Unser Provinzialrecht, mag es jetzt auch, zusammen mit den anderen Errungenschaften einer sieben Jahrhunderte alten Kultur, dem Untergange geweiht sein, verdient es, daß wir seiner dankbar gedenken.

In der öffentlichen Meinung der Ostseeprovinzen steht es mit Recht in hoher Schätzung. Gelegentlich wird es selbst überschätzt. Das erklärt sich in erster Linie wohl aus dem Umstande, daß zum Vergleich meist der X. Band des Swod Sakonow, das geltende russische Zivilrecht, herangezogen wird. Diesem ist es unstreitig weit überlegen, und auch unter den russischen Juristen wird sich keiner finden, der das nicht zugäbe. Über die Minderwertigkeit des X. Bandes haben nie Zweifel bestanden; sie wird in der Fachliteratur unumwunden zugestanden und sie ist in der denkbar entschiedensten Weise in einem Immediatbericht des Justizministers Nabokow vom Jahre 1882 betont worden. Tatsächlich wurde denn auch in demselben Jahr eine Kommission niedergesetzt, die den Auftrag erhielt, den Entwurf eines neuen Zivilgesetzbuches auszuarbeiten.

Die Mängel des X. Bandes lassen sich zu einem nicht geringen Teil aus dem Fehlen wissenschaftlicher Vorarbeiten und aus gewissen äußeren Umständen erklären, die mit dem Gang der Kodifikationsarbeiten in Zusammenhang standen. Mit solchen Schwierigkeiten hatten die Kodifikatoren des baltischen Privatrechts nicht zu kämpfen, und schon deshalb verbietet sich ein Vergleich zwischen dem X. Bande und dem III. Teil. Wenn wir vergleichen wollen, müssen wir unser Recht an westeuropäischen Kodifikationswerken messen. Und da muß allerdings zugestanden werden, daß wir es nicht auf eine Stufe mit den großen Gesetzgebungen stellen können. Es ist weder dem Allgemeinen Preussischen Landrecht und dem Code civil ebenbürtig, noch dem Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch und dem Schweizerischen Zivilgesetzbuch. Sie alle

überragen es weit, inhaltlich wie formell. Allenfalls steht es ungefähr auf einer Stufe mit den Kodifikationen und Kodifikationsentwürfen einiger kleinerer Staaten, die gleichfalls um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden, wie etwa das Sächsische Bürgerliche Gesetzbuch, der Bayerische Entwurf, einige kantonale schweizerische Gesetzbücher.

Das darf nicht Wunder nehmen. Im Gegenteil, es wäre ein allzu glücklicher Zufall gewesen, wenn sich unter den wenig zahlreichen baltischen Juristen ein Svarez oder Pothier gefunden hätte oder ein Mann von der Genialität Hubers, des Schöpfers des Schweizerischen ZGB. Und ebenso wenig war es denkbar, eine vielköpfige Kommission aus so hervorragend kenntnisreichen und tüchtigen, wenn auch nicht schöpferisch begabten Männern zu bilden, wie die, die das Deutsche BGB. ausarbeiteten. Ein kleines Land, wie das unsere, mußte sich mit Geringerem begnügen. Es mußte und es durfte zufrieden sein, daß es einen Mann hervorgebracht hatte, wie Friedrich Georg von Bunge, der, ohne an die ganz Großen in seiner Wissenschaft heranzureichen, durch tiefgründige Kenntnisse und gewissenhaften Fleiß wie wenige geeignet war, das ihm aufgetragene Werk zu vollenden. Und auch das Werk selbst verlangte keinen schöpferischen Geist, ja, es hätte ihn nicht geduldet. Denn es sollte nicht neues Recht geschaffen werden, das der Zeit die Wege gewiesen hätte, es sollte nur das geltende Recht gesammelt und formuliert werden.

Das war eine Aufgabe, von deren Schwierigkeit der nicht Sachkundige sich kaum eine Vorstellung machen kann. Es galt aufzuhellen, wie weit die alten einheimischen Quellen, Mittleres Ritterrecht, Estländisches Ritter- und Landrecht, Kurländische und Piltenische Statuten, Stadtrechte, noch in Geltung standen, wie weit sie durch polnische, schwedische und russische Gesetze verändert, wie weit das römische Recht eingedrungen war, welche gewohnheitsrechtlichen Normen sich neu gebildet hatten. Ein ungeheures Material war es, das hier gesichtet und geordnet und in ein festes System gebracht werden mußte. Und erwies sich eine Bestimmung als noch in Kraft befindlich, so war der Kodifikator gebunden, ebenso wie er andererseits nicht befugt war, ihm noch so notwendig erscheinende neue Normen in den Entwurf hineinzutragen. Freilich wurden einzelne Zweifelsfragen auf gesetzgeberischem Wege neu geregelt. Doch das vermochte den Gesamtcharakter der Bunge obliegenden Arbeit nicht zu ändern. Er war und blieb an das geltende, schon damals vielfach veraltete Recht gebunden.

Noch eines erschwerte seine Arbeit auf das Äußerste. So klein das baltische Land war, hatte doch auch in ihm die deutsche Neigung zu partikularistischer Entwicklung Ergebnisse gezeitigt, die bei aller historischen Berechtigung vom Standpunkt der Gegenwart aus fast wunderbar genannt werden müssen. Freilich konnte man von einem gemeinen baltischen Privatrecht reden, da schließlich alles Recht auf denselben römisch-deutschen Grundlagen fußte.

Trotzdem gab es, abgesehen von den Bauerrechten, nicht weniger als acht verschiedene Rechtsgebiete, deren Vertreter in den Redaktionskommissionen eifersüchtig über der Wahrung ihrer Eigenart wachten.

Auch hierin waren Bunge die Hände gebunden, auch hierin durfte er nicht reformierend vorgehen, weder im Großen, noch im Kleinen. Nicht nur, daß er z. B. die bezeichnenden Merkmale des kurländischen Rechts — seinen slawischen Charakter und das Überwiegen römisch-rechtlicher Gedanken — bewahren mußte, er war auch gezwungen, Bestimmungen in die Kodifikation aufzunehmen, wie sie etwa im Art. 1931 enthalten sind, demzufolge in den Städten Bauske und Friedrichstadt der älteste Sohn die Kleider des verstorbenen Vaters als Voraus empfängt. So stark aber war in ihm die Liebe zur Rechtsgeschichte schwerlich, daß er dieses gern getan hätte, wengleich sich in dieser Regel die Erinnerung an das alte deutsche Heergewette erhalten hatte.

Bunge sollte das um die Mitte des XIX. Jahrhunderts geltende Recht sammeln. Dieser Aufgabe ist er in musterhafter Weise gerecht geworden, und von den Früchten seines Fleißes haben wir nun fünfzig Jahre lang gezehrt. Spätere Änderungen sind bloß in geringer Zahl in sein Werk hineingetragen worden. Von wirklich großer Bedeutung war nur die notwendige und segensreiche Reform des Hypothekenwesens, die im Jahre 1889 im Zusammenhang mit der Gerichtsreform erfolgte.

Fünfzig Jahre lang steht nun das Provinzialrecht in Geltung, und Juristen wie Laien sind einig darüber, daß sich unter seiner Herrschaft sehr erträglich leben ließ. Es ist kein Werk, das an die Sterne ragt, aber eines, das seine Aufgabe erfüllt, das den Bedürfnissen eines kleinen Landes, dessen soziale und wirtschaftliche Struktur sich nur langsam ändert, durchaus genügt. Für die Ewigkeit war es freilich nicht geschaffen, allmählich mußte es hinter der Zeit zurückbleiben, und hier und da empfinden wir schon jetzt, daß es für andere Verhältnisse berechnet war.

So kennt es, um nur ein Beispiel zu nennen, kein Pflichtteilsrecht. Es sichert die nächsten Verwandten, insbesondere die Nachkommen, nicht gegen willkürliche und ungerechte Verfügungen der Erblasser. Nur das Erbgut darf den natürlichen Erben nicht entfremdet werden — eine Bestimmung, die vollkommen genügte, so lange das ererbte und in erster Linie in Landbesitz investierte Vermögen das wohlerworbene und mobile Kapital bei weitem überwog. Heute trifft diese Voraussetzung nicht mehr zu, ein Pflichtteilsrecht ist Bedürfnis geworden, wie es bereits das römische Recht kannte, wie es in dieser oder jener Form alle modernen Rechte haben. Dem baltischen Provinzialrecht ist es fremd, nur Kurland hat es aus dem römischen Recht hinübergenommen.

Ein anderes Beispiel wäre unser Hypothekenrecht oder richtiger unser Grundbuchrecht überhaupt. Freilich ist es, wie erwähnt, erst im Jahr 1889

reformiert worden. Aber auch den Verfassern dieser Novelle war schöpferischer Geist fremd, mehr als das, sie verstanden es nicht, die Gedanken zu erfassen, die damals in der deutschen Literatur und Partikulargesetzgebung, ja auch im I. Entwurf des BGB. Gestalt gewonnen hatten — denn das gesamte moderne Grundbuchwesen erwächst aus deutschen Rechtsgedanken, wie auch der bereits in die Duma eingebrachte russische Entwurf einer Liegenschaftsordnung (Wotschinny Ustaw) ausschließlich auf solchen beruht. So erhielten wir ein Flickwerk, mit dem sich zur Not leben läßt, das aber doch in mehr als einer Hinsicht unbefriedigend ist. Der öffentliche Glaube des Grundbuchs muß in das Gesetz hineininterpretiert werden, das Eintragungsprinzip ist nicht folgerichtig durchgeführt, eine Eigentümerhypothek gibt es nicht und was dergleichen Mängel und Lücken mehr sind.

Es ist eine Binsenwahrheit, daß das geschriebene Recht stets hinter dem lebendigen Recht zurückbleibt, daß es eigentlich schon in dem Augenblick veraltet ist, da es in Worte gebannt wird. Aber wie jede Binsenwahrheit, ist auch diese nur sehr bedingt richtig. Einerseits gibt es Gesetzbücher, die kraft der genialen Intuition ihrer Schöpfer dem Rechtsgefühl und dem Verkehr neue Wege weisen — wenn nicht alles täuscht, wird sich das Schweizerische ZGB. gerade in diesem Sinn bewähren. Andererseits aber legt jede Zeit in die immer gleich bleibenden Worte des Gesetzes ihren Sinn hinein und deutet sie so, wie es gerade ihren Bedürfnissen entspricht. Die Wissenschaft strebt nicht mehr danach, den Willen des Gesetzgebers zu erforschen, sie sucht nach dem Willen des Gesetzes selbst. Und dieselbe Aufgabe hat die Praxis zu lösen.

Wissenschaft und Praxis, ihnen beiden liegt es ob, das lebendige Recht im Rahmen des Gesetzes fortzubilden.

Ist ihnen das auf dem Gebiet des baltischen Privatrechts gelungen?

Fassen wir nur die letzten Jahrzehnte ins Auge, in denen das Zivilkassations-Departement des Senats die Führung in der Gesetzesauslegung hatte, so läßt sich auf diese Frage kaum mit einem unbedingten Ja antworten. Die Verdienste des Senats sollen dadurch in keiner Weise geschmälert werden. Doch läßt sich nicht verkennen, daß die Rolle, die er auf dem Gebiet des Provinzialrechts spielt, sich weder mit der vergleichen läßt, die ihm im Geltungsgebiet des V. Bandes zufällt, noch mit der, wie sie z. B. das deutsche Reichsgericht spielt. Er hat nicht die klaffenden Lücken auszufüllen gehabt, an denen das russische Zivilrecht so reich ist, er brauchte nicht elementaren Grundsätzen zur ersten Anerkennung zu verhelfen. Er hätte auf fester, breiter Grundlage fortbauen und ein modernes Recht gestalten können, wie das die ausländischen Kassationshöfe tun. Dieser größeren Aufgabe aber war er nicht gewachsen. Bei allem ehrlichen Streben und aller Gewissenhaftigkeit sind ihm zum größten Teil die Rechtsgedanken fremd geblieben, die das zeitgenössische Leben erfüllen. Er hat sich nicht befruchten lassen von den letzten großen Gesetzgebungswerken, das Beste, was er zu geben hat, schöpft er aus dem in

mehr als einer Hinsicht überlebten Pandektenrecht. Der Westen ist, dem Programm Iherings getreu, durch das römische Recht hindurch über das römische Recht hinaus gewachsen. Unsere Senatspraxis aber müht sich eben noch daran ab, das römische Recht zu erfassen und zu fruktifizieren.

Es wäre grundfalsch, wollte man dem Senat daraus einen Vorwurf machen. Er folgt nur dem Beispiel der russischen wissenschaftlichen Jurisprudenz, die gleichfalls dem wahrhaft modernen Recht fremd und vielfach verständnislos gegenübersteht. Und nie und nirgends ist es Sache der Praxis gewesen, in solcher Richtung führend vorzugehen. Doch die Tatsache bleibt bestehen: dank der Tätigkeit des Senats ist das baltische Privatrecht wohl durchackert worden, Unklarheiten und Widersprüche sind beseitigt, Lücken ausgefüllt worden, — aber mit neuen Gedanken befruchtet und fortgebildet ist es nicht.

Und die Wissenschaft?

Für den Dornröschenschlaf, in den sie seit Jahren versunken ist, kann nichts bezeichnender sein, als der Umstand, daß das Jubiläumsjahr, neben der einen verdienstvollen Arbeit Prof. Baron A. Noldes über die Geschichte der Kodifikation, nichts gezeitigt hat, als zwei mit Notizen versehene Editionen des Gesetztextes, von denen die eine zudem die zweite Auflage eines bereits früher erschienenen Werkes ist, während die andere sich als erweiterte Ausgabe eines solchen darstellt. Gewiß, auch derartige Bücher sind notwendig und die Verfasser können des Dankes der Praktiker sicher sein. Aber die betrübliche Tatsache bleibt bestehen, daß wir fünfzig Jahre nach der Kodifikation außer dem Handbuch Prof. Erdmanns keine systematische Bearbeitung unseres Rechts besitzen.

Es ist eine alte Erfahrung, daß jede Kodifikation zunächst zu einem wissenschaftlichen Stillstand führt. Der freien Forschertätigkeit werden Schranken gesetzt und es gilt vor allem, den Inhalt des neuen Gesetzbuchs aufzuhellen. Die Kommentare, die keine systematische Bearbeitung nach einheitlichen Gesichtspunkten geben, sondern die einzelnen Institute und Normen, meist in Anknüpfung an das frühere Recht und die frühere Praxis, erläutern, wiegen bei weitem über. Erst allmählich, mit fortschreitender Erkenntnis, beginnen sie wieder zurückzutreten und die dienende Rolle zu spielen, die ihnen in Wahrheit zukommt. Wir aber müssen es erleben, daß sie bei uns noch heute im Vordergrund stehen. Das ist um so bedauerlicher, als im Grunde weder das Buch des Senators Baron Nolden, noch das des Mitgliedes des Rigaschen Bezirksgerichts Bukowski mit vollem Recht als Kommentar bezeichnet werden kann. Jenes gibt den Gesetzestext unter Hinzufügung von Auszügen aus Senatsentscheidungen, dieses das gleiche, vermehrt um Entscheidungen des Appellhofs und um Auszüge aus der Literatur. Was das Wesen des Kommentars ausmacht, die fortlaufende Erläuterung der einzelnen Bestimmungen des Gesetzes, fehlt hier wie dort.

Wie gesagt, der Praxis werden beide Werke von großem Wert sein, um so mehr, als in ihnen eine große Zahl von Entscheidungen enthalten ist, die amtlich nicht veröffentlicht worden sind. Aber eine Fortbildung des Privatrechts werden wir keinem von ihnen zu danken haben.

Auch hier wäre ein Vorwurf nicht am Platz. Die Verfasser hatten sich eine bestimmte Aufgabe gesetzt und haben sie in zufriedenstellender Weise gelöst. Man darf nicht mit ihnen rechten, daß sie nicht anderes und größeres wollten.

Ebenso wenig aber darf man den Vorwurf gegen die Gesamtheit der baltischen Juristen erheben, daß sie nicht verstanden hätten, mit dem ihnen anvertrauten Pfunde zu wuchern. Ihre geringe Zahl, der namentlich in den letzten Jahrzehnten fühlbare Mangel an wissenschaftlichen Führern und die allgemeine Ungunst der Zeiten und Verhältnisse machen den Stillstand auf dem Gebiet der Theorie des Provinzialrechts mehr als verständlich. Daneben kann nicht übersehen werden, daß ein ungewöhnliches Maß der Entfagung und Selbstverleugnung gerade von Seiten des wissenschaftlich interessierten Juristen dazu gehört, um seine Arbeit dem Recht eines kleinen und entlegenen Gebiets zu widmen. Neue, große Gedanken lassen sich aus ihm nicht schöpfen, er muß auf den fördernden Einfluß mitstreibender Genossen verzichten, er kann nur auf ein kleines Publikum rechnen.

So ist das Schicksal, das unser provinzielles Privatrecht getroffen hat, etwas im Grunde unvermeidliches. Ihm könnte heutzutage kein Provinzialrecht entgehen. Auch wir müssen uns damit bescheiden, von dem Kapital zu zehren, das unsere Vorfahren in besseren Zeiten sammelten. Es zu mehren vermögen wir nicht.

Aber das darf uns nicht davon abhalten, uns gerade jetzt mit Dank jener zu erinnern, die vor nun einem halben Jahrhundert unser Recht vor Verwahrlosung und Verwilderung bewahrten und so die Grundlage schufen, die uns noch heute erträgliche Zustände sichert. Und wenn es jetzt dem Untergang geweiht ist, wenn es binnen kurzem nur noch für den Historiker Wert und Interesse haben wird, so soll deshalb das Gedächtnis Friedrich Georg von Bungenes und seiner Mitarbeiter nicht ausgelöscht sein.

Wir stehen am Scheidewege und in naher Zukunft werden wir neue Pfade wandeln müssen. Aber rückblickend wollen wir derer gedenken, die uns bis hierzu Führer waren.



Zur Geschichte der Familie Struve.

Von Nikolai Struve (Riga).

(Fortsetzung.)

7. Friedrich Georg Wilhelm Struve, (1793—1864) (zweite Generation).

Wilhelm Struve, der vierte Sohn Jacob Struves, wurde 1793 zu Altona geboren. Bereits im Jahre 1807, also kaum 14 Jahre alt, bestand der früh entwickelte und geistig sehr befähigte Knabe die Prüfung zum Eintritt in die Selecta, in die akademische Klasse, und machte den zweijährigen Kursus in einem Jahre durch. Im Album des Christianeums ist von ihm angegeben: mense Junio 1808 privatim valedixit Dorpatum profecturus. Dieses frühzeitige Verlassen der Schule vor Abschluß des Kursus ist wohl zum Teil den damaligen trostlosen Zuständen in Deutschland nach der Schlacht bei Jena zuzuschreiben. Außerdem aber mag noch ein anderes Ereignis der Grund gewesen sein. Auf einem Gange nach Hamburg, in der Vorstadt St. Pauli, fiel der 15-jährige Jüngling französischen Werbem in die Hände und wurde von ihnen in dem Obergeschoß eines 2-stöckigen Hauses eingesperrt. Als gewandter Turner sprang er aus dem Fenster und floh nach Altona, wohin ihm die Franzosen nicht folgen durften, weil Holstein, zu Dänemark gehörig, neutrales Gebiet war.

Mit einem sehr guten Zeugnis versehen, verließ Wilhelm Struve Heimat und Vaterhaus und gelangte nach einer sehr beschwerlichen 35-tägigen Reise auf den schlechten Wegen des durch den Krieg verwüsteten Königreiches Preußen 1808 im August nach Dorpat und ward gleich am folgenden Tage immatrikuliert. Die erste Zeit wohnte er bei dem Bruder Karl, suchte aber bald darauf sich eine unabhängige Existenz zu verschaffen, indem er den Unterricht der Söhne der v. Bergschen Familie übernahm. Gleichzeitig erhielt er durch Aufnahme in das philologische Seminar ein kleines Stipendium. Im ersten Semester hörte er verschiedene Kollegia, namentlich philosophische bei Prof. Jäsche, philologische beim Bruder Karl, ein Kolleg populärer Astronomie bei Pfaff, der aber schon ein Jahr darauf Dorpat verließ. Im Frühjahr 1809 erhielt er die Aufforderung, ganz als Erzieher in das Bergsche Haus zu ziehen und brachte einige Monate auf dem Gute Sagnitz, 70 Werst von Dorpat, zu. Es war das keine leichte Aufgabe, weil sie seine Arbeitskraft sehr in Anspruch nahm, dann aber auch, weil es viel Takt und sicheres Auftreten erforderte, um die richtige Stellung in der Familie und den nur wenige Jahre jüngeren Zöglingen gegenüber einzunehmen. Von der vier Söhnen des Bergschen Hauses: Friedrich, Gustav (Asta), Max und Alexander war der älteste, der nachmalige Feldmarschall und Graf Friedrich v. Berg, nur ein Jahr jünger als sein Erzieher und besuchte die Prima des Gymnasiums. Die beiden nächstfolgenden,

Astaf und Max, 12 und 10 Jahr alt, erhielten häuslichen Unterricht, während der jüngste, Alexander, 6 Jahr alt, (nachmals russ. Generalkonsul in London,) unter mütterlicher Pflege stand.)* Außer den vielen Unterrichtsstunden, die zu geben waren, hatte der junge Erzieher an den Vergnügungen und Gesellschaften in der Familie teilzunehmen, und war ein gern gesehener Gast bei den Tänzen, Jagden und anderen Belustigungen, wie es das Leben auf dem Lande mit sich brachte. Mit Dankbarkeit hat Wilhelm Struve stets der herrlichen Jugendzeit gedacht, die er im Bergschen Hause, besonders in Sagnitz, verlebt hat. Nach dem Tode des im besten Mannesalter verstorbenen Herrn v. Berg wurde der kaum 18-jährige Jüngling der ausschließliche Berater der Witwe bei der Erziehung der Söhne und stand ihr, indem er ihr volles Vertrauen genoß, bei der Verwaltung der Güter, als Rechnungsführer und Buchhalter zur Seite. Man muß wohl staunen, wie er es möglich machte, gleichzeitig die eigene wissenschaftliche Durchbildung in der Weise rasch zu fördern; wie es der Erfolg später bewiesen hat. Geistige und körperliche Ermüdung war ihm fremd. Bereits 2 $\frac{1}{2}$ Jahre nach Eintritt in die Universität, Ende 1810, bestand er das Kandidatenexamen als Philolog und lieferte zu gleicher Zeit eine Preischrift „De studiis criticis et grammaticis apud Alexandrinos“; für die er die goldene Medaille erhielt. Bald nach Beendigung dieser Arbeit gab er das weitere philologische Studium auf und wandte sich mathematischen und astronomischen Wissenschaften zu. — Schon früher hatte er sich brieflich dem Vater gegenüber über das Unbefriedigende der philosophischen und philologischen Vorlesungen, die vielen Wortklaubereien und Spitzfindigkeiten in diesen Wissenschaften beklagt und den Wunsch geäußert, sich der Mathematik zu widmen. Der Vater riet ihm damals ab, obwohl er selbst ein großer Verehrer dieser Wissenschaft war, indem er einerseits den Einfluß der philologischen Studien auf die geistige und sittliche Entwicklung hervorhob und andererseits in der Verfolgung dieses Zieles eine gesicherte Zukunft des Sohnes vorausah. Damals hatte der Sohn sich gehorsam dem Wunsche des Vaters gefügt, jetzt aber, nachdem er durch seine Preischrift und die glänzend bestandene Prüfung der an ihn gestellten Aufgabe genügt hatte, erwachte in ihm von neuem der lebhafteste Wunsch, sich weiter in der mathematischen Wissenschaft auszubilden. Er beriet sich mit seinem Freunde und Gönner, Professor Georg Parrot, der ihn auf seinen späteren Lebensweg hinwies. Mit diesem war Wilhelm Struve durch freundschaftliche Beziehung zu dessen Sohne, Fritz Parrot, dem nachmals berühmten Reisenden und Ersteiger des Ararat, in persönlichen Verkehr getreten. Im ersten Semester 1811 hörte er regelmäßig das Kolleg über Physik bei Georg

*) Eine wunderbare Schicksalsfügung war es, daß 55 Jahre später Wilh. Struves jüngster Sohn, der damals gerade Student in Dorpat war, einige Zeit eine ähnliche Stellung im Bergschen Hause einnahm, wie der Vater. Sein Schüler, dessen Arbeiten er zu beaufsichtigen hatte, war der jüngste der 3 Söhne Astaf v. Bergs, Georg, der nachmals eine glänzende militärische Karriere machte.

Parrot und arbeitete und experimentirte fleißig im physikalischen Kabinet. Parrot erkannte die ungewöhnliche Begabung seines Schülers für die Mathematik und ermunterte ihn in dieser Richtung weiter zu streben. Unter solchen Umständen gab auch der Vater nicht bloß seine Einwilligung zum Wechsel des Studiums, sondern munterte ihn selbst dazu auf. In Dorpat war damals die Professur der Mathematik mit der der Astronomie verbunden und nach Pfaffs Abgang von Huth besetzt. Wegen Kränklichkeit konnte Huth seinen Verpflichtungen als Professor nur unvollkommen nachkommen und noch weniger den Aufgaben als Beobachter und Direktor der Sternwarte genügen. Wilh. Struve rühmt ihn als geistreichen und wohlwollenden Mann, dem er manches zu verdanken habe, und dem persönlichen Verkehr mit Huth ist es wohl vor allem zuzuschreiben, daß er neben den allgemeinen mathematischen Studien den Weg der astronomischen Forschung einschlug. Im übrigen war er darauf angewiesen, sich selbst die Lehrsätze der Astronomie und Mathematik nach den Lehrbüchern eines Euler, Lalande und Schubert anzueignen, und in der Beobachtungskunst war er im wahren Sinn des Wortes Autodidakt.

Wohl waren für die Sternwarte mehrere Instrumente angeschafft worden, doch waren sie damals noch alle in Kisten verpackt. G. Paucker, der nachmalige Direktor des Mittauer Gymnasiums, war Observator der Sternwarte, und dank den freundschaftlichen Beziehungen zu ihm war es dem strebsamen Jünger der Himmelskunde freigestellt, auf der Sternwarte nach Belieben zu schalten und die Instrumente auszupacken und aufzustellen, was bei dem Mangel an Hilfsmitteln und Kräften mit Schwierigkeiten verknüpft war.

In diese 2-jährige Periode der astronomischen Vorbereitung und Studien, 1811—1813, fallen zwei Ereignisse, die einige Zeit eine Unterbrechung der Studien nach sich zogen. Während des Kriegsjahres im Sommer 1812 benutzte der junge Astronom fleißig die sich ihm auf dem Lande darbietende Gelegenheit, sich durch kleine geodätische Arbeiten in der Umgegend von Walf für die ihm damals schon im Geiste vorschwebenden künftigen großen geodätischen Messungen auszubilden.

Bei einer solchen Arbeit wird er eines schönen Tages von einer Streifwache des russischen Armeekorps überrascht, arretiert und als Spion nach Perna vor's Militärgericht gebracht. Zum Glück wird das Mißverständnis bald aufgelöst und er auf freien Fuß gesetzt. Die andere Unterbrechung war dadurch hervorgerufen, daß der Bruder Ludwig Struve, stud. med. in Dorpat, mit mehreren Medicinern, u. a. dem berühmten R. E. v. B a e r, nach Riga beordert worden war, um dort im Militärhospital Hilfe zu leisten. Sämtliche junge Leute erkrankten dort schwer am typhösen Lazarettieber. Kaum hatte Wilhelm Struve von der Erkrankung des Bruders erfahren, so machte er sich schleunigst nach Riga auf, um alles für die Pflege des Bruders Erforderliche anzuordnen und für seine Unterkunft zu sorgen, bis die Gefahr vorüber war. — Mit welcher Energie er sich für die mathematisch-astronomische Laufbahn vorbereitete,

sieht man daraus, daß er bereits im Juni 1813 sich der Prüfung zur Erlangung des Magister- und Doktorgrades in der Mathematik und Astronomie unterwerfen konnte. Gleichzeitig stellte er auch seine auf eigene Beobachtung begründete gelehrte Abhandlung „De geographica speculae Dorpatensis positione“ der Fakultät zur Begutachtung vor.

Die Doktordisputation fand in der Aula an zwei Tagen statt, weil am ersten Tage, bald nach Beginn der Promotion, die ganze Versammlung den Saal verließ, da die ausführliche Nachricht von der Völkerschlacht bei Leipzig eingetroffen war.

Am 20. November 1813 wurde W. Struve zum Professor extraordinarius der Mathematik und Astronomie und zugleich zum Observator an der Sternwarte ernannt. Nunmehr in fester Stellung, konnte er seinen Herzenswunsch, die Heimat und die alten Eltern wiederzusehen, ausführen. In Begleitung des jüngeren Bruders, Ludwig, der die in Dorpat begonnenen Studien in Kiel zum Abschluß bringen wollte, reiste er zu Schiff nach Lübeck. In Altona lernte er in der mit den Eltern befreundeten Familie Wall die noch nicht 18-jährige Tochter Emilie kennen und verlobte sich mit ihr. Nur 14 Tage konnte er bei der Braut bleiben, da der Urlaub ablief, und er noch mit einigen hervorragenden Fachgenossen in persönliche Beziehung treten wollte; es waren das Repsold in Hamburg, Olbers in Bremen, Gauß in Göttingen. Während er in Berlin nur wenige Tage weilte, blieb er desto länger in Königsberg, wo ihn der Verkehr mit Bessel fesselte und freundschaftliche Beziehungen angeknüpft wurden, welche die beiden bedeutenden Männer länger als ein Menschenalter hindurch zu erfolgreichem Wettkampf auf dem Gebiete der praktischen Astronomie angespornt haben. Ein Jahr darauf konnte der glückliche Bräutigam seine Auserkorene als Frau heimführen, und im Juni fand die Hochzeit statt. Die Feststimmung wurde noch mehr erhöht durch die Anwesenheit des Bruders Karl, der gleichzeitig Dorpat verlassen und bei der Gelegenheit nach 10-jähriger Abwesenheit die alten Eltern besuchen wollte, um ihnen seine ganze Familie vorzuführen. Auch der Bruder Ernst kam mit der Familie aus Flensburg zum Fest, wie auch der jüngste Bruder Ludwig, der eben in Kiel zum Dr. med. promoviert worden war. Außerdem herrschte in jenen Tagen in Altona eine besonders gehobene Stimmung durch die Nachricht von der siegreichen Schlacht bei Waterloo, die der Napoleonischen Herrschaft für immer ein Ende machte. Anfang Oktober traf er mit seiner jungen Frau nach 14-tägiger Seereise in Dorpat ein. Die Ehe ist nach seinem eigenen Ausspruche und nach dem Zeugnisse älterer Freunde eine äußerst glückliche gewesen. Die Frau stammte väterlicher- und mütterlicherseits von französischen Réfugiés her, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts aus der Champagne nach Deutschland eingewandert waren. Der Name Wall war ein germanisiertes Balles, und die Großmutter eine geborene Curny, aus Magdeburg gebürtig.

Aus dieser ersten Ehe entsprangen 12 Kinder:

[1. Gustav, 1816—1828]. [2. Alfred, 1817—1834]. 3. Otto, 1819—1905. Direktor der Sternwarte zu Pulkowa. 4. Konrad, 1821—1893. Kreisarzt in Kremenschug, Gouv. Poltawa. 5. Heinrich, 1822—1908. Expert für gerichtliche Chemie in der Medizinalverwaltung zu Tiflis. 6. Charlotte, 1824—1894. Vermählt mit dem Astronomen Wilhelm Dölln zu Pulkowa. [7. Alexandra, 1826—1828]. 8. Bernhard, 1827—1889. Gouverneur in Perm. 9. Alexandra, 1829—1900. Vermählt mit Hofrat H. Kofmann in Karlsruhe, weiland Lehrer der Mathematik an der St. Petri-Schule zu Petersburg. 10. Olga, 1830—1894. Vermählt mit Dr. Georg Lindhagen, Sekretär der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm. [11. Gustav, 1832—1834]. 12. Emilie, 1834—1913, unvermählt.

Die erste Zeit nach der Verheiratung lebte die Familie in Mietwohnungen in der Stadt, und W. Struve hatte die Unbequemlichkeit, zu seinen wissenschaftlichen Beobachtungen immer erst den Domberg hinaufsteigen. Erst im Jahre 1819 war die neuerbaute Direktorenwohnung neben der Sternwarte fertig. War die Wohnung anfangs auch geräumig genug, so erwies sie sich doch beim Zuwachs der Familie als zu eng, zumal da drei Neffen: Adolf, Theodor und Hermann*) im Hause waren, die mit den Vettern zusammen aufwuchsen. Wer die später durch ein Dachzimmer vergrößerte Wohnung gesehen hat, muß staunen, wie der fürsorgliche Hausvater es verstanden, alle einigermaßen unterzubringen, wobei er gelegentlich sein Arbeitszimmer als Schlafzimmer oder Krankenstube für eines der Kinder einrichten mußte. Die erste Erziehung der Kinder war ganz in den Händen der Mutter, die die Kinder bis zum 7. Lebensjahr unterrichtete und die Arbeiten der älteren Kinder, sowie ihr Leben und Treiben überwachte. Den Vater sahen die Kinder meist nur bei den Mahlzeiten und gelegentlichen Spaziergängen, beim Turnen und beim Schlittschuhlaufen.

Ein besonderes Glück war es für den jungen Direktor, daß im Jahre 1817 an Stelle des Generals Klinger, der sich um die Universität wenig kümmerte, Fürst Karl Lieven zum Kurator ernannt wurde. Diesem einsichtsvollen Manne war die Universität zu großem Dank verpflichtet und W. Struve fand in ihm einen stets wohlwollenden Gönner, der sein hervorragendes Talent und ernstes Streben erkannt und zu schätzen gewußt hat. In seiner Wirksamkeit wurde Fürst Lieven aufs beste durch Gustav Ewers unterstützt, der als Professor der Geschichte nach Dorpat berufen, durch das Vertrauen der Kollegen geehrt, die einflußreiche Stellung des Rektors bekleidete.

Zu Ewers stand Struve alsbald in sehr freundschaftlichem Verhältnis und ihm hatte er es besonders zu danken, daß alle seine Bestrebungen im Interesse der Sternwarte stets aufs eifrigste gefördert wurden. Die im Jahre 1812 bei Sagnitz begonnenen geodätischen Arbeiten fanden bald eine nützliche

*) Sohn des Onkels Ludwig in Dorpat.

Verwendung, da die „Livländische gemeinnützige und ökonomische Sozietät“ ihn aufforderte, sichere Grundlagen zu einer von ihr geplanten Karte der Ostseeprovinzen zu liefern. Diese Arbeit wurde in den Sommerferien 1816—1819 ausgeführt und lieferte feste Anhaltspunkte für die bekannte Rükersche Karte von Livland, so daß Struve später häufig bei Straßenbauten, Trockenlegung von Sümpfen u. s. w. als Autorität in dieser Beziehung gelten konnte. Als Gehülfen bei diesen trigonometrischen Messungen und geographischen Ortsbestimmungen standen ihm zur Seite Studiosus Karl Knorre (nachmals Direktor der Sternwarte in Nikolajew) und Wilhelm Baron Lieven, in der Folgezeit General-Quartiermeister und Leiter des Topographenkorps im Generalstab.

Die zwanziger Jahre brachten viel Leben und bunte Abwechslung im Struveschen Hause. Eine Reise in die hollsteinische Heimat nach Altona im Jahre 1820 wurde mit dem von der Regierung gegebenen Auftrag, Instrumente für die Gradmessung in den Ostseeprovinzen in München zu bestellen, verbunden. Diesmal ging die Reise mit der jungen Frau und den drei damals lebenden Söhnen: Gustav, Alfred und Otto. Die Familie blieb ein ganzes Jahr bei den Großeltern Wall, wo auch der vierte Sohn Konrad geboren wurde. Nur kurze Zeit konnte der glückliche Familienvater bei den Seinigen bleiben, denn es galt den Auftrag der Regierung möglichst rasch auszuführen, und zugleich bot diese Reise die Gelegenheit, sich von den großen Fortschritten in der Verfertigung von astronomischen Instrumenten durch Fraunhofer zu überzeugen und sich mit diesem über den zu bestellenden großen Refraktor für Dorpat zu besprechen, denn immer lebhafter wurde der Wunsch nach einem größeren Instrument. Die Beschaffung des Fraunhoferschen Refraktors, eines zu jener Zeit allgemein als Riesenrefraktor bezeichneten Instruments, galt als höchste Leistung damaliger Optik und Technik. Um den Transport des Instruments (im Jahre 1824) auf den zu der Zeit noch sehr mangelhaften und unebenen Wegen durch Kur- und Livland zu überwachen, wurde Baron Wilhelm Wrangell bis an die preussische Grenze entgegengeschickt. Am 9. November kam der Refraktor wohlbehalten in Dorpat an und wurde in feierlichem Zuge durch die Stadt auf die Sternwarte transportiert.

Bei den Vorlesungen über Astronomie wurde Struve die Arbeit zum Teil dadurch erleichtert, daß im ganzen nur wenige Studenten dies Fach als Hauptwissenschaft wählten; diesen wenigen brauchte er nicht regelmäßig Vorlesungen zu halten, sondern brachte ihnen durch persönlichen Verkehr und zwanglose Unterhaltung, durch Leitung und Überwachung der Aufgaben die gewünschten Kenntnisse bei. Hierbei, wie beim Unterricht kam es ihm sehr zu statten, daß er nie besonderer Vorbereitung bedurfte, sondern, mit ausgezeichnetem Lehrtalent begabt, die Vorträge sozusagen aus dem Ärmel schüttelte. Mehr Anforderung stellte der Unterricht von Offizieren des Generalstabes und der Marine, die seit dem Jahre 1822 zum Studium der Astronomie auf einige Jahre nach Dorpat geschickt wurden. Einer der ersten war der Marine-

leutnant, nachmalige Admiral und Marineminister Baron Ferdinand Wrangell, der sich für eine wissenschaftliche Reise nach Sibirien vorbereiten sollte. Ferner besonders Baron Wilhelm Wrangell, der ein treuer Gehülfe seines Lehrers bei der Gradmessung in den Ostseeprovinzen, später als Admiral die hydrographische Aufnahme der Ufer des Finnischen Meerbusens geleitet hat.

Große Freude herrschte im Struveschen Hause, als im Frühjahr 1824 der Bruder Ludwig, seit 1817 mit Conradine Wall, der jüngeren Tochter aus der Wallischen Familie, verheiratet, zum Professor der Medizin nach Dorpat berufen, mit seiner ganzen Familie dorthin übersiedelte. Besonders epochemachend waren die Jahre 1827 und 1828, da in jener Zeit das 25-jährige Jubiläum der Universität gefeiert wurde und die Durchreise Alexander Humboldts durch Dorpat nach Sibirien stattfand, wobei Struve Gelegenheit fand, in näheren persönlichen Verkehr mit dem berühmten Naturforscher zu treten. Auf diese fröhlich-bewegte Zeit folgten einige traurige Ereignisse, die einen dunkeln Schatten auf das ungetrübte glückliche Familienleben werfen. Durch einen wiederholten Blutsturz wurde der Onkel Ludwig in wenigen Tagen dahingerafft und im November 1828 starben im Laufe von 14 Tagen bald nacheinander zwei der Kinder am typhösen Fieber.

Da Wilhelm Struve als Direktor der Sternwarte sowie durch seine wissenschaftlichen Arbeiten ganz in Anspruch genommen war, hatte er sich von allen zeitraubenden Stellungen als Rektor und Dekan von vornherein frei zu machen gesucht; dennoch war er gelegentlich genötigt, den lieben Kollegen Ewers zu ersetzen, der häufig durch Kränklichkeit verhindert war, sein Amt auszuüben. Wenn auch selten, so kam es doch vor, daß er bei etwaigen Unordnungen und Reibereien unter den Studenten richtig einzugreifen verstand und durch den Respekt, den er einflößte, mit Leichtigkeit Frieden stiften und versöhnen konnte. Einen großen Dienst erwies er der Universität auch als Leiter der Feuerwehr, so namentlich bei einem im Januar 1829 ausgebrochenen Brandschaden, der das Hauptgebäude der Universität bedrohte. Trotz der furchtbaren Kälte von fast 30 Grad, was das Löschen bedeutend erschwerte, gelang es den Brand auf einen kleinen Teil des Gebäudes zu beschränken. Für seine tatkräftige und umsichtige Leitung des Löschwesens wurde Struve eines Allerhöchsten Dankes des Kaisers Nikolai I. gewürdigt. Mehrere Jahre hindurch war er auch Mitglied der Baukommission der Universität und seit dem Abgang Georg Parrots 1827 auch mit der Verwaltung des Domparkes betraut.

Mit seinen Kollegen, den Professoren der Universität, hat Struve stets freundschaftliche Beziehungen unterhalten, die kaum jemals getrübt worden sind, da er, von Natur äußerst friedfertig, gegen Fehler andrer stets nachsichtig war; ein glücklicher Optimismus ließ ihn die Schwächen anderer leicht übersehen und, wenn es irgend anging, sie entschuldigen. Am nächsten standen ihm Georg Parrot und Gustav Ewers, der Mineraloge Moritz v. Engelhardt, der Chirurg Chr. Moser, der Physiker und Mediziner Fritz Parrot. Später

gestalteten sich besonders nahe Beziehungen zu Professor Martin Bartels, seitdem dieser als Mathematiker nach Dorpat berufen war. Daneben herrschte ein sehr freundschaftlicher Verkehr mit den Professorenfamilien Rambach, Lenz, Erdmann, Eschholz und Ledebour. — Die Observatorstelle, die früher Struve selbst bekleidete, war seit seiner Ernennung zum Ordinarius aufgehoben und erst 1827 neu geschaffen und besoldet und seinem früheren Schüler Wilhelm Breuß übertragen worden. Die Assistentenstelle an der Sternwarte wurde abwechselnd ebenfalls von ehemaligen Schülern: Knorre, Sabler, Pohrt, Bahnsch, D. Struve und Döllen bekleidet.

Aus dem letzten Jahrzehnt der Dorpater Periode ist besonders erwähnenswert eine Reise in die alte Heimat nach Altona, die Wilhelm Struve wieder mit seiner ganzen Familie unternahm. Von Altona aus reiste er sehr bald allein weiter nach Paris und London. In Paris kam er gerade zur Zeit der Juli-Revolution an und verbrachte dort die 3 historischen Julitage, die mit der Abdankung Karls X. und der Verbannung der Bourbons endeten. Drei Tage mußte er auf der Sternwarte sitzen, bis der Aufstand unterdrückt war und er ins Gasthaus zurückkehren konnte. Nach London zog ihn der Wunsch, mit Sir John Herschel und Sir James South, seinen beiden Rivalen auf dem Gebiet der Doppelsternmessung, in persönlichen Verkehr zu treten, aus dem dann später freundschaftliche Beziehungen bis an's Lebensende entstanden. Eine Folge dieser Reise war, daß 2 Jahre darauf Sir James South nach Rußland kam, um den Riesensrefraktor in Dorpat kennen zu lernen. Der reiche Engländer erregte durch seine große Originalität in den höheren aristokratischen Kreisen der Residenz großes Aufsehen. Insbesondere fand der humorvolle Großfürst Michael Pawlowitsch Gefallen an ihm und veranlaßte ihn, in Wilh. Struves Gesellschaft die Reise nach Moskau auszudehnen, wo der Großfürst selbst ihm die Sehenswürdigkeiten der alten Zarenstadt zeigte. Dadurch kam Struve in häufigere Beziehung zum großfürstlichen Hause, wo ihm die geistreiche Großfürstin Helene Pawlowna mit besonderem Wohlwollen entgegentrat. Auch nach Dorpat kam der große englische Gelehrte, wo er neben ernstern Studien auch an verschiedenen Gesellschaften und Jagden in den adligen Familien teilnahm.

Raum hatte Struve das 40. Lebensjahr (1833) erreicht, so traten Ereignisse ein, die eine große Wandlung in seinem Leben zur Folge hatten. Von einer Chronometerexpedition behufs Längenbestimmung einiger Punkte am Baltischen Meere zurückgekehrt, fand er im August die Familie in großer Aufregung. Der 16-jährige Sohn Alfred war an einem bösartigen Hüftleiden erkrankt. Trotzdem entschloß Struve sich im November darauf nach Petersburg zu reisen, um an den Beratungen über die Gründung einer Hauptsternwarte teilzunehmen. Bei seiner Rückkehr zu Weihnachten findet er den Sohn in hoffnungslosem Zustande, und am Neujahrmorgen (1834) stirbt die Frau bei der Geburt des jüngsten Kindes, worauf der Sohn Alfred am folgenden

Morgen seinen Leiden erliegt. Wie betäubt stand Struve am Sarge seiner Lebensgefährtin, umringt von einer Schar unmündiger Kinder, die so sehr der Fürsorge der Mutter bedurften. Zufällige Umstände vermochten den Schmerz zeitweilig zu lindern und in ihm neuen Lebensmut zu entfachen. Besonders wohlthuend war es ihm, daß er Ende Februar nach Petersburg mußte, um die von Brüllov entworfenen Baupläne der Pulkovaer Sternwarte zu prüfen. Am 3. April 1844, seinem 42. Geburtstage, wurde er zur Audienz beim Kaiser berufen, um Sr. Majestät die Baupläne vorzulegen und darüber Bericht zu erstatten. Nachdem der Kaiser den Bericht angehört, wird der Brülowsche Bauplan zur Ausführung bestimmt, der Pulkovaer Berg zur Anlage der Sternwarte bezeichnet und Struve zum Direktor ernannt, wobei ihm die Vollmacht erteilt wird, die erforderlichen astronomischen Instrumente zu bestellen.

Im Juni des Jahres 1834 unternimmt W. Struve eine Reise ins Ausland, um Rücksprache mit einigen Fachgenossen zu nehmen und sich mit ihnen über mancherlei zu beraten, so mit Bessel in Königsberg und Humboldt in Berlin, Schuhmacher in Altona und Olbers in Bremen. Mit den hervorragenden Meistern Repsold in Hamburg und Ertel in München werden Einzelheiten der neuen Instrumente eingehend besprochen. Gestärkt und erfrischt kehrte er im November zu den Seinigen zurück, fand aber bei seiner verwaisten Kinderschar nicht alles in dem Zustande, wie er es gehofft hatte. Es fehlte die rechte Aufsicht, die Seele des Hauses, die treue Gattin und liebevolle Mutter. Dieser Umstand mag in ihm den Entschluß bestärkt haben, sich nach einer neuen Lebensgefährtin umzusehen. Bereits Ende November hielt er bei seinem Kollegen Bartels um die Hand seiner Tochter Johanna an, auf deren vortreffliche Eigenschaften ihn schon seine erste Frau aufmerksam gemacht hatte. Aus dieser zweiten Ehe stammten sechs Kinder:

1. **K a r l**, (1835—1907), Russischer Gesandter in Washington und darauf im Haag.
2. **F r i e d r i c h**, (geb. 1836).
3. **P a u l**, (geb. 1838), beide starben bald nach der Geburt.
4. **A n n a**, (1839—1905), vermählt mit dem Kaufmann Ludwig Cremers.
5. **E r n s t**, (1841—1912), Maschineningenieur, Agent einer Feuerversicherungsgesellschaft in Moskau.
6. **N i k o l a i**, (geb. 1842), Lehrer der deutschen Sprache, der einzig Überlebende von 12 Geschwistern. Von den 18 Kindern aus 2 Ehen haben 12 den Vater überlebt und alle ein hohes Alter erreicht; die meisten sind 70 und drüber, einzelne über 80 Jahre alt geworden.

Am 21. Juni 1835 fand die feierliche Grundsteinlegung der neuen Sternwarte statt. Unterdessen waren schon in München, Hamburg, Berlin, London und Petersburg die erforderlichen Instrumente in Arbeit. Das alles in Gang zu bringen, war keine kleine Aufgabe, da es darauf ankam, den Meistern nicht nur die Gedanken klar zumachen, sondern auch diese zur Ausführung zu bringen. Gehülfe bei dieser Arbeit war Struves ehemaliger

Schüler von Dorpat her, Uno Bohrt, der sich als Astronom der angewandten Mechanik gewidmet hatte. Bohrt wurde auch mit dem Transport der Instrumente nach Pulkova betraut. Die Haupt Sorge und Arbeit lag indeß auf den Schultern des neuen Direktors, der über alles der Baukommission zu berichten und über etwaige Schwierigkeiten zu berathschlagen hatte.

In seiner „Description de l'observatoire de Poulcova“ sagt er: „Eine besser geeignete Örtlichkeit als den Pulkovaer Berg konnte der Kaiser nicht gewählt haben. . . . Der Gesichtskreis der Sternwarte ist sehr weit, denn die größte Entfernung zwischen zwei sichtbaren Punkten beträgt etwa 70 Werst. Auch in andrer Beziehung hat der Ort vieles für sich, er hat schönes gesundes Quellwasser und ist von allen Seiten von schönen Wiesenflächen umgeben, hat kleinere und größere Parkanlagen und Baumanpflanzungen mit schönem Laub- und Nadelholz.“ — Während die Bauern ihre Obstbäume noch umpflanzten und ihr Hab und Gut auf die ihnen vom Kaiser angewiesenen Wohnplätze transportierten, war schon ein provisorischer Turm fertig, auf welchem der Astronom Fuß das Passageninstrument aufstellte und es auf die Festungsspitze richtete, um sich daran zu erfreuen. Aus verschiedenen Orten kamen die für Pulkova bestimmten Instrumente an; aus München bis Travemünde wurden sie auf eigens dazu bestimmten Federwagen transportiert. In Travemünde wurden sie darauf nebst den aus England gebrachten Instrumenten auf Dampfer verladen und nach Petersburg geschickt. Bald nach den Münchener Instrumenten langten auch die Kisten aus Hamburg an. Es stellte sich heraus, daß sämtliche Instrumente heil und unversehrt angekommen waren, und keins auch nur im geringsten gelitten hatte. Somit stand der Eröffnung der neuen Sternwarte im August 1839 nichts weiter im Wege. Im Juni siedelte die ganze Familie nach Pulkova über, nachdem im März vorher Struve tief gerührt und sichtlich ergriffen in einer Konseilsitzung von der Universität Abschied genommen hatte: „So muß ich denn,“ hieß es in der Abschiedsrede, „von Dorpat scheiden, und Sie werden es verstehen, wenn ich den Gefühlen Ausdruck gebe, die mich bei dieser Trennung bewegen. Tiefe Wehmut erfaßt mich, da ich den mir so lieb gewordenen Ort, die Kollegen und ergebenen Freunde verlasse. Zu diesem wehmütigen Gefühl kommt noch die herzliche Dankbarkeit für alles das, was mir von der Vorsehung während des Aufenthaltes in Dorpat beschieden worden. Die Dorpater Universität hat mich als Jüngling in die Zahl ihrer Schüler aufgenommen. Sie hat mir nicht nur die Mittel zur wissenschaftlichen Ausbildung gegeben, sondern auch die Möglichkeit, mich dem Studium der Astronomie zu widmen. Im Jahre 1813 hat sie mich zum Professor ernannt und im Laufe von 26 Jahren meine Pläne stets gefördert, die, wenn sie auch immer zum Ruhm der Wissenschaft und zur Ehre der Universität gebient, manchmal auch zu kühn gewesen sind. Die in Dorpat erschienenen Werke — es ist mir angenehm, so zu denken — haben die Aufmerksamkeit der Petersburger Universität darauf gelenkt, daß auf dem

Gebiet der Astronomie eine neue Aera in Rußland anbrechen muß. Und so erlaube ich mir, der Dorpater Universität im Namen der Wissenschaft und von mir persönlich dem Gefühl der Anerkennung und Dankbarkeit, das mein Herz erfüllt, mit den Worten Ausdruck zu geben, die hoffentlich auch in den Herzen der Anwesenden Widerhall finden werden: *Vivas, crescas, floreas, alma mater Dorpatensis!*“

Am 7. Aug. 1839 fand im Beisein des Ministers Uwarow, hoher Würdenträger, verschiedener Gesandter und fast sämtlicher Direktoren der russischen Sternwarten, Knorre aus Nikolajew, Pauker aus Mitau, Savitsch aus Dorpat u. a. die Einweihung der neuen Sternwarte in Pulkowa statt, — ein Markstein in dem Leben Wilh. Struves. Nach vorangegangener kirchlicher Feier hielt der Direktor eine Rede über die Wichtigkeit dieses Festes für die Wissenschaft und stattete zugleich dem erlauchten Gründer, dem Minister, dem Vorsitzenden der Baukommission, Admiral Greigh, seinen tiefgefühlten Dank aus. Einige Wochen später stattete Kaiser Nikolai der Sternwarte einen längeren Besuch ab und hörte aufmerksam den eingehenden Vortrag Struves über die Einrichtung, den Gebrauch und die Eigenschaften der verschiedenen Instrumente. Beim Abschiede wünschte er dem Minister Glück zu der großen Errungenschaft und fragte in scherzendem Tone den Direktor, ob er auch zufrieden wäre. Dieser antwortete bejahend, fügte aber mit der ihm eigenen Offenherzigkeit hinzu, er stehe nicht dafür, daß er nicht in kurzem wiederum an die Großmutter Sr. Majestät appellieren würde.

Aus der ersten Periode des Pulkowaer Aufenthaltes ist besonders eine Reihe öffentlicher Vorlesungen über populäre Astronomie zu erwähnen, die im Winter 1841 und 1842 in Petersburg in der Universität und in der Akademie zu wohlthätigen Zwecken gehalten wurden. Zu den regelmäßigen Zuhörern gehörte auch der junge hochbegabte Großfürst Konstantin Nikolajewitsch mit seinem Erzieher, dem Admiral Lütke, der später auch einen vollständigen Kursus der Astronomie an der Pulkowaer Sternwarte durchmachte. Diese Beziehungen des Großfürsten wurden noch mehr gefestigt durch die im Herbst 1845 auf seinen Betrieb erfolgte Gründung der „Russischen Geographischen Gesellschaft“, zu deren erstem Vorsitzenden Seine Kaiserl. Hoheit ernannt wurde, während die geistige Urheberchaft vornehmlich den Admiralen Lütke und Baron Ferd. Wrangell und den Akademikern Baer und Struve gebührte. An den Verhandlungen und Arbeiten der geogr. Gesellschaft nahm Struve in der ersten Zeit lebhaften Anteil, je mehr er sich aber in seinem Studierzimmer den astronomischen Arbeiten hingab, räumte er seinen Platz in der geogr. Gesellschaft jüngeren Kräften ein. Eine Reihe glänzender Werke sind in dieser Zeit entstanden; so vor allem die schon erwähnte „Description de l'Observatoire centrale de Poulkova“ (1845), ein Werk, das durch die sorgfältige Beschreibung der Instrumente und die Anweisung über ihren Gebrauch ein hochgeschätztes

Handbuch der praktischen Astronomie wurde. Nach Vollendung dieses Werkes beschäftigte ihn die umfangreiche Einleitung zu dem Katalog der Besselschen südlichen Zonenberechnung, welche ihn zu eingehenden Studien über die Verteilung der Sterne am Himmelsgewölbe führte und damit die Grundlage zu seiner 1847 erschienenen klassischen Schrift „Etudes d'Astronomie stellaire“ bildete. Ferner ging Struve an die Bearbeitung der von ihm und unter seiner Leitung ausgeführten Meridianbestimmungen der Doppelsterne. Die Ergebnisse dieser Arbeit sind in dem 1852 erschienenen, dem Andenken William Herschels und W. Bessel gewidmeten Werke „Positiones mediae stellarum duplicium et multiplicium“ niedergelegt, welches die Summe aller Studien auf dem Gebiet der Stellarastronomie bietet. Die letzte große Arbeit, die in den Jahren 1853—57 ausgeführt wurde, hatte die Bearbeitung der russisch-skandinavischen Breitengradmessung zwischen der Donau und dem Eismeer zum Gegenstande.

Außer dieser Menge wissenschaftlicher Arbeiten war W. Struve vielfach auch nach außen hin in den 40-er Jahren durch Reisen zu wissenschaftlichen Zwecken in's Ausland in Anspruch genommen. Im Jahre 1843 führte ihn die große Chronometerexpedition zwischen Pulkova und Altona in seine alte Heimat, wo er die Freude hatte, seine alte hochbejahrte Mutter noch in voller geistiger Frische und Rüstigkeit wiederzusehen. Die Reise dehnte er bis an den Rhein aus, wohin das Wiedersehen mit dem Freunde Argelander in Bonn lockte, sowie nach Gotha, um mit Hansen in nähere Beziehung zu treten. Im folgenden Jahr 1844 bot ihm die Fortsetzung der Chronometerexpedition zwischen Altona und Greenwich Veranlassung zu einer Reise nach England, und seit der Zeit rühren die näheren Beziehungen zwischen Pulkova und Greenwich, welche später fast 50 Jahre hindurch die beiden Sternwarten zu gegenseitiger Förderung ihrer Wissenschaft innig verbunden haben. Das dadurch entstandene Freundschaftsverhältnis zu dem als Mensch und Gelehrten gleich hochstehenden englischen Astronomen Airy ist für Vater und Sohn, Wilhelm und Otto Struve, eine reiche Quelle des Glücks geworden. Auf der zweiten Reise nach England 1847 sah Struve die verehrte Mutter zum letzten Mal; kurz vor seiner Rückfahrt nach Hause war sie sanft entschlafen. In England war es für W. Struve von großem Interesse, der Einsetzung des Prinzen Albert als Kanzler der Universität Cambridge beizuwohnen und daselbst den durch die Entdeckung des Neptun berühmt gewordenen französischen Gelehrten Le Bernier kennen zu lernen, mit dem er dann zusammen nach Paris kam, um dort Gegenstand großer Ehrenbezeugungen und Auszeichnungen zu werden. Auf der Rückreise nach Rußland schloß sich in Stettin Airy seinem Freunde an, um einige Wochen in Pulkova zuzubringen und dort die neuen Instrumente in der Sternwarte kennen zu lernen.

(Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

Die „Deutsche Monatschrift für Rußland“

erscheint im Jahr 1915 in 6 Doppelheften.

Bezugspreis: jährlich 3 Rbl., mit Zustellung durch die Post 3 Rbl. 50 Kop.

Abonnements nehmen alle größeren Buchhandlungen bei gleichzeitiger Einsendung des Betrages entgegen und der Verlag von G. Löffler, Riga, Sandstr. 20. Postfach 317.

Preise für Anzeigen in der „Deutschen Monatschrift“: 1 Seite — 20 Rbl., $\frac{1}{2}$ Seite — 10 Rbl., $\frac{1}{4}$ Seite — 6 Rbl., $\frac{1}{8}$ Seite — 3 Rbl. Anzeigen auf der 2. und 3. Umschlagseite und vor dem Text 20 % teurer; die letzte Umschlagseite kostet 30 Rbl. Bei Wiederholungen tritt eine entsprechende Ermäßigung ein.

Redaktionelle Zuschriften und Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Alexander Eggers, Reval, Tatarenstraße 20. (Ревель. Эстляндской губ. Татарская ул. 20.)

Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden; nur bei Maschinenschrift wird die Prüfung gewährleistet.

Buchhandlung von G. Löffler, Riga.

Sandstraße 20.

Telephon 15-80.

Deutsche Monatschrift für Rußland, der Balt. Monatschrift 56. Jahrg., herausgegeben von Alex. Eggers.

Jahrgang 1914 in Heften 5 Rbl., geb. in 2 Bde. 6 Rbl. 20 Kop.,
in 1 Bd. 5 Rbl. 90 Kop.

„ 1913 in Heften 3 Rbl.
„ 1912 „ „ 2 Rbl.

Die Freunde der **Deutschen Monatschrift** seien noch besonders aufmerksam gemacht auf den **IV. Quartalsband** des Jahrgangs 1914 (enthaltend die Monate Oktober-November-Dezember), Preis 1 Rbl. 25 Kop., mit Porto 1 Rbl. 45 Kop., der eine ganze Reihe besonders interessanter Aufsätze enthält, wie: Aus dem Leben des weil. Moskauer Generalsuperintendenten S. Dieckhoff. — R. Winkler: König Karls XII. Zug nach Narva im Jahre 1700. — S. Semel: Die weltgeschichtlichen Voraussetzungen für die Entstehung des Naturalismus in der modernen Literatur. — E. Seraphim: Michael von Keutern, ein russischer Staatsmann unter Kaiser Alexander II. — Carl Worms: Narzissen. — Prof. P. Mitrofanoff: Rußland und Deutschland. — Norman Angell: Der Krieg und die Industrie. — D. Greiffenhagen. Zur Entwicklungsgeschichte des baltischen Litteratenstandes.

Vergoldungs- und Bildereinrahmungs-Atelier

RIGA

Wailstraße № 12.

Gustav Fedrowitz,

Telephon 4369.

Malerstraße № 12.

Gemälderahmen in allen Stilarten, für Bildereinrahmungen stets Neuheiten.

Neuvergoldungen an Rahmen, Möbeln u. inneren Architekturen u. s. w.

Печатать разрешается полицією.

Verantwortlicher Redakteur: Alexander Eggers.

Buchdruckerei Christoph Widwig, Reval, Breitstraße 5.

Deutsche Monatschrift für Rußland

der

Baltischen Monatschrift 57. Jahrgang

Herausgegeben von
Alexander Eggers

Nr. 5. 6.

Mai-Juniheft.

1915.

Nachdruck verboten.

Dorettchen.

Eine kurländische Erzählung aus alter Zeit von Elfa Bernewiż (Riga).

(Schluß.)

Siebentes Kapitel.

Seit jenem Tage lief Dorettchen noch stiller, noch blasser durchs Haus, und wenn sie allein war, rang sie heimlich die Hände.

Wie konnte sie Paul Wiedemann heiraten, da sie doch einen anderen so sehr liebte und dieser Weg so tief hinein in Sünde und Schande und Verzweiflung führte! Darum faßte Dorettchen einen Entschluß, der furchtbar war, denn sie, das kleine, schüchterne Dorettchen, hatte vor, das zu tun, was niemand im Hause und niemand auf dem Hofe, ja keiner der Herren in der Umgegend zu tun wagte! Sie wollte ihrem Vater den Gehorsam weigern, vor ihn hintreten und sprechen: ich kann Paul Wiedemann nicht heiraten!

Sie rang tagelang mit ihrer Angst, wie mit dem Tode, und als sie nun mit sinkenden Knien, im Kopf einen Wirbel angstvoll durcheinander hegender Gedanken, vor Pastor Isefelds Schreibzimmertür stand, die streng geschlossen war, denn es war Sonnabend, und er wollte nicht gestört sein, selbst in der anstoßenden blauen Stube durfte sich niemand aufhalten, da zwang die Verzweiflung ihr ein lästerliches Gebet ab: Gott möge sie sterben lassen, jetzt, in diesem Augenblick, damit sie ihr Leben voller Not und Qualen nicht zu Ende zu leben brauchte.

Vielleicht wäre sie nie in das Studierzimmer gelangt, und die Bitte, die über ihr Leben entschied, wäre nie gesprochen worden, hätte sich nicht in dem Augenblick drinnen ein Geräusch hören lassen, als stehe jemand auf, und in der Angst, der Vater könne schnell heraustreten und sie an seiner Tür finden, wie jemand, der heimliche Wege des schlechten Gewissens schleicht, drückte sie die Klinke auf und stand vor dem Vater.

— Was willst du? herrschte er sie an. Es ist Sonnabend, ich will nicht gestört sein. Geh sofort hinaus!

Aber Dorettchen rührte sich nicht vom Fleck. Ihr war klar, daß sie jetzt dableiben mußte, weil ein zweites Mal einen solchen Augenblick zu durchleben, es ihr an Kraft und entschlossenem Mut fehlen würde.

— Geh, sagte Pastor Jlesfeld noch einmal und schrieb weiter an seiner Predigt, als wäre niemand im Zimmer.

Als er den Kopf nach einer Weile hob, stand seine Tochter noch immer da, und wie er sie nun näher ansah, da las er auf ihrem Gesicht eine Botschaft geschrieben, die sich an ihn richtete.

— Was willst du? fragte er kurz.

— Vater, stammelte Dorettchen, Vater! und brachte kein weiteres Wort über die Lippen.

Da dämmerte in Pastor Jlesfeld eine Ahnung der Wahrheit auf, er wußte, worum sein Kind ihn bitten wollte, und seine Augenbrauen fuhren zornig in die Höhe. —

— Ich frage dich zum zweiten Male: was willst du? Sprich! Oder verlaß augenblicklich mein Zimmer!

— Ich kann Paul Wiedemann nicht heiraten, sagte Dorettchen.

— Du kannst Paul Wiedemann nicht heiraten? Ja, wer hat dir denn das eingeredet? Das ist ja eine schöne, eine erfreuliche Neuigkeit!

— Ich kann Paul Wiedemann nicht heiraten, wiederholte Dorettchen.

— Kind, sprich keinen Unsinn, sagte Pastor Jlesfeld ruhig. Du bist krank. Komm, laß mich deinen Puls fühlen . . . du hast kaltes Fieber! Geh, schlaf dich aus, wir sprechen morgen weiter. . .

Dorettchen ging nicht nach der Thür, sie trat näher an den Schreibtisch und griff mit den Armen rückwärts, wie um eine Stütze zu gewinnen für ihre sinkenden Glieder.

— Ich will ihn nicht heiraten, sprach sie wie von Sinnen.

— Du — wirst — ihn — nicht — heiraten? stieß Pastor Jlesfeld, jedes einzelne Wort schwer betonend, heraus. Du wirst ihn nicht heiraten? Ja, wer ist hier eigentlich der Berrückte von uns beiden? Bin ich es oder bist du es? Ich verstehe nicht, ich begreife nicht . . . er griff sich wie verwirrt an den Kopf. Warum willst du ihn nicht heiraten? Antworte! schrie er, als Dorettchen nicht gleich sprach.

— Ich liebe ihn nicht. . .

— Du liebst ihn nicht! Wie willst du auch mit deinen dummen neunzehn Jahren schon wissen, was Liebe ist! Wer verlangt denn auch von dir, daß du Paul Wiedemann lieben sollst? Du Grünschnabel, schrie er plötzlich auf in rasendem Zorn, willst du mehr vom Leben wissen, als ich alter erfahrener Mann? Glaubst du, das Leben ist so, wie es in deinen Romanen beschrieben ist? Brennende Leidenschaft. . . Ewige Liebe. . . Er fuhr mit der Hand durch die Luft, als scheuche er lauter verächtliche Gespenster von sich. Ich sage dir, ich, der das Leben kennt, es verlangt mehr von uns, als schöne Gefühle. Frage doch die verliebten Brautpaare nach zehnjähriger Ehe, was sie von dem ganzen verliebten Getue dann noch halten? Heirate erst, und einen prächtigen Menschen, wie Paul Wiedemann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, und du wirst erfahren, was Liebe ist! Liebe kommt in der Ehe: zusammen tragen, zusammen leiden, sich zusammen freuen — kurz miteinander leben, — das ist Liebe, vor der ich mich beuge, aber alles verlebte Getue und Getändel, die verliebten Brautgefühle sind nicht mehr wert, als ein Strohfeuer, das keine Wärme gibt!

Dorettchen stand regungslos. Des Vaters Worte brausten über sie hin, wie ein wildes furchtbares Wasser. Sie hörte sie kaum und verstand sie nicht.

— Oder hast du eine andere Liebe? Sag es mir bitte, ich will dir nicht im Wege sein! Und wer sollte es denn auch sein? Einer von Fritz Hefelds Söhnen? Hans? Peter? oder Joachim? Willst du warten, bis die ausstudiert haben? Oder vielleicht, bis der junge Sumahlsche um dich wirbt . . . da kannst du freilich lange warten. Kind — sagte er und sein Ton wurde ganz sanft, fast freundlich, — ich habe dich doch beobachtet, ich weiß, daß du dir aus keinem Manne in der Gegend etwas machst, auch wenn du vielleicht anders darüber denkst! Das sind kindische Torheiten, die zerreißen vor dem wirklichen Leben wie die Spinnweben, wenn der Wind hinein bläst. Geh jetzt, und wir wollen nicht mehr davon sprechen!

Da sank Dorettchen in die Knie und rang die Hände empor in stehender Angst.

Pastor Hefeld erhob sich aus seinem Sessel. Er reckte sich zu seiner ganzen Länge und trat in furchtbarer Majestät vor sein Kind, das vor ihm am Boden lag.

— Du willst mir trohen? sprach er und seine Stimme kündete Sturm und Gewitter. Weißt du, was du damit tun willst? Wenn ein Knecht mir nicht gehorcht, so lasse ich ihn peitschen, und wenn einer meiner Patrone nicht meiner Meinung ist, dann lasse ich ihn fühlen, wer von uns den festesten Willen hat! Ich hatte sie alle gegen mich, als es sich darum handelte, die Kirche neu zu bauen. Sie wollten einen anderen Platz, ich allein stimmte für die alte Stelle. Sieh hinaus, schrie er auf und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gegenstände auf ihm klirrend aufsprangen. Wo steht meine Kirche? Und du, du Kind willst mir Troh bieten!

Dorettchen wand sich am Boden.

— Hast du das vierte Gebot vergessen, oder meinst du, einem neu-modischen Frauenzimmer tue nicht mehr not, darnach zu handeln? Wer ist hier Herr im Hause, ich oder du? Ich meine wohl ich, und so lange ich am Leben bin, bestimme ich den Geist in meinem Hause, und der heißt Gottesfurcht und Ehrfurcht vor den Eltern. Sofort sagst du mir das vierte Gebot!

Dorettchen am Boden flüsterte:

— Du sollst Vater und Mutter ehren . . .

— Ehren! schrie ihr Pastor Hefeld dazwischen . . .

— . . . auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden.

— Und wie ehrst du deine Eltern? Wie dankst du es ihnen, wenn sie für dein Wohlergehen auf Erden sorgen, für dich denken und in die Zukunft sehen? Du willst selbst für dich sorgen! Kennst du das Leben etwa besser, als deine Eltern? Du denkst dir wohl, die Freier wachsen in Kurland aus dem Boden, wie die Pilze bei Regen? Jede Woche kommt ein anderer in der Staatskalesche vorgefahren und du kannst nur so wählen. . . . Heutzutage kann man froh sein, wenn man eine Tochter unter der Haube hat! Oder erscheint dir das Los deiner Tanten nachahmungswert? Dasthen bis in alle Ewigkeit und auf den Rechten warten, bis man alt und grau und mürrisch wird, sich selber und anderen eine Last! So . . . jetzt wird kein Wort mehr über die Sache gesprochen. . . . Er reckte den Arm nach der Thür . . . Hinaus!

Dorettchen erhob sich, der Wagen des Schicksals war über sie hingegangen, er hatte sie zermalmt. Langsam, ohne den Vater anzusehen, ging sie nach der Thür.

Sie suchte die Mutter. Sie fühlte, daß diese Stunde zu schwer, zu dunkel war, um allein durch sie zu gehen.

Es war eine ängstliche Stille in den Räumen, als hätte das Unwetter, das in der Studierstube getobt, seine Wogen bis in den letzten Winkel des Hauses geschlagen. Nichts rührte oder regte sich, die Schwestern waren verschwunden, die Mutter nicht da.

Doretchen raffte ihre letzte Kraft zusammen und ging durch die Küche, wo die Leute beim Besperbrot saßen.

Sie fand die Mutter in der Speisekammer. Dort stand sie am Fenster und weinte.

Es wurde kein Wort zwischen ihnen gewechselt, sie schlossen einander auch nicht in die Arme, ruhig blieb die Pastorin am Fenster stehen, sie fuhr sich nur häufiger mit dem nassen Tuch über die Augen, seit sie in die toten Augen ihres Kindes gesehen, und Doretchen setzte sich still auf die Mehlkiste im Winkel und schluchzte dort hoffnungslos in sich hinein.

Sie sprachen nicht mit einander, sie klagten niemand an, sie lehnten sich nicht heimlich auf, aber es war doch tiefe Trost wortlosen Verständnisses in diesen stumm geweinten Tränen, das trostreiche Ineinanderfließen von zweierlei Geschick, das Sichbeugen und Gehorchen hieß und seine Last tragen, stumm und ergeben, bis an die Grenze der Kraft.

Es war Doretchen gut, daß in diesem Augenblick jemand da war, der ihr half, sonst hätte sie sich vielleicht einsam gefühlt, weil draußen das Leben gleichmütig seinen gewohnten Gang ging, das Vieh von der Weide kam und brüllend zur Pumpe stampfte, der Schwengel kreischend hin und her flog und Sappe vor der Rükchentür ihr eintönig zärtliches „zipp, zipp zahling“*) rief, den Hühnern das Abendfutter streuend.

Dann kam ein wunderlicher Abend, so wie er droben in dem stillen Mädchenzimmer des Birseneeker Pastorats noch nicht erlebt worden war.

Dunkle Angst hockte in den Winkeln und sah schwarz heraus, und die unbestimmte Schwere eines abziehenden Ereignisses, das fortgehend seinen Schatten noch lange hinter sich herzieht, drückte die Gemüther.

Constanzchen und Luischen wußten nicht, was vorgefallen war, aber sie fühlten, daß es schwer und schrecklich gewesen sein mußte: des Vaters Gesicht zum Abendbrot war furchtbar gewesen und das lastende Schweigen während der Mahlzeit ängstlicher, als jedes laute Schelten.

Und nun lag Doretchen in ihrem Bett und weinte und schluchzte, daß es jämmerlich durch das Zimmer klang. Mit einem Gefühl, das aus Angst und Ehrfurcht seltsam gemischt war, sahen die Schwestern zu Doretchen hin, aber sie machten einen scheuen Bogen um ihr Bett, denn als Constanzchen versucht hatte, ihr gutmütig tröstend über das Haar zu streichen, da war das sanfte Doretchen heftig aus ihren Rissen gefahren, und, die Hände der Schwester mit einer wilden Geberde des Abscheus von sich stoßend, hatte sie angefangen eintönig jammernd immer wieder dasselbe zu rufen:

— Laßt mich in Frieden, laßt mich nur in Frieden!

Nun duckten sich die beiden in ihren Betten, fürchteten sich vor der Dunkelheit, vor der eintönig klagenden Regenmelodie am Fenster und vor Doretchens großem Jammer.

Als es Nacht wurde, kam die Mutter und saß still, die Hände im

*) Lettisch.

Schoß gefalten, in ihrer weißen Nachtjacke und dem runden Häubchen auf den dünnen Haaren an Dorettchens Bett, bis Constanzen und Luischen, durch ihre stille Gegenwart beruhigt, in Schlaf sanken, um Angst und Kummer zu verschlafen und frühlich aufzustehen, weil am anderen Morgen die Sonne doch wieder schien, bis auch ihr verweintes Kind, das arme traurige Dorettchen, stiller wurde und in Schlaf sank.

Achtes Kapitel.

Es war Dorettchen klar, nachdem des Vaters Zorn sie aus dem dämmernden Traumzustand gerissen und ihr die Augen für die Unabänderlichkeit ihres Schicksals geöffnet hatte, daß sie Ulrich Märzendorff noch einmal sehen mußte, um von ihm traurigen Abschied für immer zu nehmen.

Sie dachte dabei nicht an Paul Wiedemann.

Wenn sie sich auch immer wieder klar zu machen suchte, daß sie in gar nicht langer Zeit seine Frau sein würde, ihr Gefühl wußte nichts von ihm. Sie hörte nicht zu, wenn er ihr seine langen Geschichten erzählte, seine Küsse und ungeschickten Liebtosungen merkte sie kaum, ihre Seele kannte nur den einen: Ulrich Märzendorff, den fremden Mann, der, aus der Ferne gekommen und ihr friedliches Dasein heimlich und rätselhaft kreuzend, dessen stärkster Eindruck und ganze Sehnsucht geworden war.

Darum fragte sie niemand um Erlaubnis, sondern ging eines Tages am späten Nachmittag still davon. Ihn noch einmal sehen und die fremdbekanntenen Worte hören, die er zu ihr sprach, das allein, so meinte sie, würde sie stiller und ergebener in die künftige Leere ihres Geschicks gehn lassen.

Sie dachte auch nicht daran, einen Umweg zu machen, wie eine, die auf verbotenen Wegen ist, — geradeswegs ging sie durch die Sonne auf Birseneseen zu, lief mehr, als daß sie ging, bis sie atemlos vor dem Gitter ankam: dort blieb sie betroffen stehen, die immer verschlossene Pforte war offen und auf der Steintreppe zwischen den Rosen saß Ulrich Märzendorff, den Kopf in die Hände gestützt, verloren und verlassen da.

Nun erschrak Dorettchen doch, das Herz begann ihr zu hämmern, die Hände fielen ihr herab und sie rührte sich nicht vom Fleck.

Aber das Gitter bewegte sich und knarrte, Ulrich Märzendorff wandte den Kopf und sah sein Dorettchen, ganz blaß und schmal geworden, mit einer jämmerlichen Miene in ihrem Kinder Gesicht, vor sich stehen. Da wich der Ausdruck müder Verzweiflung von seinen Zügen, er lächelte und streckte ihr die Hand entgegen. Und Dorettchen machte ein paar Schritte nach vorne, faßte seine Hände und selbstvergessen sank sie auf ihn.

Und er vergaß, daß es eines anderen Mannes Braut war, die er in seine Arme schloß, dachte einzig und allein daran, daß er seines armen verlorenen Lebens letzten Glückschimmer noch einmal mit den Händen faßte.

— Es war ein schöner Traum von mir, daß ich dich einmal heiraten würde, sprach Ulrich Märzendorff. Aber es war Frevdel, davon auch nur zu träumen! Wenn ich mit einer Bitte vor deinen Vater getreten wäre, weißt du, was mein Los gewesen wäre? Mit seinen Händen hätte er mich vom Hof geheßt, mit seinen Händen! schrie er auf, als erlebte er in Wahrheit diese Pein.

Dorettchen weinte. Sie wollte ihn trösten, die Wunden verbinden, die das Leben hier geschlagen hatte, aber in der Einfalt ihres kindlichen Herzens wollte ihr nichts anderes einfallen, als daß sie leise und beschämt zu ihm sagte:

— Ich hätte dir keine gute Frau sein können, ich bin so dumm!

Und Ulrich Märzendorff, berauscht von der unschuldigen Süße dieses reinen Kindes, beugte sich zur Erde und küßte den Saum ihres Kleides :

— O Kind, Kind, sprach er zu ihr. Meinst du wir suchten im Weibe etwas, das uns gleich sei, und uns darum in unserer Qual versteht? Meinst du, wir sehnten uns nach uns selbst? O nein, o nein, du bist wie die Natur, die holdselige, die, ihr eigenes Rätsel nicht kennend, doch die Lösung in Händen hält, die ewig fremd, ewig fern doch das liebste, das nächste, das köstlichste ist, das ewige Erlebnis!

Er wischte ihr die Tränen von den Wangen. Weine nicht, Geliebte, das Leben scheidet uns, und es ist gut so. Du gehst von mir, dem Unglücklichen, zu den Glücklichen, den Lebensstarken, von denen du dich zu mir verirrt hast. Aber es wird mir schwer, dich ihnen wiederzugeben, denn ich hasse sie! In plötzlich aufflammendem Zorn stand er auf. Ich klage sie an, rief er, ich klage sie an! Sie sind auf mir herumgetreten, wie man auf Holz und harte Steine tritt, und wo sie nicht treten konnten, da sahen sie über mich hinweg in ihrem grenzenlosen Hochmut! Was gab ihnen ein Recht dazu, mich zu verachten und unter ihre Füße zu treten? Glaubst du, daß gerade die, die in ihrem lebensfernen Winkel froh an gedeckten Tischen sitzen, fern von Kampf und Lebensnot und jeder Leidenschaft, meine Richter sind? Was könnten sie, die von der Kindheit in die Mannesjahre, vom Alter in den Tod hinüberdämmern, von den Leiden eines Künstlers wissen! Sie wollen ja vom Leben nichts als den Alltag mit seiner Arbeit und seinem Frieden! Wer kennt hier die Not? Wer kann hier verstehen, wie dem zu Mute ist, der morgens aufwacht und nicht weiß, wovon er den Tag über leben soll, oder wie einem das Mittagbrot schmeckt, wenn man Woche um Woche nichts anderes hat, als Linsen um vierzehn Pfennige! Doretchen! Doretchen! so war mein Leben: ein Irren und Straucheln, ein wirres Stürzen von Traum zu Traum! Und der Ertrag: Sehnsucht! Sehnsucht! und ein paar Lieder, die dieser Sehnsucht Ausdruck geben. . . Es war zu wenig, Doretchen, zu wenig! Und Ulrich Märzendorff brach stöhnend zusammen, deckte das Gesicht mit den Händen und lag so auf den kalten Stufen zu Doretchens Füßen.

Sie saß still und feierlich, fühlte den eigenen Schmerz zusammen klingen mit der geheimnisvollen Tragik dieses verirrtten Lebens und dadurch größer und stiller werden.

Es dauerte lange, ehe Ulrich Märzendorff weiter sprach:

— Man soll verstehen, ehe man verurteilt! Bald wird es jedermann wissen, und sie werden es auch dir erzählen: Ulrich Märzendorff hat im Krüge gefessen und mit den Bauern getrunken! Man hat ihn im Rausch den Birse-necker Berg heraufschwanken sehen. . . Sie lügen nicht, sie erzählen dir die Wahrheit, ich habe getrunken da unten in dem schmutzigen Krüge. Wer kann von der Verachtung allein leben? Die Bauern rücken doch zur Seite, wenn ich komme, es ehrt sie, daß des Pastors Sohn mit ihnen trinkt! So grenzenlos verdirbt das Leben einen, daß man zuletzt zufrieden ist mit der Anerkennung von Menschen, die man verachtet. . .

Eine kurze halbe Stunde waren Doretchen und Ulrich Märzendorff zusammen, aber sie sprachen nun nicht mehr.

Wie die Sonne nach einem dunklen Tage noch einmal, ehe sie hinter den Wald sinkt, aus den Wolken tritt und ihren letzten Scheideblick leuchtend über die Erde wirft, so fühlten die beiden, daß diese traurig schöne Abschiedsstunde das letzte Lächeln ihres scheidenden Glücks war, ehe sie weiter mußten, ein jeder den eigenen Weg.

Die Rosen über ihnen nickten und wiegten sich im Winde, die Tabaksblumen öffneten ihre Kelche und dufteten betäubend, über den fernen Wald zog das letzte Sonnenlicht, der Abend kam.

Doretchen fühlte, daß sie jetzt gehen mußte, und Ulrich Märzendorff hielt sie nicht zurück. Abschiednehmend hielt er ihre beiden Hände.

— Fluche mir nicht, Doretchen, sprach er traurig, weil ich die goldne Ruhe deines Lebens gestört habe und du um meinetwillen viel hast leiden müssen! Laß es dich trösten, daß du die einzige Wohlthat warst, die der Verstoßene in seiner Heimat erfahren hat!

Dann ging Doretchen, und aufstöhnend sank Ulrich Märzendorff auf der Treppe zusammen. Undeutlich in all seinen Jammer hinein hörte er, wie die Gitterpforte ins Schloß fiel. Als er den Kopf wieder hob, war er allein, die Rosen dufteten um ihn, und er lag da, willenlos hingebrochen auf die kalten Kesseln eines unseligen Geschicks.

Es war nicht Sitte im Birseneeker Pastorat, daß jemand fortging, ohne zu sagen, wohin, darum geriet das ganze Haus in große Sorge, als man merkte, daß Doretchen verschwunden war und Stunde um Stunde verging, ohne daß sie wiederkam.

Jammernd liefen die Schwestern durch den Garten, sahen bald den Birseneeker Weg entlang und bald in entgegengesetzter Richtung, liefen dann wieder ins Haus:

— Ist denn Doretchen noch immer nicht da?

Die Pastorin war in die Speisekammer geflohen und weinte dort heimlich ihre bitteren Tränen der Angst. Das Gespenst von Birseneeken, das unselige Ende der Gräfin, drückte ihr das Herz ab. Das Kind war mit dieser Geschichte aufgewachsen, wer weiß wohin ihr Jammer sie führte.

Pastor Niefeld verbarg seine Angst. Er hatte jede Nachforschung verboten, er wollte kein Gerede aufkommen lassen. — In einer halben Stunde ist sie wieder da! sagte er kurz und ging in sein Zimmer.

Aber auch er sah nach der Uhr. Und eine halbe Stunde nach der anderen verrann. War Doretchen um acht nicht zu Hause, dann wollte er den Kutscher schicken, sie zu suchen.

Ruhelos ging er in seinem Zimmer auf und ab, sah aus dem Fenster und zog die Uhr:

Noch zehn Minuten!

Dann — der Zeiger rückte auf acht, schallte ein Freudentuf durchs Haus:

— Doretchen kommt!

Sie kam langsam den Birseneeker Weg herauf vom Herrenhause her. Sie sah rot und erregt aus, ihre Haare waren verwirrt, als wäre sie gegen den Wind gelaufen, die Augen abwesend, von Tränen und Träumen umflort.

— Wo warst du? rief der Vater ihr entgegen.

Doretchen sah ihn still an und schwieg.

— Wo warst du? Er hatte sie in das Vorhaus gezogen und die Thür ins Schloß geworfen, daß ein zitterndes Krachen durch das Haus geflogen war bis in das Gebälk hinauf.

Doretchen senkte den Kopf, legte die Lippen eigensinnig auf einander und schwieg. Mochten sie sie mit Ruten züchtigen oder gleich auf der Stelle töten, — ihres Lebens trauriges Geheimnis wollte sie sich nicht entreißen lassen.

Pastor Niefeld schollen die Adern an der Stirn und die Augen schienen

ihm aus dem Kopf zu treten. Die Angst, die er eben noch ausgestanden, mischte sich mit dem Zorn über die Widersehllichkeit seines Kindes und schüttelte ihn wie ein gewaltiger Sturm durch den ganzen Leib.

— Antworte! schrie er aus aller Kraft.

Und als Dorettchen immer noch nicht sprach, hob sich seine Stimme zu furchtbarer Gewalt:

— Dorette, ich bin dein Vater, ich habe das Recht dich zu züchtigen, noch bist du meiner Hand nicht entwachsen!

Mit seiner schweren Hand schlug er sie in das Gesicht, so daß sie schwankte und taumelte und auf die Knie fiel.

— Es ist furchtbar, daß du mich zwingst, das zu tun, sprach der Vater und verließ mit abgewandtem Gesicht das Zimmer.

Zitternd standen die Schwestern an der Wand. Seit Jahren hatte man solch eine Szene nicht erlebt, all die alte Kinderangst wurde in ihnen wieder lebendig. Sie wagten kaum zu atmen und die Augen zu heben.

Dorettchen lag am Boden. Es war nur ein Gefühl in ihr, daß es süß war, um der Liebe willen zu leiden. Sie dachte nicht daran aufzustehen; die rechte Hand auf den Boden gestützt, den Kopf gebeugt, verharrte sie regungslos, so wie sie unter dem Schläge zusammengebrochen war.

Endlich hob die Pastorin sie auf und führte sie in ihr Schlafzimmer. Dort bat sie sie unter Tränen, den Vater zu veröhnen, und um dieser Tränen willen, vielleicht auch unter dem leisen Mahnen des Gewissens, daß die heimliche Liebesstunde unter den Birseneker Rosen durch Leid gesühnt sein wollte, vor allem wohl, weil sie das gute kleine Dorettchen war, ging sie den schweren Gang nach des Vaters Stube, stand bebend vor seiner Thür und küßte dann unter Tränen die Hand, die er ihr mit kalt abgewandtem Gesicht hinstreckte.

Dann wurde Dorettchen krank und lag tagelang in einem hitzigen Fieber. Der Arzt wurde geholt, Paul Wiedemann kam und ging mit einem bedrückten Gesicht umher. Angst und Sorge, so schien es, wollten gar nicht mehr weichen von dem Birseneker Pastorat.

Neuntes Kapitel.

Nach dem heißen Sommer kam der Herbst früh und brachte kalte graue Tage. Als sei ihre Kraft durch die Sommerhize erschöpft, fielen die Blätter fast noch grün zur Erde; die Ästern und Reseden verblühten, ohne daß sie jemand pflückte und ins Haus hinauftrug. Dorettchen kümmerte sich nicht mehr um ihre Blumen, sie saß oben in der blauen Stube und nähte still und fleißig an ihrer Aussteuer.

Aber sie freute sich nicht über die Berge von Wäsche, die sie um sich entstehen sah, auch nicht über manches wertvolle Stück, das die Mutter aus den alten Truhen auf dem Boden heruntertrug, und als die Kiste aus Riga eintraf und die Schwestern unter frohem Gelächter und aufgeregter Neugierde den Stoff zum Brautkleide hervorholten und den Schleier dazu, zart, fein, durchsichtig wie ein Hauch, als allen zumute war, wie am Vorabend von Weihnachten, da ging Dorettchen still aus der Thür.

Die Tage wurden kürzer, die Blätter fielen, das Glück war zu Ende. Dorettchen sah nicht mehr zum Herrenhause hinüber, das viel deutlicher als im Sommer zwischen den kahl gewordenen Bäumen sichtbar war, das Haus

war ihr leer geworden, eine trübe Stätte der Sehnsucht und der Erinnerung, seit Ulrich Märzendorff nicht mehr darin wohnte.

Denn schon am Tage, nachdem er von Doretchen Abschied genommen, hatte er Birseneeken verlassen.

Doretchen erfuhr davon durch Paul Wiedemann, der einmal — sie war eben von ihrer Krankheit genesen — während des Kaffees davon anfang.

— Also Ulrich Märzendorff ist glücklich wieder über alle Berge... sagte er.

Pastor Jlesfeld zuckte die Achseln und machte so drohende Augen, als läge schon ein Unrecht darin, eine solche Charakterlosigkeit in seiner Gegenwart überhaupt zu erwähnen. Was ist geschehen? fragte er.

— Gott weiß, eines Tages kommt er zur Blimberg und erklärt ihr, er müsse fort, er könne es nicht mehr ertragen in Birseneeken. Also er packt seine Siebensachen, bestellt sich den Juden und ist auf und davon und über alle Berge!

— Mir seinen Abschiedsbesuch zu machen, hat er jedenfalls nicht für nötig gehalten. Nur so viel steht fest: hier hat er sich auch wieder unmöglich gemacht, unten im Krüge gefessen und mit den Knechten getrunken.

— Ist es die Möglichkeit! rief Pastor Wiedemann verwundert aus. Und ich hab wieder gedacht, mag er sein, wie er will: Haltung hat er noch in Anzug und in Allüren. Wer seine Vergangenheit nicht kennt, sieht sie ihm nicht an...

Pastor Jlesfeld nickte nachdenklich vor sich hin.

Die Märzendorffs sind eine gute Rasse, die hält doch wenigstens nach außen, wenn auch innerlich schon alles faul und hohl und tot ist.

Seitdem war von Ulrich Märzendorff nicht mehr die Rede im Birseneeker Pastorat, Doretchens Hochzeit nahm alle Gedanken in Anspruch.

Die Einladungen zu dem Fest flogen durch ganz Kurland.

Im allgemeinen war man zufrieden mit der Verlobung, besonders die, die sie hatten kommen sehen. Als Paul Wiedemann nach Sumahlen gewählt worden war, in die unmittelbare Nähe der drei schönen Kinder im Birseneeker Pastorat, da war es doch fast selbstverständlich, daß er, der schon in vorgerückten Jahren stand, die Frau nun endlich dort fand.

Nur die Tanten waren nicht ganz einverstanden, sie meinten, Constanzen hätte besser nach Sumahlen und zu Paul Wiedemann gepaßt, als Doretchen, die zwar schöner, aber lange nicht so gescheidt war, wie die ältere Schwester; auch fanden sie, daß die Wiedemanns nicht ganz auf der Höhe der Jleselde standen. Zwar war Paul Wiedemanns Vater schon Pastor und eine einflußreiche Persönlichkeit in Kurland gewesen, aber sein Großvater war als schlichter Handelsmann ins Land gekommen, und hatte in Hasenpot seinen Kramladen gehabt, in dem er selber Schnittwaren abgemessen hatte und Kohl und grüne Seife verkauft. Und wenn das auch schon lange her war, Traditionen lebten auch lange in Kurland.

Eines Nachmittags ging Doretchen ins Herrenhaus, um von der Blimberg Abschied zu nehmen.

Sie hatte sich die Erlaubnis zu diesem Gange vom Vater erbeten, denn seit Doretchen einmal einen Nachmittag fortgeblieben war, durfte keines der Mädchen den Hof ohne besondere Erlaubnis verlassen. Wenn auch Pastor Jlesfeld genau zu wissen meinte, was er von dem damaligen Ausbleiben seiner Tochter zu halten hatte, daß da nichts weiter dahinter gesteckt

hatte, als ihre mädchenhafte Empfindsamkeit, die sich unverstanden wähnte, und sie so mit dem Gefühl ihres vermeintlichen Unglücks gerne allein war, so hatte er doch solche einsame Promenaden als unnütz unterfangt.

Heute ließ er sie gehen, denn die Schwestern steckten bis über die Ohren in Hochzeitsvorbereitungen, und ohne von der Blimberg Abschied genommen zu haben, konnte Dorettchen nicht aus Birseneeken fortziehen.

Es war ein klarer windiger Tag, der Wind trieb die Blätter vor sich her und jagte zerrissene Wolkenfetzen über den Himmel, der, eine kalte durchsichtig grünliche Glocke, über der Erde stand, gleichgültig herabsehend, als ginge sie, die ihren Sommertraum zu Ende geträumt hatte und alle blühende Schönheit eingebüßt, ihn nun nichts mehr an.

Dorettchen ging schnell. Sie froh und zog sich die warme Mantille fester um die Schultern.

Das war nicht mehr dasselbe Dorettchen, das fröhliche Kind, das unter lächelnden Träumen gedankenlos seiner Wege lief, — das war ein unter sein Schicksal gebeugter Mensch, dem die Bürde des Lebens schwer auf den Schultern lag. Auch ihr Gang hatte alles Leichte, fröhlich Federnde verloren, sie ging langsam und schwerfällig, und ihr Kleid, das früher jede Bewegung ihres Körpers lustig wippend begleitet hatte, lag ihr schwer um die Glieder.

Anfänglich hatte Dorettchen gemeint, Ulrich Märzendorff hätte ihr genug gegeben, um ein ganzes langes Leben von dem süßen, heimlichen Schatz zu zehren, nun spürte sie, wie die Erinnerung schwer und dumpf und schattenhaft wurde, und die Tage mühseliger zu durchleben. Noch immer hoffte sie, irgend ein himmlisches Ereignis würde sie von der trüben Gegenwart erlösen und ihr den ungetrübten Frieden, die Heiterkeit und selige Erwartung früherer Zeiten wiedergeben. Aber es geschah nichts, die Tage rollten vorüber, einer glich dem anderen, und ein jeder führte sie ihrem Hochzeitstage näher.

Dorettchen stand am Gitter. Verwelkt hingen die Rosen, braun und tot: die Blätter waren abgefallen und die kahlen Stämme zeigten widerwärtige Dornen. Das einsame Kind schauderte und ging weiter. Halb ängstlich, halb neugierig sah ihr der dumme Graf aus der Herberge nach. Ihm war es draußen auch zu kalt geworden, er suchte jetzt die letzte spärliche Sonne am Fenster.

Dorettchen ging in den Park hinein und setzte sich auf die weiße Bank, auf der damals Ulrich Märzendorff gesessen hatte.

Das Gras war gelb, die Birken am Teich kahl, nur hin und wieder zitterte noch ein braunes Blättchen verloren in der kalten Luft. Der Sommer war vorüber, Ulrich Märzendorff fort.

Dorettchen saß still und fühlte, wie das Leben rinnt und jedes Erlebnis in seine gleitenden Kreise zieht; sie begriff, daß ihre Kindheit, ihr stilles freundliches Mädchenleben zu Ende waren, daß ihr das Leben so süß und sorglos nicht wiederkehrte.

Und sie weinte darüber und sah Bild auf Bild still vorüberziehen.

Nun kam der Winter, auf den Feldern um Birseneeken lag Schnee, die Welt wurde weiß bis an den Horizont. Die Schwestern fuhren auf kleinen Schlitten die Schlucht hinunter — Dorettchen war nicht mehr dabei.

Weihnachten kam, der Kutscher holte den Tannenbaum aus dem Walde und die große Kiste mit Gewürz und Süßigkeiten aus der Stadt, sie konnte

nicht mehr beim Auspacken dabei sein und das neugierige Näschen prüfend an jede Lüte halten; Lichte wurden gezogen, Schokolade und Wurst gemacht, — Doretchen half nicht mit.

Sie war fern, saß einsam in dem großen, fremden Sumahl'schen Pastorat, wenn der Frühling nach Birseneeken kam, der Storch sein altes Nest auf der krüppeligen Weide am Hange bezog und die Amsel auf der höchsten Spitze der alten Tanne ihr sehnsüchtiges Lied in den Frühling hinein sang. Dann stiegen die jungen geheimnisvollen Säfte in den Bäumen, die Birken am Teich schlugen zuerst aus, der Wind trug ihren saftigen Geruch ins Pastorat hinüber.

So zog noch einmal das alte Birseneeker Leben, fern und sonnig, an ihr vorüber, grüßte abschiednehmend und schwand für immer.

Doretchen dachte nicht weiter, sie schnitt sich die Fäden ihrer Gedanken dort ab, wo sie anfangen von dem alten Leben zu dem neuen hinüberzuspinnen, das hier, auf dieser Bank, für sie begonnen hatte. Sie fühlte keine Kraft in sich, auch nur ein Bild daraus lebendig werden zu lassen, mit dem leisesten Finger daran zu rühren, denn das war ein Abgrund so voller Leid und Qual und dumpfer Lebensangst, — sollte man da hinunter, so sank einem der Mut.

Der Abend kam und die Schatten wuchsen, Angst und Gespenster schlichen über die Wege, zitterten in den Bäumen und hoben sich schwarz aus dem Teich. Doretchen lief davon, so schnell die Füße sie trugen, und atmete wie erlöst auf, als sie in Blimbergs warme Stube trat.

— Wie gehts, Blimberg?

Wie immer, wenn Besuch kam, hatte die Alte ihren Schrank geöffnet und frante an den Blechbüchsen.

— Wie soll es gehn? Ein Tag vergeht wie anderer, kalt is, Winter kommt frieh dies Jahr, räsonnierte sie unzufrieden und schob noch einen Scheit Holz in den Ofen. Eizen kann man von morgen bis abend.

— Blimberg, was hast du da für eine Arbeit?

— Ich äkle kleines Deckchen für Frau Doktorin. . .

— Es ist eine mühsame Arbeit.

— Was ist das gegen frieher, da ab ich Perlen nähen kennen, so fein wie Staub, Errschapten aben sich gewundert, wenn sie meine Arbeiten gesehen aben, Antuchalter un Teedeckchen un Stickerei um Fuß von Teemaschine für junge Frau Gräfin. Aber jeß sind Augen alt, man muß ihnen schonen, wenn man nich blind werden will. . .

— Blimberg, wie alt bist du eigentlich?

— Gott weiß, ich ab die Jahre nich gezählt, die ich auf Buckel abe.

— Blimberg, wie ist es, wenn man alt ist?

— Nu wie soll es sein? In Jugend is ein Tag immer anders als anderer, in Alter sind alle gleich. Reittigkeiten gibt es gar keine mehr, einzige Reittigkeit is Tod, wenn kommt. . .

— Blimberg, ist das Leben schwer?

— Gewiß is schwer, für Errschapten oder für Leite, ganz einerlei. Unser Errgott at so eingerichtet, denn wird wohl so gut sein für Menschen.

Die Uhr tickte schläfrig, die Minuten rannen, die Zeit, das Leben. Ja, es war ja wohl gut so für Gottes Menschenkinder, daß sie viel leiden mußten auf seiner Erde.

— Übermorgen ist mein Hochzeitstag, sprach Doretchen schwer.

— Ja, ja, wenn man jung is, dann fährt man zu Trauung nach Kirche, un wenn man alt wird, legt man sich in Sarg, das is nu mal nich anders in Leben, sagte Blimberg gleichmütig.

Doretchen hatte bis jetzt gedacht, ihr Schicksal wäre einzig schwer und trostlos, aber nun, unter der erfahrenen Weisheit dieser alten Frau, wurde es gewöhnlicher und gleichgültiger, ordnete sich ruhig in das übrige Weltgeschehen ein. Sätte sie nun weiter gesprochen: Blimberg, ich liebe den Mann nicht, den ich heiraten muß, — sie hätte ruhig geantwortet: Du bist nicht die erste Frau in Kurland, die ohne Liebe vor den Traualtar tritt, und wirst die letzte nicht sein. Erst weint man, dann vergift man; du bist nicht anders, als die anderen.

Dann kam Blimberg auf die Wirtschaft zu sprechen und erteilte Doretchen, als einer künftigen Hausfrau, allerlei guten Rat, verriet ihr das Geheimnis, gewöhnliches Lammfleisch in regelrechten Rehbraten mit Wildgeschmack zu verwandeln, sprach von der Zubereitung ihres berühmten Kartoffelpuddings mit Speck, und wie sie ihre klaren Säfte einkochte. Sie wurde ordentlich lebhaft dabei, schnitt den Braten in der Luft auf, rührte den Budding kunstgerecht von links nach rechts, weil doch Ei dabei war, streute Pfeffer, Salz und Gewürz aus Büchsen, die sie aus der Luft griff und wieder in die Luft zurückstellte.

Doretchen nickte hin und wieder mit dem Kopf in Blimbergs Vortrag hinein; in Wahrheit hörte sie nicht zu, sah vielmehr gedankenvoll auf den öden Hofplatz hinaus, und es wurde still und stiller in ihr. Laife sanken die Blätter, und jedes, das müde zur Erde fiel, schien zu sprechen: vorüber! Und daselbe sagten auch die Mauern von Birsenneken, der tote Hof, und jeder Busch und Strauch auf ihm und jeder Stein am Wege: Birsenneken, das stille Grab, in dem so viel Glanz und Reichthum, so viel Glück und Erlebnis begraben lag, hatte nun auch Doretchens Schicksal hineingezogen in sein totes, wunderliches Sein.

Vorüber! summte es in ihren Ohren, vorüber!

Doretchen rutschte von der Fensterbank, die seit den Kindertagen ihr Platz in Blimbergs Stube war. Als Mädchen würde sie nicht mehr auf ihm sitzen.

Blimberg trat mit ihr vor die Thür und sah nach dem Himmel.

— Diese Nacht kommt Frost, sagte sie frierend, man muß Blumen vom Fenster abrücken. . . Nu leben Sie wohl, Freilein Doretchen. Gott behiete Ihnen! Wenn lieber Gott mich in diese drei Tage nich bei sich ruft un gutes Wetterchen schenkt auf ihren Hochzeitstag, dann will alte Blimberg auch nach Kirche kommen! Arrendator at schon gesagt, er spannt an un nimmt mir mit.

— Ja, Blimberg, leb wohl!

— Wenn kommen Sie denn wieder nach Birsenneker Errenaus?

Doretchen schlug die Augen zu Boden.

— Ich glaube, Blimberg, ich komme nicht wieder.

Als die Alte in der Stube stand, waren ihr die Augen noch voller Tränen, und länger als sonst zögerte sie, ehe sie die Lampe holte, saß still in der Dämmerung und seufzte vor sich hin.

Doretchen ging unterdessen langsam dem Pastorat zu. Immer wieder wandte sie den Kopf und sah zurück, bis ihr die frühe Dunkelheit alle Linien verwischte und Birsenneken, die Stätte ahnungsvoller Herrlichkeit, in die

Dämmerung gesunken war. Dann tauchte das Heimathaus zwischen kahlen Bäumen auf. Als hätte die Natur selber diesen Hof gebaut, so selbstverständlich stand zwischen den hohen Bäumen eingewurzelt das Wohnhaus da, von Ställen, Klee- und Herberge umgeben.

Es war so schwer, von Birseneken zu scheiden. Dorettchen schlich die Tränen über die Wangen, leise ging sie ihr Zimmer hinauf. Da schwang ihr vom Bodenfenster die alte lustige Schaukel entgegen. Jetzt dachte niemand daran, sich auf ihr zu wiegen, ruhelos peitschte der Wind sie hin und her und Dorettchen dachte traurig: Vorüber!

So kam der Hochzeitstag heran, den Berg herauf rollten schon die Wagen der Gäste.

Auf Pastor Ilesfelds Wunsch sollte es eine große Hochzeit werden, ein Fest, von dem das ganze Land sprach, wo sich zeigte, daß die Jungen noch zu tanzen verstanden und die Alten ihre fröhlichen Geschichten zu erzählen und froh zu sein auf ihre Art, wo jeder fühlte, daß die Freude noch nicht tot war in Kurland.

Alle Gastzimmer waren eingerichtet, man hatte in der Herberge drei Räume hinzugenommen und in der Knechtswohnung Platz geschafft für die Kutscher.

Bald schallten Lachen und Sprechen aus allen Zimmern, im Eßzimmer hörte das Tellerklappern gar nicht auf, und aus dem Schreibzimmer, wo die alten Herren zusammensaßen, fuhr der Zigarrendampf wie eine dicke blaue Wolke heraus, so oft die Thür ging. In der blauen Stube saß unterdessen die Jugend beisammen, die Brautjungfern banden den Myrtenkranz, ließen sich necken und entwandten dabei heimlich und abergläubisch ein Myrtenreislein, daß ihnen die Zukunft ein ähnliches Glück bescheren wolle.

Mit der frühen Dunkelheit wurden Lichter und Lampen angesteckt, und das Tanzen begann.

Wie ein Fremdling saß Dorettchen zwischen der fröhlichen Jugend und sprach fast gar nichts. Es wunderte sich aber niemand darüber, man verlangte nicht von einer Braut, daß sie noch viel Interesse für Mädchenunterhaltungen und Neckereien zeigte, und wer hatte auch Dorettchen Ilesfeld je anders als schweigsam gesehen?

Sie aber mühte sich, zum Leben zu erwachen, quälte sich um die Vorstellung, daß alles um sie Wirklichkeit war, daß sie und Paul Wiedemann, der mit einem zufriedenen Lächeln neben ihr saß, zuweilen ihre Hand faßte und ihr dazu allerlei von Haus und Hof und Garten erzählte, von morgen an zusammengehörten für Zeit und Ewigkeit.

Da wurde in ihrer Nähe ein Gespräch geführt, unwillkürlich horchte sie hin, denn ihr Onkel, der Propst Ilesfeld, sprach sehr laut.

— Ist nicht möglich, rief Hans Torberg verwundert dazwischen, und der Propst versicherte mit erhobener Stimme:

— Verlaß dich darauf, ich hab ihn mit meinen eigenen Augen gesehen! Wie ich über den Hof fahr, steht da ein Mensch vor dem Hause und sieht an der Mauer hinauf, als wäre da Gott weiß was zu holen. Ich denk: das ist doch kein Bauer! Wie ich nun näher heranfahre, verkriecht er sich vor mir wie ein Hund hinter das Haus. Nun, ich hab auf meine alten Tage noch Augen wie ein Luchs und erkannte ihn sofort. Ich hab ihn noch vorigen Tag hier gesehen. Elend und abgerissen sah er aus, wie ein Bettler!

Bald wußte es jeder im Saal, daß Ulrich Märzendorff in Birseneeken war. Man hatte verschiedenes Unliebsame von ihm gehört.

Propst Jlesfeld wußte zu erzählen, daß er daheim beim alten Märzendorff gewesen war; die Auseinandersetzungen, die die beiden mit einander gehabt hatten, hatten aber nur dahin geführt, daß Ulrich Märzendorff sein Vaterhaus wieder verlassen hatte. Pastor Torberg hatte gehört, daß er sich vergeblich in Mitau um eine Anstellung bemüht habe, und Doktor Junker hatte ihn in Riga bei einem gemeinsamen Bekannten getroffen, den er um eine Summe Geldes angegangen.

So hatte er sich schließlich von Pastorat zu Pastorat gebettelt, ein unwillkommner Gast, wo er sich zeigte.

— Da klagt man nun die Götter an und schreit über sein Schicksal! gab Pastor Jlesfeld sein Urteil ab. Wer ist schuld an dem ganzen Elend? Er selber! Was hat er in Birseneeken getan? Gefaulenzt vom Morgen bis zum Abend! Ohne Selbstzucht kommt man nicht durch die Welt, selbst dann nicht, wenn man meint, ein Künstler zu sein. . .

Nun war Doretchen zum Leben erwacht, aber was sie sah, war angstvoll und schrecklich. Während sie immer wieder durch den Saal flog, denn jeder der Herren wollte noch einmal mit Doretchen Jlesfeld tanzen, ehe das fröhliche Leben für sie ein Ende hatte, schien es ihr, als wollten alle Kerzen im Saal erlöschen, schienen Tod und Elend zum Fenster hineinzusehn, kreischten die Zweige der alten Linde, die der Wind über das Dach rieb: elend und verkommen! elend und verkommen! bettelnd von Haus zu Haus! Es war so furchtbar sinnlos, daß sie hier in Glanz und Wärme saß und Ehre und Liebe sie umgaben, daß sie nicht bei ihm sein konnte, der allein und voller Jammer in dem leeren Hause saß! Und war es nicht eine furchtbare, lieblose Ironie des Schicksals, daß man ihr gerade in diesem Augenblick Kranz und Schleier brachte, das junge ausgelassene Volk mit hoffnungstrogen Augen um sie stand und sie in einem langen Liede als die Glückliche, die Erwählte pries? Konnte sie, als dann um Mitternacht, nach altem lustigen Brauch, klrrendes Gepolter das Haus erfüllte, anderes darin hören, als Glück und Hoffnung, die der kommende Tag für immer in Scherben und Splitter schlug. . .

Es war eine verzweifelte Angst in Doretchen, die sie angstvoll hinhorchen ließ, so oft sie zwei lebhafter mit einander sprechen sah, ob nicht sein Name an ihr Ohr schlug, und so stand sie denn auch von einer unseligen Ahnung getrieben dabei, als Doktor Junker eintrat, ein verspäteter Gast, auf dessen Gesicht der Widerschein eines trüben Erlebnisses wie ein Schatten lag, und hörte ihn sagen, daß er von Ulrich Märzendorffs Sterbebett komme. Was weiter gesprochen wurde, hörte sie nicht, denn die Herren dämpften die Stimmen und es war ein starkes eintöniges Gausen in ihren Ohren, so als brandete das Meer um sie und zerschlugte hart Welle um Welle, auch zerrannen ihr die frohen Gesichter und hellen Kleider mit den Klängen der Musik und dem lustigen Flimmern der Kerzen in eine einzige unsichere Lichterscheinung, die sich wirbelnd um sie drehte, bis der Nebel wich und sie ihres Vaters Gesicht ganz hart und scharf vor sich sah und ihn mit furchtbarer Feierlichkeit sagen hörte:

— Ein Leben ohne Gott zerrinnt im Abgrund! Er erbarme sich dieser Seele! so als träte er von einem offenen Grabe zurück, in das er einen letzten erbarmenden Segen hinabgerufen.

Dann lief Doretchen in den Garten hinaus. Die frohen Hochzeitslichter warfen einen hellen Kreis um das Haus, aus jedem Fenster flogen Lichtbahnen

über die Wege und Beete und das kahle Gebüsch, aber der Garten stand schwarz, der Himmel eisig darüber, im kühlen Lichtgefunkel unzähliger Sterne.

Doretchen ging in die Lindenlaube und stieg auf die Bank, wie sie so oft in den vergangenen heimlich-glücklichen Tagen getan. Sie blickte nach dem Herrenhause, aber da sah kein Lichtchen herüber, kein heller Schein seiner weißen Mauern, Doretchen sank von der Bank herab und kauerte, das Gesicht in den Händen, am Boden, sinnlos zusammengekrümmt in dem Gefühl namenlosen Unglücks, bis sie nichts mehr von sich wußte und warum sie da am Boden lag in großer tränenloser Verzweiflung, nur noch dunkel empfand, daß es schwer war, so allein zu sein in der furchtbaren Einöde seines Geschicks, daß die Nacht erbarmungslos dunkel um sie stand und die liebe alte Linde ihres Heimatgartens die letzten traurigen Blätter des Jahres über sie warf.

Aber es dämmerte ihr, daß sie so nicht länger daliegen konnte, daß sie zurück mußte zu dem Fest, das ihren Ehrentag feierte. Das Leben rief, und Doretchen stand auf. Als sie so noch einmal durch den Garten ging und dabei in den Himmel sah und in das ferne ewige Leuchten der Sterne, trat ihr, dämmernd und fromm, die Ahnung davon ins Bewußtsein, daß jedes Erdenleben ein Kreislauf ist, das zurückfließt in den ewigen Urgrund, von dem es einst kam, und daß es dabei gleichgültig ist, welche Ringe es auf diesem Wege zieht.

So klopfte sie sich den Sand von den Knien und strich sich die trockenen Blätter aus den Haaren, aber da sie sich nun, still wie sie gegangen war, unter die Gäste mischte, trug ihr Gesicht jenen Ausdruck eines tief und gewaltsam vergrabenen Schmerzes, der Doretchen in ihrem späteren Leben eigen war, so daß die schwermütigen Augen nun nicht mehr fremd und rätselvoll aus dem fröhlichen Unbewußtsein eines runden Kindergesichts sahen, vielmehr flossen sie nun mit den herb verfeinerten Linien ihres Frauenantlitzes zu einer schmerzlichen Harmonie zusammen.

Es war wohl gegen vier Uhr am Morgen, als es endlich still wurde im Birseneker Pastorat. Im Schlafzimmer der Mädchen ging es lustig her, man hatte in der Ecke einen Braß aufgeschlagen, darauf schliefen drei Cousinen Hefeld und zwei Torbergs. Sie konnten sich nicht genug freuen über das seltsame Lager, tollten lachend darüber hin, schwatzten, uud erzählten; so dauerte es lange, ehe sie zur Ruhe kamen.

Als endlich alles schlief, hob sich Doretchens Kopf aus den Kissen. Der gewohnte Raum sah ihr verändert aus, seit die fremden Wesen in ihm schliefen und die vielen fremden Sachen an den Wänden hingen und überall herumlagen. Sie wachte, bis es hell wurde, und sah so zum letzten Mal die Nacht über Birseneken ziehen und ihren Hochzeitsmorgen, jung und golden, aus schweren Nebeln steigen.

Wie eine helle Perle an die andere, so reihte sich der frohe Tag an den gestrigen frohen Abend an.

Wieder saß die Jugend vom frühen Morgen an in der blauen Stube beisammen, lachte, neckte sich, spielte törichte Spiele, und all die zarten Fäden, die gestern begonnen hatten zwischen den jungen Herzen hin und her zu fliegen, wurden heute fester geknüpft. Es war ein Augenwerfen zwischen ihnen, ein Flüstern, ein Hin- und Herschwirren von lustigen Reden! Da war niemand, der nicht auf seine Rechnung kam.

Constanzchen und Luischen schrien laut vor Bergnügen. Ob wohl ein Tag wie dieser je wiederkam im Leben? O ja, o ja! Der eigne Hochzeits-

tag, der heute näher denn je, fast schon hinter der Thür zu stehen schien, war noch tausendmal schöner!

Wer wollte aber heute nicht selber schön sein, die schönste von allen? Wer wollte nicht die meisten Verehrer zu seinen Füßen sehen, mehr tanzen als alle anderen?

Es wurde an Dorettchens Hochzeitstag viel und lange Toilette gemacht im Birseneeker Pastorat. Es wurden Bänder geknüpft und Schleifen gefchlungen, die Nieder fester geschnürt, die Haare gelockt und lieblich um den Kopf gewunden. — Es wurde an Stirnlöchchen gezupft und vorsichtig, daß die kunstvollen Haargebäude nicht zusammenfielen, flogen die leichten Kleider über die Köpfe und glitten am Körper nieder.

Schminke aber und Puder kamen nicht zur Verwendung, denn das war um die Zeit, als Dorettchen Hochzeit hielt, nicht Mode: Wasser und Seife und grobe Handtücher, andere Mittel, die Haut zart und weiß und rosig zu erhalten, kannte man damals in Kurland noch nicht.

Als dann die Mädchen endlich fertig waren, man sich gegenseitig genügend bestaunt und bewundert hatte, den eignen Aufpuß mit dem der andern verglichen und heimlich schöner gefunden, oder doch wenigstens so, daß man sich neben dem auch sehen lassen konnte, zog die fröhliche Schar, Constanzchen und Luisechen voran, die Braut zu holen.

Ausgelassen traten sie zur Thür hinein, verstummten aber dann jäh und blieben gedrückt und ängstlich an der Schwelle stehn.

Denn da saß Dorettchen auf einem Stuhl am Fenster, und während die Pastorin ihr Kranz und Schleier raffte, und das Stubenmädchen vor ihr am Boden kniete und ehrfürchtig die weißen Hochzeitschuhe band, hatte die Braut den Kopf geneigt, die Augen zu Boden gesenkt und unablässig liefen ihr die Tränen über die Wangen.

Einen kurzen Augenblick lang waren die Mädchen betroffen von dem seltsamen Anblick: wer weinte denn, wenn man ihr Kranz und Schleier in die Haare steckte? Oder weinten alle Bräute? War es der Abschied von der Heimat oder die Angst vor dem unbekanntem Land der Ehe? War das Leben doch am Ende anders als alle Erwartungen, die Mädchenköpfe spinnen?

Sie hatten aber keine Zeit, einem so wunderlichen Rätsel nachzuspinnen, das Leben würde es ihnen schon selbst lösen, — noch war man jung und konnte warten! Darum sah man keine betäubten oder nachdenklichen Gesichter, als man bald darauf den Berg hinunter fuhr zur Kirche, vielmehr schallten Lachen und Fröhlichkeit aus allen Wagen und schwellen durch die Luft.

Die Kirche war mit Kränzen geschmückt und die Lichter in den Kronleuchtern brannten feierlich. Man hatte Sand den Gang hinunter gestreut, und die letzten Blumen, Reseda, Kresse und Aftern darüber geworfen.

Die Gemeinde war fast vollzählig versammelt; wer irgend abkommen konnte, hatte sein Sonntagskleid angelegt und saß in der Kirche, die Knechte, die Herbergsleute, die Wirte der Umgegend. Blimberg war da und es war wunderbar, sie, die man nie anders als in der hängenden Jacke kannte, in einem schwarzen Kleide, das wie sie selber sich in der Gegenwart nicht recht wohl zu fühlen schien, feierlich dasitzen zu sehn. Selbst Balmesusch hatte ein neues Kopftuch umgebunden und eine Haube mit Blumen darüber gesetzt und war gekommen. Wenn sie auch nicht sehn konnte, wie schön ihr liebes Fräulein Dorettchen in ihrem Hochzeitskleide war und von der Rede nichts

verstand, so konnte sie doch wieder einmal in der Kirche sitzen und die Hochzeitslieder hören, die gesungen wurden.

Es war eine solche Festfreude in allen Herzen, so viel wirbelnde Erregung in allen Köpfen, und daher sah niemand, daß die schöne bleiche Braut ganz tote Augen hatte und wie zerbrochen dastand, so als sähe sie nicht den Traualtar vor sich, sondern ein offenes Grab.

Pastor Ilesfeld hielt eine schöne Rede, aber in seiner strengen Weise sprach er mehr von dem Glück in Gehorsam und steter Pflichterfüllung, als von junger Liebe im Sonnenschein.

Dann, nach einem Augenblick der Sammlung und des Ernstes, kamen Tanz und Freude wieder an die Reihe.

Wie die Lichter funkelten, heller noch als am Vorabend, und so als blinzelten sie Freude! Wie dem jungen Volk die Sohlen brannten, wie die Füße ihnen nicht müde wurden, wieder und wieder über den glatten Boden zu fliegen! Und wie die Augen der Alten erinnerungsfelig an ihnen hingen!

Wie sie sich, wollte einen unter ihnen das Gefühl des eigenen Alters wehmütig beschleichen, in dem Gedanken trösteten, daß wenn i h n e n auch die Beine steif geworden waren, die Jugend ewig ist und die Freude nicht ausstirbt. Wer hatte dabei Zeit an Ulrich Märzendorff zu denken? Außer Pastor Ilesfeld, der nicht darüber hinwegkam, daß es sein Vireneefen war, auf dem jetzt der Schatten einer dunklen Tat lag, außer der Pastorin, die jedes Leid bereitwillig auf ihr Herz nahm, — außer Doretchen!

Sie irrte wie betäubt durch die hellen Räume. Man tanzte ja hier, sprach laut und war fröhlich! Was hatte sie hier in dem festlichen Saal zu suchen? Was ging der lustige Wirbel, das laute Lachen, das ausgelassene Tanzen sie an? Ihr lief es kalt durch die Glieder; sie dachte an Tod und Sterben, an Abschiednehmen für immer, — was hatte sie mit Hochzeit und Fröhlichkeit zu tun?

Der Zeiger der alten Uhr rückte auf Mitternacht, da trat Constanzen hinter die Braut und verband ihr die Augen mit einem Tuch, die Mädchen schlossen einen Kreis um sie und stimmten das Lied an vom Jungfernkranz und der veilchenblauen Seide.

Doretchen aber, wie sie so unter ihnen stand, faßte Abscheu und unendlicher Widerwille. Sie riß sich den Kranz aus den Haaren und schleuderte ihn verächtlich von sich, in die tanzende Mädchenschar hinein.

Die dachten, Doretchen Ilesfeld machte einen mutwilligen Scherz, und rissen sich lachend um ihn.

Durch die Nacht fuhr Paul Wiedemann mit seiner jungen Gemahlin nach Sumahlen. Sie lag wie tot in seinen Armen; nur einmal, als die Pferde langsam die Schlucht hinuntergingen, richtete sie sich auf und warf einen Blick hinaus. Aber sie sah nicht nach dem Pastorat, wo fröhlich weiter getanzt wurde bis in den hellen Morgen hinein. Wie einer, der in der Heimat alles verloren hat und, da er sie verlassen will, den Kopf noch nach dem Friedhof wendet, wo ihm das Liebste in der Erde ruht, so sah Doretchen noch einmal das Vireneeker Herrenhaus an.

Fremd und unheimlich schienen aus dem toten Hause zwei Lichtpünktchen durch die Nacht.

Blimberg hielt einsame Totenwache.

Ausflug.

Auf Doretchens fröhliche Hochzeit folgte ein trauriger Herbst.

Es dauerte lange, ehe die Birseneker sich darüber beruhigten, was dort geschehen war. Man war nicht daran gewöhnt, daß außergewöhnliche Dinge vorkamen. Seit Jahren und Jahren, ja eigentlich seit sich damals die Gräfin im Birseneker Mühlenteich ertränkte, hatte man friedlich fortgelebt, in Arbeit und Freude, in Geburt und Hochzeit, im Tode, wo Gott die Stunde bestimmte.

Pastor Ilesfeld ging nicht mit zu dem Begräbnis des Selbstmörders. Ein paar Birseneker Knechte begleiteten Ulrich Märzendorffs Sarg, auch Blimberg hatte sich den weiten Weg gespart, denn man begrub Ulrich Märzendorff nicht auf dem Friedhof um die Kirche, sondern weit draußen auf dem elenden kleinen Bauernfriedhof, der sieben Werst von Birseneken auf einem öden Hochplateau, an dem steilen Hange über dem Flusse lag.

Niemand pflegte hier die Gräber, aber wenn es Sommer wurde, wuchsen Thymian und blauer Rittersporn und hochaufgeschossene Gräser auf ihnen. Die kleinen grauen Holzkreuze waren schief geweht, die schweren Westwinde hatten sie alle in eine Richtung gebeugt, nach Sonnenaufgang zu.

Ulrich Märzendorffs Grab hatte kein Kreuz. Es war durch einen Stein bezeichnet, den ihm seine Familie einige Jahre nach seinem Tode hatte setzen lassen. Darauf war der Name des Verstorbenen in schwarzen Buchstaben zu lesen: ULRICH CASIMIR MAERZENDORFF, sein Geburtsjahr und sein Todestag am vierzehnten September im Jahre 1832, Doretchens Hochzeitstag.

Und wenn, was selten geschah, ein Deutscher sich auf den kleinen Friedhof verirrt, in späteren Jahren, als nur noch die Älteren im Lande etwas von Ulrich Märzendorff wußten und seinem traurigen Geschick, und es war einer von denen, die Traditionen kannten und die Namen in Kurland, der wunderte sich wohl darüber, daß hier ein Märzendorff begraben lag, in dieser Einöde und unter lauter Bauern. . . .

In diesem Herbst kam der Tod noch zweimal nach Birseneken. Es war als hätte er, als er das erste Mal in dem verlassenen Winkel einkehrte, gefunden, daß da noch mehr Arbeit für ihn zu tun war.

Zuerst starb der dumme Graf und bald nach ihm Blimberg, an einer Lungenentzündung.

Man setzte den dummen Grafen in dem Erdbegräbnis der Birseneker Grafen bei, und der Tod löschte alle Unterschiede, denn wer nun seinen Namen in goldenen Lettern an der Stelle der Mauer las, die seinen Sarg umschloß, der sah in ihm nur noch den Abkömmling des alten vornehmen Geschlechts und fragte wenig darnach, daß er bei Lebzeiten ein armer Trottel gewesen war, der mit den Birseneker Knechten aus einer Schüssel gegessen und keine andere Freude gekannt hatte, als sich von Gottes Sonne den Rücken wärmen zu lassen.

Und man trug Blimberg still heraus, an einem grauen Tage voller Nebel und Herbstwind. Pastor Ilesfeld hielt eine schöne bewegliche Rede, und Constanzen und Luisechen weinten bittere Tränen. Es war das erste Mal, daß jemand gestorben war, den sie gut gekannt hatten, und sie fühlten beide, daß hier ein Faden zerrissen war, der ihre Kindheit fest und geheimnisvoll mit dem Heimatboden verknüpft hatte.

Der Hof verödete immer mehr, kaum daß noch jemand über ihn ging. Wer aus der Umgegend war, machte gern einen Bogen um ihn, seit der Tod dreimal in einem Herbst dort eingekehrt war, und nur selten verirrt sich ein Fremder in die Birseneker Gegend.

So gingen die Jahre.

Es hatte lange gedauert, ehe man sich in Sumahlen an Doretchen gewöhnte. Die alte Sumahlische Pastorin war eine rasche und tatkräftige Frau gewesen, die Haus und Hof und den großen Garten streng und praktisch verwaltet hatte, und nun stand an ihrer Stelle ein stummes und ängstliches Kind, das für nichts, was um es vorging, das rechte Interesse und den rechten Verstand zeigte.

— Das ist keine Sumahlische Pastorin, hieß es von ihr.

— Und wird es nie, fügten die Pessimistischen hinzu.

Man fragte sich wohl auch, ob sie vielleicht einen anderen liebte, aber wer sollte es denn sein? Man konnte ja die Herren, die in Birseneeken und in Sumahlen verkehrten, an den Fingern aufzählen, da war sicher keiner darunter, und so söhnte man sich allmählich mit ihrem stillen, matten Wesen aus.

Und es hatte noch viel länger gedauert, ehe Doretchen anfing sich in ihrem neuen Leben zurechtzufinden, Jahre waren vergangen, ehe sie wieder lächeln konnte und ohne Herzweh sehen, wie die Sonne schien.

Bittere Tränen, heiße Kämpfe lagen hinter ihr. Einmal hatte sie gemeint, ihr Leben nicht mehr ertragen zu können und war wie sinnlos aus dem Hause gelaufen, den Birseneeker Weg, aber dann war sie doch umgekehrt, und als Paul Wiedemann von seiner langen Fahrt fröhlich heimkehrte und ihr seine Jagdbeute zu Füßen legte, da fand er sie still und geduldig, nicht anders als sonst, im Eckzimmer an ihrem kleinen Nähtisch sitzen.

Dann kamen die Kinder und an ihnen lernte Doretchen wieder leben, aber recht eigentlich fröhlich wurde sie nie wieder, der Schatten, der in ihre Jugend gefallen, war schwer genug gewesen, ein ganzes langes Leben zu verdunkeln.

Auch Paul Wiedemann hatte in der Ehe seine Erfahrungen gemacht und man konnte ihn häufig sagen hören, die Frauenzimmer wären alle anders, als sie aussehn. Er hatte anfänglich gedacht, es würde ihm ein leichtes sein, das junge biegsame Wesen, das er sich zur Lebensgefährtin gewählt, ganz nach sich umzuformen und so zu einem Teil des eignen Wesens zu machen. Nun fand er mit Erstaunen, daß Doretchen gar nicht aus ihrer Art zu bringen war. Still und fern von ihm lebte sie ganz ihr eignes Leben und bewahrte ihm gegenüber immer die ihr eigne abwehrende Vornehmheit, die ihn schon als Bräutigam so seltsam kühl berührt hatte.

Sie war eben doch, bei aller äußern Sanftmut, durch und durch eine Stiefeld, sagte er sich, und die waren eine Rasse, die festhielt. Die konnte man nicht ändern, man mußte sie verbrauchen, wie sie war.

Weiter und weiter gingen die Jahre. Die einst jung gewesen waren, gehörten längst zu den Alten.

Im Birseneeker Pastorat war es still geworden; zwar führte Pastor Stiefeld trotz hohen Alters noch das Regiment, aber die Pastorin war ganz zusammengesunken und Constanzen und Luise brachten kein frohes Leben mehr ins Haus. Ihr Leben war eng, einförmig, langweilig geworden, es gab ihnen nicht mehr viel Anlaß zu lachen, wohl aber zu murren und sich über andere Leute zu wundern und zu ärgern.

In Birseneeken war das Herrenhaus seit einer Reihe von Jahren wieder bewohnt. Man hatte es ganz umgebaut, der Blichleiter stand kerzengerade auf dem neuen Dach, der Garten war gepflegt, der Park ausgehauen und neue Wege angelegt.

Der Sohn des Grafen lebte jetzt dort mit seiner jungen Gemahlin.

Fröhlich waren sie in das alte Schloß gezogen und kümmerten sich wenig darum, daß man Birseneken ein verfallenes Haus nannte und eine Stätte des Unglücks. Was ging es ihr junges Glück an, daß dort einmal eine Ahnfrau aus unglücklicher Liebe in den Teich gegangen war, und irgend ein ganz unbekannter Dichter sich an derselben Stelle eine Kugel durch den Kopf geschossen hatte!

Freilich, die wunderlichen alten Dämchen aus dem Pastorat hatten von der Ahnfrau noch erzählen hören von Leuten, die sie gut gekannt hatten, und den Dichter hatten sie mit eignen Augen gesehen und am Hochzeitstage ihrer Schwester hatte er sich erschossen, und sie erzählten der jungen Gräfin davon, wenn sie mit ihren Strichbeuteln zuweilen zu einem Täschchen Kaffe zu ihr herüber kamen, — aber das war alles schon so lange her, die alten Fräulein selber schienen aus ihrer alten Zeit wie durch ein Wunder in die Gegenwart verschlagen.

Auch über Ulrich Märzendorffs Andenken ließ die Zeit allmählich ihr unbarmherziges Kraut der Vergessenheit wachsen. Man hatte unter seinen nachgelassenen Papieren einige schöne Gedichte gefunden und das Fragment einer größeren Dichtung „das tote Haus“, und wenn man sie auch in weiteren Kreisen nicht beachtete, — denn wer außer ein paar überspannten Frauenzimmern las damals in Kurland Gedichte und noch dazu von einheimischen Dichtern? — so fanden sich doch einige Literaturfreunde, die das feine Gefühl in ihnen, die zarten Schilderungen der Natur und das Ringen um eine vollendete Form wohl zu schätzen wußten.

Und als man viele Jahre später, — als Pastor Jlesfeld und Doretchen und alle, die Ulrich Märzendorff noch persönlich gekannt hatten, längst tot waren, — eine Sammlung baltischer Gedichte herausgab, da fanden die von Ulrich Märzendorff auch ihren Platz darin, und es wurde ihm in der Vorrede ein großes Talent zuerkannt, dem aber Charakter und Sonne des Schicksals zum Wachsen und Reifen gefehlt.

Neue Zeiten kamen nach Kurland.

Doretchens Kinder wuchsen heran. Es waren keine Wiedemanns mit hellen Augen und derber praktischer Lebensfreude, und keine Jlesfelds, die sich ihr Leben mit festem Willen gestalteten, sie waren von stillerer und feinerer Art. Als sie Kinder waren, wünschten sie sich die Sterne zu Spielkameraden, und als sie erwachsen waren, dachten sie schwer an den Rätseln des Lebens.

— Von mir haben sie dieses Sternguckrige weiß Gott nicht geerbt! pflegte Paul Wiedemann sich zu entschuldigen, wenn seine Kinder, inneren Gesetzen folgend, viel schwerer mit dem äußeren Leben zurecht kamen, als er begreifen konnte. Ich habe in meinem ganzen Leben kein einziges Gedicht gemacht, selbst dann nicht, als ich verliebt war, — und die gehen durchs Leben, als dichteten sie immerfort. . . .

Und Doretchen lächelte dazu, still und wehmütig einsam. Sie dachte an das Fünkchen, das in der fernen Jugendzeit in ihre Seele gefallen war, um nun als helleres Licht in ihren Kindern weiterzubrennen. Und sie dankte Gott dafür und segnete die verworrenen Schicksalsfäden, die ihre Seele in Ulrich Märzendorffs Hände gegeben, und daß so durch ihn ihre Kinder glücklichere Menschen wurden, sofern es Glück ist in dieser Erde, Gottes Rätsel und Geheimnis zu sehen.



Johann August Hagen.

Ein Beitrag zur baltischen Musikgeschichte.

Von Joh. Gahlnbäck (Petrograd).

In Sachsen am 2./14. April 1786 geboren und nach Vollendung seiner musikalischen Erziehung von dort nach Estland eingewandert, wo er in Reval seit 1814 lebt und lehrt, ist J. A. Hagen durch seine Lehrtätigkeit und seine in Reval geschriebenen musiktheoretischen Arbeiten mit der Geschichte der baltischen Kultur verknüpft und füglich zu den Balten zu zählen. — Er beschließt sein Leben daselbst in hohem Alter, seit Jahren erblindet, am 11. Juni 1877.

Seine musikalischen Fähigkeiten und Neigungen ererbte J. A. Hagen offenbar von seinem Vater, der, aus Bayreuth gebürtig, in Pirna Garnwollhändler, Bürger und Hausbesitzer, nebenbei aber, aus Liebhaberei und von seinem musikalischen Sinn geführt, auch Organist war; von demselben erhielt er seinen ersten Unterricht im Klavier- und Orgelspiel, vom Kantor der Hauptkirche daselbst Gesangunterricht, was ihn schon früh befähigte, Kirchenchorfänger und später Chorist im Hoftheater zu werden. Seit seinem elften Jahr besucht er das Gymnasium zu Dresden, wird mit neunzehn Jahren Seminarist, mit einundzwanzig Jahren Lehrer an einer Privatschule und zieht schon 1809 nach Estland, wo er als Lehrer der Musik und einiger Wissenschaften im Hause des Dichters August von Kogebue zu Schwarzen bei Reval eine dauernde Anstellung findet, bei einer Gage von 100 Dukaten in Gold jährlich. Dort wirkte er drei Jahre und lernte von da aus in häufigen Ausflügen die baltischen Provinzen, speziell Estland,*) gut kennen. — Als Kogebue 1812 zur Kriegszeit nach St. Petersburg flüchtet, endet für Hagen dieser belehrende und vergnügungsreiche Aufenthalt. Das Jahr 1813 sieht ihn als Mentor des unmündigen Peter von Brevern-Koil, welcher am Gehör litt, in Deutschland; mit Brevern nach Reval zurückgekehrt, das er schon lieb gewonnen und dem zu Liebe er vorteilhafte Anerbietungen in Königsberg ausgeschlagen, meldet Hagen sich 1815 zur Hauptlehrerstelle bei der „Großen Stadttöchterchule“. Er erhält diese Stelle, wird 1820 gleichzeitig Lehrer der Musik und des Gesanges am Gymnasium, gibt seine Stelle an der Töchterschule auf, eröffnet 1823 eine Privatknabenschule und stiftet in demselben Jahr einen „Singverein“, der sich zum größten Teil aus seinen Schülern und Schülerinnen der Töchterschule und des Gymnasiums rekrutiert, und der wohl als der erste derartige Verein in der baltischen Heimat zu gelten hat. Diesem deutschen Verein folgte in kurzer Zeit ein estnischer Singverein; nicht nur gibt Hagen Jahrzehnte hindurch sein Bestes diesen Singvereinen, sondern es werden dieselben in ihren Bestrebungen von den damals noch meist deutschen

*) Aufzeichnungen J. A. Hagen's. S. 1 ff.

Pastoren unterstützt und gefördert wegen ihrer Bedeutung für das Gemeindelied, und finden bei den gesangliebenden und liederreichen Esten solchen Anklang, daß auf dem Lande, namentlich in ganz Estland, sich bald aus den Sängerschören der Kirchspiele weitere Gesangsvereine bilden, die sich endlich 1869 zur Feier der vor 50 Jahren erfolgten Aufhebung der Leibeigenschaft zu einem großen Gesangsfest in Dorpat zusammenschließen können.*)

Seit 1827 Organist an der St. Olafkirche in Reval, hatte Hagen Gelegenheit, sich um die Vervollkommnung des Kirchengesanges (Chorgesang und Gemeindelied) zu bemühen, und er beklagt in ernstern Worten die Mängel auf diesem Gebiet in der Stadt und besonders auf dem Lande bei den Esten. Hier wurde, seit die Reformation in den baltischen Ländern in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Eingang gefunden hatte, Chorgesang und Gemeindelied gepflegt.**)

Im 19. Jahrhundert wurden in den Gebietschulen neben Lesen und Schreiben, den Hauptstücken des Katechismus und etwas Rechnen der einstimmige Gesang von Kirchenliedern geübt. In den Kirchspielschulen erweiterte sich dieser Gesangunterricht, und mit Hilfe der Pastoren werden Versuche gemacht, den vierstimmigen Gesang zu üben.***)

Diesen Versuchen zu Hilfe zu kommen, sie in das richtige Fahrwasser zu lenken, war Hagen dank seiner nicht nur theoretischen, sondern namentlich großen praktischen Vorbildung wohl berufen. In erster Linie ist es der Chorgesang in seiner St. Olafkirche, dessen er sich annimmt; es fehlt an einem beständigen, wohlgeschulten und eingesungenen Chor und an Mitteln, einen solchen zu besolden; Hagen findet oder beschafft sie, indem er bei Gelegenheit des 25-jährigen Amtsjubiläums des Superintendenten Christian Gottlieb Mayer (1769 bis 1848) †) eine Stiftung anregt, deren Kapital durch eine Kollekte, bei der Mayer selbst sich mit Rbl. 1000.— Banco beteiligt, zusammengebracht wird, und aus deren Zinsen ein „Knaben-Singchor“ besoldet werden kann, der der „Mayer'sche Sänger-Chor“ ††) genannt wird. Von Geldüberschüssen des Hagen'schen Singvereins (bei einem Mitgliedsbeitrag von Rbl. 10.— Banco) wurden diesen Sängern für die kalte Zeit wärmende Überschuhe und Mäntel angeschafft, ja es konnten zur Erhaltung dieser Kleidungsstücke noch Rbl. 140.— S. der Kirchenkasse übergeben werden. †††)

Wie ernst es J. A. Hagen sich hat angelegen sein lassen, den Gesang in Stadt und Land, und namentlich auf dem Lande bei den Esten, „seinen

*) S. Rosenthal, Kulturbestrebungen des estnischen Volkes. Reval, 1912.

***) Amelung, Baltische Kulturstudien aus den 4 Jahrhunderten der Ordenszeit (1184—1561). Dorpat, 1885. S. 312 ff.

****) S. Rosenthal, Kulturbestrebungen! des estnischen Volkes. Reval, 1912. S. 35 ff.

†) Inland, 1848. Sp. 1000.

††) Inland, 1848. Sp. 955.

†††) Aufzeichnungen. S. 45.

lieben Mitschriften“, in Kirche und Haus zu fördern, beweist eine ganze Reihe von musikktheoretischen Werken, die heute zwar der Vergangenheit und der Vergessenheit angehören, in nur einzelnen, ja oft nur einem Exemplare erhalten blieben, die aber seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Übungen und Ausführungen des allgemeinen Gemeindeliedes und des dasselbe begleitenden Orgelspieles der estnischen Gemeinden Est- und Livlands und Oßels nicht wenig gestützt und gefördert haben. In Reval wurde im Jahre 1841 von Hagen eine Anweisung zum Notenlesen und Singen bei Lindfors' Erben in Druck gegeben: „Öppetus, kuid laulomehhed, ja kes muud tahtwad, joudwad notidest laulo wiisid ülleswõtta, lauloerrelatte seal mængides ja nende järrel lauldes, ni hästi nemmad isse, kui ka nende öppetuslapsed“. (Anweisung, wie Sänger oder wer sonst will, den Noten-Gesangweisen zu entnehmen vermögen, indem sie auf der Gesangesorgel spielen und darnach singen, sowohl sie selbst, als auch die von ihnen unterrichteten Kinder.)

„Es zerfällt in zwei Teile. Im ersten werden die Musikzeichen besprochen, die Noten gelehrt, die Tonarten angeführt; im zweiten werden Anweisungen für das Singen gegeben. Zum Einüben und zum Mitspielen der Melodien (einstimmig) empfiehlt der Verfasser sogenannte „Gesangesorgeln“, die klein und transportabel, selbst in den ärmsten Dorfkirchen aufgestellt werden können. Sowohl die rein theoretischen Dinge, wie die Gesangsregeln sind primitivster Natur und können nur für den allerersten Unterricht in Betracht gekommen sein.“

Zum Schluß nennt Hagen einen Orgelbauer, der wohl imstande sei, nach seinen Angaben brauchbare Gesangesorgeln herzustellen, und zwar R. U. Tanton im Nissi'schen Kirchspiel, „Nurme moisa al, Saita Karjamoihas.“ — Das Büchlein war „zum Druck erlaubt Dorpat, den 11. August 1841.“ Der Preis war 15 Kop. Silber; es enthielt 21 gezählte Seiten im Format 190 × 225 mm. Ein Exemplar befindet sich in der Bibliothek der „Gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat“ sub Nr. 713.

Drei Jahre später erscheint 1844 Hagens einstimmiges Melodienbuch: „Laulo-wiis-ramat. Tallina ja Tarto Makele lauloramatus kõrwa, ja peale sedda weel üks weikene lissa“ (Melodienbuch zum Reval-estnischen und Dorpat-estnischen Gesangbuch, und dazu noch ein kleiner Anhang). Es enthält 88 gezählte Seiten im Format 142 × 280 mm und ist wieder bei Lindfors Erben in Reval gedruckt. Auf der Seite 88 ist der Preis vermerkt: Ühhe heäle Wiisiramat juhhatajaga, maksab 85 koppikat hõbedat. (Das einstimmige Melodienbuch mit den Registern kostet 85 Ropelen Silber). Diese Register füllen die letzten 16 Seiten des Buches und enthalten die zu den Liedern gehörigen Melodien, beide nach Nummern geordnet, die Melodien alphabetisch geordnet, für beide Dialekte besonders geführt, desgleichen die Melodien nach den deutschen Bezeichnungen, ebenso geordnet, und Erläuterungen.

„Auch diese einstimmige Melodiensammlung kann nur einfachen liturgischen Zwecken gedient haben. Wesentlich mag aber dies Büchlein genützt haben durch die auf Seite 81 befindlichen Bemerkungen zur Aussprache und zur Einteilung des Textes. Man sieht, daß es dem Verfasser auch hier darum zu tun ist, daß der Sänger weiß, was er singt.“

Ein Exemplar des „Laulo-wisi-ramat“ befindet sich in der Bibliothek der „Gelehrten Estnischen Gesellschaft in Dorpat“ sub Nr. 647 a. Der auf dem Titelblatt erwähnte Anhang (lissa) dürfte in erster Auflage erst 5 Jahre später erschienen sein, gleichzeitig mit der zweiten Auflage des vierstimmigen Choralbuches, sub Nr. 168, wie dieses „vom Estländischen Evangelisch-Lutherischen Provinzial-Konfistorio attestiert“, und zwar beginnt er mit der Seitenzahl 89 und schließt mit der Seite 109. Er ist wie das vierstimmige Choralbuch (täis nelja hääle wisi-ramat) bei Gerhardt und Schreiber gedruckt und hat nur einen estnischen Titel: „Laulo-wisi-ramat, Tallinna ja Larto ma kele. Lissa. Neljahäälisse wisi-ramato teise trüüki kõrwa“ und nur estnische Bezeichnungen und estnische Register, erstere und letztere in den zwei estnischen Dialekten — dem Reval-estnischen und Dorpat-estnischen. — Das Heftchen ist 155 mm hoch und 145 mm breit. In der Bibliothek der „Gelehrten Estnischen Gesellschaft“ zu Dorpat ist ein Exemplar sub Nr. 647.

Hagen berichtet in seinen „Aufzeichnungen“, wie er dazu kam, sich an die große Arbeit der Verfassung eines Choralbuches zu machen:

Mein Landsmann — Konfistorialrat Punschel in Livland — hatte die Absicht, ein Choralbuch drucken zu lassen, woran er schon mehrere Jahre gearbeitet hatte, als er mich brieflich bat, ihm in musikalischen Fragen Auskunft zu geben, was ich sehr gerne tat, denn ein solches Buch war sehr notwendig vorzüglich in den Städten, wo in jeder Kirche ein und dieselbe Melodie in verschiedener Art gesungen wurde; als Punschel sein Choralbuch gedruckt hatte, schickte er dem Generalsuperintendenten Mayer ein Probeexemplar, damit dasselbe für Estland angenommen würde. Doch es waren die Pastore*) dagegen, weil Punschel die seit langer Zeit gebräuchlichen, (wohl auch mitunter verfälschten) Melodien nicht beachtet und dagegen mehr ausländische aufgenommen hatte, was bequemer war, da die Harmonie dort fertig war und daher keine Ansprüche an eine Kenntnis derselben gemacht wurde. Das Punschel'sche Choralbuch wurde von den Pastoren nicht angenommen, ich dagegen von ihnen ersucht, ein Choralbuch zu schreiben, was ich ablehnte, da mir das zum Druck nötige Geld fehlte. Jetzt wurde mir dasselbe angeboten.**)

Hagen hatte während seines langjährigen Aufenthalts im Baltikum in den verschiedenen Kirchen des Landes und der Städte, ja oft in den Kirchen einer und derselben Stadt „zahllose Abweichungen der Gesangesweisen“ konstatieren können. Der Musiklehrer Fr. Brenner in Dorpat schreibt (Inland 1840. Sp. 695 ff.) über diese Zustände: „Es ergab sich, daß der öffentlichen Gottesverehrung eine namhafte Zahl in ihren Melodien wesentlich abweichende Choralbücher zu Grunde lagen, welche überdies, je nach den Ansichten des jedesmaligen Organisten oder Vorsängers, in einzelnen Stücken ihrer Anwendung nach Modifikationen im Gefolge hatten, die vollends jeden festen Haltepunkt für den Gesang der Gemeinde raubten. Dasselbe gilt von den Schulen.“ — Wie wünschenswert die Einführung eines allgemeinen Choralbuches für die lutherischen Gemeinden Rußlands war, leuchtet ein.

*) U. a. Generalsuperintendent Mayer und Dr. Chr. S. Girgensohn.

**) Wohl durch das Konfistorium in Reval.

Hagen schrieb nunmehr zuerst sein „Melodienbuch für die Deutschen und die Revaler und Dorpater Esten“, indem er sich an die durch Graf Zinzendorff in den baltischen Provinzen eingeführten Singweisen hielt; dieses Melodienbuch wurde, wie Hagen selbst mitteilt, „in 3000 Exemplaren vom Lithographen Macdonald gedruckt“ *). Schreiber dieser Zeilen hat weder in den Beständen der Kais. Öffentlichen Bibliothek, noch in der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften, noch in den Bibliotheken der Gelehrten Estnischen Gesellschaft in Dorpat und der Estländischen Literarischen Gesellschaft in Reval dieses Melodienbuch vorgefunden.

In seinen Aufzeichnungen berichtet Hagen, daß ihm der Druck von Macdonald **) nicht genügt habe und er deshalb in Deutschland in der Typo-Lithographie von Gerhardt und Schreiber in Erfurt auf eigene Kosten eine zweite Auflage habe herstellen lassen; seiner geringen Mittel wegen mußte er diese auf 500 Exemplare beschränken, doch sicherte er sich und seinen Erben gleichzeitig sein geistiges Eigentumsrecht durch Hinweis auf einen „Allerhöchsten Ukas vom 5. Februar 1845“. Das Choralbuch hat 3 Titelblätter, ein deutsches, ein lettisches und ein estnisches. Der deutsche Titel lautet: „Choralbuch zu mehreren Evangelisch-Lutherischen, Deutschen, Estnischen und Lettischen Gesangbüchern Rußlands; unter den deutschen Gesangbüchern vorzugsweise zu der Dr. Karl Chr. Ulmann'schen geistlichen Liederammlung. Zweite vermehrte Auflage. Erfurt usw.“ Der lettische Titel lautet: „Meldiju grahmata tchetrás balsis preeksch tahm Ewangeliskahm Latwiskahm Luttera drandsehm“ usw. Als Haupttitelblatt dürfte das estnische zu gelten haben, ist es doch vor den anderen durch das Bild Martin Luthers ausgezeichnet. Der Text lautet: „Tallinna ja Tartu lauloramata taise wiisi ramat.“ — Das Choralbuch enthält 495 Choräle und Responsorien auf 317 gezählten Seiten in der Größe: 290 mm (breit) und 115 mm (hoch) und erschien im Verlage des Verfassers.

Das „Estländische Evangelisch-Lutherische Provinzial-Konsistorium“ attestiert das Choralbuch sub Nr. 168 (vom 31. Januar 1850): „daß in vorliegender Schrift nichts wider die heilige Schrift und die symbolischen Bücher enthalten sey“, und es wurde von da ab bis 1863 im Baltikum allgemein benützt und erlebte noch eine dritte und vierte Auflage ***).

„In den Bemerkungen, die als ein Nachwort anzusehen sind, macht Hagen seine Absichten offenbar, die er mit diesem Choralbuch verbindet; er hat die Choralmelodien für die einfachste Orgelbegleitung eingerichtet, die für angehende Choralspieler bestimmt ist. „Absichtlich sind diese Melodien einfach kirchlich für Landgemeinden harmonisiert, wobei auch unmusikalische Glieder der Gemeinde in den Stand gesetzt werden, ungestört und sicher

*) S. Aufzeichnungen S. 61.

**) Lithographie von F. W. Macdonald, Reval, Dunkerstraße Nr. 305 (Reval'sche wöchentliche Nachrichten 1840).

***) S. Aufzeichnungen, Nekrolog S. 2.

ihre Weisen zu fingen“. „Ist eine Gemeinde im Singen der Kirchenlieder geübt, so kann der, welcher sie begleitet, künstlerische Harmonien zur wohlthuenden Abwechslung sich selbst wählen, auch unter diesen Umständen sogar die Mittelstimmen des Chorals imitatorisch bewegend rhythmisieren, welches den einfachen und steifen Rhythmus der Melodien beleben wird.“ Für eingeschobene Zwischenspiele hat der Verfasser nichts übrig; er sagt: „Die sogenannten Zwischenspiele, und wenn sie auch noch so ausgezeichnet melodisch, harmonisch, kurz und den Textworten entsprechend wären, sind und bleiben Wechslerstücke im Tempel des Herrn.“ Für die Hauptsache im Choral erklärt Hagen den Text. Deswegen dürfte die Reichhaltigkeit der Begleitung niemals auf den Sinn drücken, damit der Sänger nicht „ermüdet, oder unaufmerksam wird auf den Inhalt des Liedes.“ In lebhaften Worten klagt er über das Mangelhafte des Gemeindegesanges. — Das Register ist in deutscher, lettischer Sprache und in zwei estnischen Dialekten, dem revalischen und dem dörptischen Estnisch abgefaßt, da dies Choralbuch dem Gottesdienst in diesen drei Sprachen dienen sollte. Der Orgelsatz, durchwegs vierstimmig, ist korrekt, einfach und wohlklingend. Ein Pedalgebrauch erscheint kaum vorgesehen zu sein.“

Das Hagen'sche Choralbuch ist heute, und wohl schon längere Zeit, obgleich es 4 Auflagen erlebte, nicht mehr im Gebrauch; einerseits hatte es bei seinem Erscheinen schon vorhandene Melodienbücher zu verdrängen, wie das Schicht'sche*), das in den St. Petersburger deutschen Gemeinden damals im Gebrauche war, und namentlich das Bunschel'sche**), das kurz vor dem Erscheinen des Hagen'schen sich trotz seiner offensichtlichen Mängel in weiten Kreisen eingebürgert hatte, andererseits trafen die Voraussetzungen, unter denen Hagen arbeitete, später nicht mehr zu. Diesen Voraussetzungen verleiht Hagen selbst Ausdruck am Schluß seiner Arbeit, wo er schreibt:

Da dieses Choralbuch das erste für Gesangbücher verschiedener Sprachen ist, so wird es mir, hoffe ich, an nachsichtiger Beurteilung nicht fehlen. Und hätte ich auch dasselbe vollkommen gut meinen lieben lutherischen Mitchristen in die Hände geben können, so würde ich doch nicht gemeint haben, dem, was der Kirche Not tut, ein besserer und allgemeiner Kirchengesang, damit einen Hauptbeitrag geliefert zu haben. Diesen Gedanken hat meine Erfahrung verschmeckt. Sie hat mich belehrt, daß weder gute Vorsänger, noch im Gesang gut geübte Chorknaben, noch vortreffliche Orgeln, noch geschickte Organisten im Stande sind, den Gesang einer gemischten Gemeinde zu vervollkommen, wenn nicht auch die Herren Dichter geistlicher Lieder das Gemüt ergreifende und den Gesang erhebende Choral-Melodien zu ihren Dichtungen wählen, welche aus frommen Gefühlen hervorgesungen, wieder zum Herzen bringen, leicht nachzusingen sind, und die zum Mitsingen derselben unablässig drängen und treiben. Diese Melodien werden ein Haupthebel werden, und das, was der Kirche Not tut, herbeiführen.

Exemplare dieses Choralbuches in der 2-ten Auflage sind in der Bibliothek der Gelehrten Estnischen Gesellschaft (sub Nr. 1218), sowie in der Bibliothek der Estländischen Literarischen Gesellschaft zu Reval vorhanden, finden sich wohl auch noch in einzelnen Kirchenarchiven im Baltikum.

Als Ergänzung des Heftchens „Oppetus“ läßt Hagen im Januar 1876 ein Büchlein erscheinen: „Kurze Übergänge aus einer Tonart in eine andere,

*) Aufzeichnungen S. 62.

**) B u n s c h e l, Johann Leberecht Ehregott, Pastor auf Löfern und Konsistorialrat, Evangelisches Choral-Melodien-Buch. Leipzig 1844.

nebst (meist choralartigen) Vor- und Nachspielen, und zum Schluß des Gottesdienstes, zum Gebrauche für Land-Organisten, auch für diejenigen, welche dieselben beim häuslichen Gottesdienste auf dem Pianoforte spielen wollen“, mit estnischem Text und estnischen Erklärungen und Titel: „Lühhikessed mängi tükkid, muist ühhesteheäle-mönust teise, muist laulude algul ning lõppul, ja muist kui koggodus kirrikust wälja lähheeb, mängida, mis Eesti-Ma kirrikutte ereli mängiatte kassuks on walmistanud, kokko sannud, ja trükki annud Olewiste kiriko erelimängia“. Erfurt, bei Gerhardt und Schneider.

„Auf Seite 4—11 gibt er Erläuterungen zu den praktischen Beispielen. Er beschließt diese Einleitung mit den Worten: „Wer aus dieser Erklärung trotz ernstem Fleißes doch nicht alles verstanden, frage um Rat solche, die mehr davon verstehen (kes täieminne õppetud ja sellega aina tutwad on), und ihm mündliche Erklärungen geben können. Solchen, die in meiner Nachbarschaft wohnen, bin ich gern bereit, alles zu erklären.“ Die Notenbeispiele sind erschöpfend, indem alle überhaupt möglichen Übergänge (Üleminekud) ausgeführt werden. Ein Register orientiert rasch darüber, ebenso über eine Anzahl von Vor- und Nachspielen. (Eelmängi-tükkid, Järelmängi-tükkid.) Der vierstimmige Tonsatz ist korrekt, auf Pedalgebrauch ist auch hier verzichtet.“

Das Büchlein enthält 80 gezählte Seiten im Format 235 mm hoch und 145 mm breit. Ein Exemplar befindet sich in der Bibliothek der Estländischen Literarischen Gesellschaft in Reval sub Nr. XIV.342/40134.

Als letztes seiner für die Esten verfaßten musiktheoretischen Werke erschien in Reval 1861 ein Lehrbuch für Orgelspiel unter dem Titel: „Juhhataja errela mängimiseks neile, kes maal errela mängimise ammetid noudwad ja ennast selle wasto tahtwad walmistada. (Esimenne ja teine jäggo.) Tallinas 1861. (Lehrbuch für Orgelspiel, für diejenigen, welche auf dem Lande Orgelspieler werden und sich dafür vorbereiten wollen. Erster und zweiter Teil.) Der Druck ist den 4. Februar 1861 gestattet. Hagen betont auch für diesen „Juhhataja“ sein geistiges Eigentumsrecht. Der Juhhataja ist in zwei gesonderten Heften erschienen, in dem einen gibt der Verfasser alle nötigen musiktheoretischen Erklärungen, im zweiten die dazu gehörigen Übungsstücke und Noten. Das erste Heft enthält 26 gezählte Seiten, 220 mm hoch und 275 mm breit und der Verfasser unterzeichnet sich auf der zweiten Seite: Joh. Aug. v. Hagen; auf der letzten wünscht er den Esten allen Nutzen von seiner Arbeit: Peaks se tö Estima-rahwale rohkeste kasso saatma, ja kui wilja iwwa hea ma sisse langema! (Möge die Arbeit dem Estenvolke reichen Nutzen bringen und als gute Saat auf einen fruchtbaren Boden fallen!) Vom Leser mit diesem Wunsch Abschied nehmend, schließt er mit den Worten: Sedda sowib süddamist „Õppetusse“, „Laulu-wise“, „tei-ramato“ ja „Lühhikeste mängitükkide“ kirjotaja! (Das wünscht von Herzen der Verfasser des „Lehrbuchs“, des „Melodienbuches“, des „vollständigen [vierstimmigen] Choralbuches“ und der „kurzen Spiele“.) — Das zweite Heft ist größeren Formates, 260 mm hoch,

215 mm breit, und führt den Titel: *Modi-ramat Juhhatamiseks, kuidas need, kes ma kirrikutes köstri- ehk errilamängia ammetit noudwad, ennast selle wasto woiwad walmistada.* (Notenheft zum Lehrbuch als Anweisung, wie diejenigen, die in landischen Kirchen Rükter oder Orgelspieler werden wollen, sich dafür vorbereiten können.) Es enthält auf 16 gezählten Seiten zum ersten Teil 23, zum zweiten Teil 20 Motive, als Notenbeispiele zu den theoretischen Betrachtungen, die sich auf den Anfangsunterricht beziehen. Bibliothek der Gelehrten Estnischen Gesellschaft in Dorpat Nr. 3995 a und 3995 b.

„Es bringt die einzelnen Etappen des Lehrganges, eine Richtschnur für den Lehrer, da das Werkchen kaum dem Selbstunterricht gedient haben konnte. Es ist eine gemeinfaßliche Harmonielehre: ausgehend von dem Begriff der Tonleiter, der Intervalle führt es zum Bilden der Akkorde. Aber es behandelt nur den Dreiklang und seine beiden Umkehrungen. Den Septimakkord untersucht es nicht. Die Ausführlichkeit der Notenbeispiele weist darauf hin, daß diese Arbeit für die Jugend bestimmt war.

Überschaut man die Reihe der vorliegenden Arbeiten Hagens, so findet man überall das Bestreben, durch sie zum Besten des Gottesdienstes auf Organisten und Gemeinde zu wirken; nicht auf die großen Kirchen kommt es ihm an, sondern auf die estnischen Landgemeinden, auf kleine Verhältnisse, wo eben intensivere Pflege des Gesanges nottut und Organisten ihr Amt ausüben sollen, die eine abschließende musikalische Erziehung nicht durchgemacht haben. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, können seine dahingehenden Arbeiten als durchaus zweckentsprechend angesehen werden.“

Eine größere Arbeit J. A. Hagen's liegt auf einem anderen Gebiete; nicht musik-theoretisch ist sie, sondern künstlerisch: es ist dies das Oratorium „Wir haben sie wieder, die teure Stätte“. — In seiner „Bibliotheca livonica historica, 2-te Auflage 1878“ gibt Winkelmann unter Nr. 6715, 6716 dieses Werk Hagens an, ohne irgendeines seiner anderen Werke zu kennen. Der volle Titel lautet: „Wir haben sie wieder, die teure Stätte“, Oratorium zur Einweihung der erneuerten St. Olai-Kirche zu Reval, in Musik gesetzt von Johann August Hagen, Organist an derselben. Lithogr. v. J. W. Macdonald, in Reval. — Es sind 37 gezählte Seiten qu. fol., 265 mm hoch, 350 mm breit, mit einer vorausgeschickten Beschreibung der Einweihfeier (vom 16. Juni 1840), einer detaillierten namentlichen Aufzählung sämtlicher ausführenden Sänger und Artisten, Dirigenten und Stifter, und dem Text des Oratoriums (von dem Diakonus A. F. Huhn), 8 ungezählten Seiten, 8°, 150 mm breit, 235 mm hoch. — Auf dem Titelblatt ist die in der Nacht vom 15. zum 16. Juni 1820 von einem Blitzstrahl getroffene und von dem dadurch entstandenen Feuer zerstörte St. Olai-Kirche, auf der Rückseite des Umschlages die wieder hergestellte St. Olai-Kirche abgebildet, beides Lithographien von J. W. Macdonald in Reval. — Der Text erschien 1841 auch in russischer Sprache, 4 Seiten 8°, 150×235 mm. Das Manuscript des Oratoriums [sc. die vollständige Partitur *)] befindet sich in der Bibliothek der Estländischen

*) Hagen, Aufzeichnungen. S. 63.

Literarischen Gesellschaft zu Reval und ist auf 48 Blättern Büttenpapier resp. 96 Seiten Großfolio (490/335 mm) niedergeschrieben; auf der letzten (96.) Seite steht die Notiz: „Angef. d. 3-ten Februar, geend. d. 2-ten April 40.“ Der 2-te April war J. A. Hagens Geburtstag.

„Das Werk ist für Soli, gemischten Chor und Orchester komponiert. Ein feierlicher Chor: „Heilig ist der Herr“ eröffnet den ersten Teil, Solostimmen wechseln ab. Ein kurzes Bass-Solo leitet zu einem anmutigen, vom Solotenor gesungenen Arioso „Lieblich geschmückt“ über. Ein feuriger Chor: „Und drinnen wohnte Deine Herrlichkeit“ antwortet. Ein Choral: „Wie lieblich ist's“ trennt den Chorsatz von einem Duett zwischen Sopran und Tenor: „Du Vater warst bei uns“. Eine Fuge, deren Thema: „Und drinnen wohnte Deine Herrlichkeit“ schon früher intoniert wurde, beschließt den „ersten Abschnitt“. Den „zweiten Abschnitt“ beginnt ein Ensemble des Chors und der Solostimmen. Ein kräftiger Chor preist den Herrn als den Meister über Sturm und Not: „Jehovah groß im Donner, der rollt“. Ein Recitativo des Tenors berichtet vom Brande der Kirche, der Chor preist den himmlischen Vater, der die Hütten der Menschen verschonte. Wie im ersten Abschnitt verallgemeinert ein Choral die Stimmung des einzelnen: „Verdecken Dich schon finstre Wolken“. Ein Bass-Recitativo leitet über zu einem Chorsatz, der die Trauer über das in Trümmer zerfallene Gotteshaus ausspricht. Aber der Herr erbarmte sich der trauernden Gemeinde und ließ erneut aus der Asche den Tempel erstehen. Mit einem von Soli und vom Chore ausgeführten Finale, das Dank und Freude über den Wiederbesitz ausdrückt, schließt das Werk.

Die Musik des Oratoriums ist die fleißige und sorgsame Arbeit eines guten Musikers, der sein Handwerkszeug wohl zu benutzen versteht. Gewissenhaft geht der Komponist in den Wegen der Dichtung, geschmackvoll teilt er den Stoff den Solisten und dem Chöre zu und weiß musikalische Steigerungen wohl vorzubereiten. Das Orchester hat nur die Begleitung zu besorgen, irgendetwas besonders hervortretende Orchesterfuge finden sich nicht vor. Die Deklamation ist eine singemäße, Melodik und Rhythmik nicht uninteressant. Es ist ein Gelegenheitswerk, das weit über das Maß der Mittelmäßigkeit hinausgeht und in seinen musikalischen Teilen, wenn auch bekannte Pfade wandelnd, doch niemals trivial oder eintönig wirkt. Die Begeisterung, die den Komponisten bei seiner Arbeit begleitete, löst aus seinem Werke wider, eine Anerkennung, die nur einem ehrlichen und edlen Willen zuteil werden kann.“

Das „Inland“ bringt (1840 Nr. 26) nach den „Revaler wöchentlichen Nachrichten“, Nr. 25, eine kurze Wiedergabe des Inhalts des Oratoriums, in der Auffassung eines Zeitgenossen: „Nun begann das zu diesem Tage eigens komponierte Oratorium, welches mit lieblichen Melodien das Bild der Kirche, wie sie vor 20 Jahren war, und was die damals Anbetenden in ihr gefunden, vor die Seele führte, dann aber auch mit schauerlichen Tönen in die Nacht des 16. Juni 1820 versetz'e, dazwischen mit Lobgesang die treue Hand des Herrn pries, die in jener Nacht so wunderbar die Stadt verschont, dann die Sehnsucht nach Erneuerung des zerstörten Tempels schilderte und für die Gnade dankte, mit der Gott diese Sehnsucht durch das Erhabene Bruderpaar unseres großen Kaiserhauses (S. M. Kaiser Alexander I. und S. M. Kaiser Nikolai I.) gestillt, und endlich mit Jauchzen über den Besitz der teuren Stätte schloß.“

Als J. A. Hagen sein „Oratorium“ schrieb, war er 53 Jahr alt, ein Alter, in dem allgemeiner Ansicht nach die Schaffenskraft am höchsten steht. —

Außer den bereits besprochenen sind von den im Druck erschienenen Werken Hagens in seinen Aufzeichnungen noch folgende Arbeiten erwähnt:
12 Lieder für Gesang und Gitarre und Pianoforte-Begleitung, im Verlag von Kühnel in Leipzig 1803 erschienen.

6 Gesänge mit Begleitung des Pianofortes, gewidmet Baron Haffer in Wien.

6 Gesänge mit Begleitung des Pianofortes, gewidmet der Baronin Haffer in Wien.

12 Chorgesänge für die baltischen Gymnasien.

Lieder für die Revaler Kreisschule.

Während seines Aufenthalts in Schwarzen, in der Familie des Dichters August von Kogebue, setzte er mehrere von diesem und Herrn von Knorring-Merremois gedichtete Singspiele und Possen in Musik. Von den von Hagen in Musik gesetzten Singspielen und Lustspielen des Herrn v. Kogebue wurden einige auf dem kleinen Haustheater in Schwarzen von Familiengliedern und Freunden und Bekannten des Hauses zur Aufführung gebracht, einige in Reval im Theater vom Musikdirektor Mainzer aufgeführt, so z. B. „der blinde Gärtner“. — Ich kann mir nicht versagen, hier einen Ausspruch Prof. Dr. Kruses zu wiederholen, weil ich in der angeführten Erscheinung Hagens Einfluß voraussetze: „Merkwürdig ist, daß auch in Reval mit dem im Jahre 1809 durch Kogebue gestifteten so ausgezeichneten Theater auch die Musik sich hob und wieder fiel.“*) Auch Gelegenheitsgedichte wurden von ihm in Musik gesetzt, so für den Freiherrn Ulrich Schlippenbach, Herausgeber der „Curonia“, und den Baron Ungern-Sternberg von Noistfer. Diese Arbeiten blieben wohl ungedruckt; die Manuscripte dürften sich in den Bibliotheken der erwähnten Familien finden, und mögen wohl auch irgend einmal noch zum Vorschein kommen, — Denkmäler des geistigen Lebens eines verflohenen Jahrhunderts und unserer baltischen Heimat.

Im Jahre 1812 übersandte Baron E. Ungern-Sternberg Hagen, wohl nach Schwarzen, patriotische Gedichte, die derselbe in Musik setzte und drucken ließ, und die ein Oberst von Alderkas zur Armee mitnahm; sie begannen mit den Worten:

„Ja gürtete Dich in Gottes Namen
Und züde Dein gerechtes Schwert. . . .“

Als die französischen Heere im Dezember 1812 Rußland verlassen hatten, sandte ihm Baron E. Ungern-Sternberg noch ein Gedicht zu:

„In meinem Herzen stand's geschrieben:
Wir gehen glorreich aus dem Streit. . . .“

das wieder von Hagen in Musik gesetzt und in Druck gegeben wurde. Ob noch irgendwo ein Exemplar existieren mag?

*) Inland 1844 Sp. 884.

Als Hagens letztes Werk ist zu nennen ein Autograph: „Erster Unterricht in der Musik, für seine Großkinder Katja und Nadja verfaßt von J. A. Hagen“ Reval 1869. 17 Seiten, 200 mm hoch, 320 mm breit.

„Ein liebenswürdiges Werkchen. . . . Hagens pädagogische Ansichten, auch in Dingen der Musik, erhellen aus den Eingangsworten: „Vielleicht fängt Euer lieber Vater schon im Herbst 1870 oder 71 an, Euch das Klavierspiel selbst zu lehren, dabei werdet Ihr nicht nur Euer Gedächtnis, sondern vorzüglich Eure Denkkraft brauchen. Das Letztere ist bei allem, was Ihr lernt, notwendig, wenn Ihr Euch das Lernen nicht erschweren wollt.“

Der Gang der Ausbildung ist ein rein praktischer, aber der Verfasser führt die Lernenden auf 17 Seiten so rasch vorwärts, daß er schon auf S. 13 die Anweisung gibt, wie gebrochene Akkorde mit überschlagenden Händen zu spielen seien. Daß zwischen dem Erlernen der Noten und der Schwierigkeit dieser Technik sehr viel mehr Übungstoff vorhanden ist, als der Verfasser hier angibt, liegt klar am Tage. Heute würden wir nicht mehr nach dieser Methode zu unterrichten unternehmen dürfen, so sehr auch in dieser Anweisung manches pädagogisch Wertvolle enthalten ist. Das Intime und Persönliche, das sich an einigen Stellen zeigt, macht die Arbeit besonders sympathisch, so wenn er auf einem eingelebten Streifen, auf dem er die drei Lagen des Dreiklanges aufzeichnet, bemerkt: „Mein lieber Paul, nimm mit dem guten Willen vorlieb, ich kann nicht mehr deutlich schreiben.“

Das Theoretische wird an kleinen Liedchen, die zum Teil auf eignen Texten beruhen, eingeübt. Für Anfänger, die kein höheres musikalisches Ziel erstreben wollen, ist dies eine ganz vortreffliche Methode, indem das der Melodie unterlegte Wort die Musik ungleich verständlicher macht. — Auf Seite 17 sind die Anweisungen zu Ende. Mit Seite 18 beginnen weiße Blätter. Zu oberst steht: „Auf das leere Notenpapier wird Katja und Nadja selbst Noten schreiben. Wenn ich es doch sehen könnte.“ Die Blätter sind alle leer geblieben.“

Es wäre Hagen auch nicht beschieden gewesen, in den beschriebenen Blättern zu lesen, da er wenig später, im Jahre 1870, sein Augenlicht einbüßte.

J. A. Hagen hatte kurz vorher, von seinen Söhnen dazu veranlaßt, in seinen Aufzeichnungen alles das aufgeschrieben, was er Bemerkenswertes erlebt hatte, soweit ihn sein Gedächtnis dabei unterstützte. Diese Aufzeichnung ist als Manuskript vervielfältigt worden und einem Exemplar derselben habe ich einen Teil der Daten zu dieser Arbeit entnommen.

Die klein gedruckten und mit Anführungsstrichen bezeichneten technischen Besprechungen im vorliegenden Aufsatz stammen von Dr. Fr. Prelinger in Petrograd.



Vom Pergel zur Glühbirne.

Eine kulturgeschichtliche Blanderei.

Von Oskar Grosberg (Riga).

Manche Leute der jüngeren Generation werden wohl nicht einmal wissen, was ein Pergel ist; zum mindesten werden sie keine Ahnung davon haben, daß das aus grabschäftigem Gräbnerholz gespliffene dünne Brettchen

einst in unseren Provinzen der Lichtspender gewesen ist, und doch liegt diese Zeit um nicht mehr als etwa 45 Jahre zurück. In dieser relativ kurzen Zeitspanne ist der gewaltige Schritt von der primitivsten Beleuchtungsart bis zu den modernen Wundern der Elektrotechnik zurückgelegt worden. Man kann daher wohl kühnlich sagen, daß, wenn man die eminente technische Entwicklung der Menschheit ganz besonders scharf charakterisieren will, man die Fortschritte auf dem Gebiete des Beleuchtungswesens nennen muß.

Ich nannte den Pergel die primitivste Lichtquelle; jedenfalls ist er noch einfacher, als etwa der Fettklumpen, in den der Eskimo eine Sehne als Docht hineinsteckt und auf diese Weise eine Lampe konstruiert; sein Gerät besteht immerhin aus zwei Teilen: aus dem Fett und dem Docht, während der baltische Pergel nicht erst eines nährenden Fettes bedarf, sondern selbst brennt und leuchtet.

Ob gegenwärtig noch irgendwo in baltischen Landen Pergel gebrannt werden, entzieht sich meiner Kenntnis, doch möchte ich annehmen, daß solches nur ausnahmsweise geschehen kann, denn, wenn früher die Pergelbeleuchtung die wohlfeilste gewesen war, weil Holz so gut wie gar keinen Wert hatte, so dürfte sie gegenwärtig, wo das billige Petroleum schon längst in den allerärmsten Hütten Einzug gehalten, so ziemlich die teuerste Beleuchtungsart sein, denn heutzutage sollte es niemandem mehr einfallen, Sägebalken zu Pergeln zu spliffen und das kostbare Material einfach zu verbrennen. Das, was vor einem halben Jahrhundert weise Sparsamkeit gewesen, würde heute wahnwitzige Verschwendung sein. So stark haben in unseren Landen die wirtschaftlichen Gesichtspunkte sich verschoben!

Der Pergel war ein rechtes Kind der Naturalwirtschaft, d. h. einer Zeit, wo man mit den Früchten des Feldes und des Waldes reich gesegnet war, aber noch über so wenig Bargeld verfügte, daß man nach Möglichkeit alles in der eigenen Wirtschaft erzeugte und nur das unumgänglich Notwendige aus der Stadt bezog. Das tat nicht nur der Bauer, der keine Geldpacht zahlte, sondern Gehorch leistete, es tat auch der Edelmann, der also ebenso im gewissen Sinne sein „Holzzeitalter“ hinter sich hat, wie der Letzte. In der Tat brachte man es in der guten alten Zeit fertig, nicht nur Wagen und Schlitten, sondern auch ganze Gebäude zu bauen, an denen kaum ein Pfund Eisen zu finden war. Das nötige Holz ließ eben der liebe Gott im eigenen Walde wachsen, während Eisen aus der Stadt geholt und mit dem raren Gelde bezahlt werden mußte.

Bei dieser Wirtschaftsführung und den sehr einfachen Lebensgewohnheiten unserer Vorfahren war es ganz selbstverständlich, daß man in allen Dingen, auch im Haushalte, sparte, — man lebte damals nicht, wie heute, von der Hand in den Mund, sondern man schaute auch in die Zukunft, man sorgte für den „schwarzen Tag“.

Den Pergel hatten die Gutshöfe von den Bauern adoptiert, die damals

in Rauchriegen lebten und keine andere Beleuchtung kannten, als den Rien-span, den die heimischen Wälder in unerschöpflicher Fülle lieferten. Die Bauern hatten pro Gesinde so und so viele Bergelblöcke oder Bunde fertig gespliffener Bergel aus dem Hofswalde auf den Hof zu liefern, wo die Bergel nach Maßgabe des Bedarfs getrocknet und verbrannt wurden. Natürlich fanden sie nur in der Leutestube Verwendung, denn in den Herrenzimmern wurden — Talglöchte gebrannt. Doch davon soll später die Rede sein.

Man verwendete den Bergel, der etwa zwei Urschin lang war, — das Maß war übrigens genau festgesetzt, — indem man ihn in eine Mauerpalte steckte, oder ihn in einer eisernen Schleife, die die Form eines liegenden S hatte, befestigte. Diese Schleife war auf einem tragbaren Gestell angebracht, so daß man also neben stabilen Lichtquellen auch über mobile verfügte.

Beim Lichte der Bergel wurden die Speisen bereitet und häusliche Arbeiten erledigt. Die Mädchen spannen und die „Jungen“ drehen Stricke, oder sie gingen anderer häuslicher Siantierung nach. Damit nun die immerhin kärgliche Flamme stets gleichmäßig hell brannte, mußte die sich bildende Kohle immer wieder abgebrochen werden, wonach sie in eine untergestellte Schüssel mit Wasser fiel. Dieses Geschäft hatte entweder der Hüterjunge oder der „Bergelkerl“, gewöhnlich ein alter, zu schwerer Arbeit bereits unfähiger Mann, zu besorgen, und er hatte, wenn er etwa einnickte und der prometheische Funke nur noch schwach glimmte, scharfe Reden auszuhalten. Er rächte sich freilich in der Weise, daß er den Formen der sich bildenden Kohle verschiedene Deutungen, die oft nicht ohne Witz, aber stets rustikal derb waren, unterlegte, oder aber beim Flachspinnen mit der Heede Orakel veranstaltete. Der Flug der brennenden Heede wurde in für die Mädchen zumeist sehr anzüglicher Weise ausgelegt, — es war ein Spiel, wie ungefähr das der Studenten beim Singen des bekannten Kanapeeliedes „Die Seele schwinget sich“. Die Orakel des Bergelkerls hatten auch seelische Evolutionen zum Gegenstande, doch brachte er diese zarten Regungen zumeist mit massiven Körperlichkeiten in Beziehung, was von dem versammelten Volke mit Verständnis aufgenommen wurde.

Beim Scheine der Bergel wurden von den Alten Geschichten erzählt, die sich zumeist um Krieg und Not in alten Zeiten, um Räuber und wunder-same Erlebnisse drehen. Oder ein altes Mütterchen erzählte endlose Märchen, in denen stets ein junger Recke vorkam, der in einen Wald gelangte, der voll argen Spufes und bösen Zaubers war, jedoch in seinem tiefsten Innern die schönste Prinzessin von der Welt beherbergte. Die saß da mit einem Orapen voll Gold im Schoße und harrete des Befreiers.

Die brennenden Bergel verbreiteten natürlich beizenden Rauch, den man in der Weise fortschaffte, daß man von Zeit zu Zeit die Tür öffnete und den Rauch abziehen ließ. Der Wärmeverlust kam nicht inbetracht, denn der riesige Ofen strömte stets eine infernalische Glut aus.

Das Holz ließ ja der liebe Gott wachsen. Man hatte genug davon. Genügend, daß auch die Bauern so viel Bergel brennen konnten, als sie mochten, daß Bergel zur „Priestergerechtigkeit“ gehörten und in den Kiegen nicht etwa Laternen benützt wurden, — sondern man erbaute an einer der Längsseiten der Tenne eine Art Herd, auf dem ein offenes Kienfeuer zu Beleuchtungszwecken brannte! Wenn trotzdem damals weit weniger Dreschriege in Flammen aufgingen, als gegenwärtig, so mag das vielleicht auch daran gelegen haben, daß es in der guten alten Zeit keine Feuerversicherung gab.

Beim Lesen dieser Zeilen wird nun ein jeder rationelle Forstwirt gewiß über die sinnlose Devastation der Wälder empört sein; tatsächlich war aber der Bergel nicht sinnlos, sondern er war eine Notwendigkeit der Naturalwirtschaft und ein Ergebnis der nun freilich ganz altmodischen Anschauung, daß der Verkauf von Wald eigentlich — nicht ganz kavalierrmäßig sei.

Heute ist der Bergel, wie gesagt, soviel mir bekannt, in unseren Provinzen aus dem Gebrauche verschwunden, dagegen findet man ihn noch bei den Bauern in Polnisch-Violland, den katholischen Letten, die ihn noch neben der Petroleumlampe anwenden.

In den Herrenzimmern verwendete man Salglichte, die übrigens auch den Hofwebern und Stickerinnen zugestanden wurden. Diese Lichte, an die unsere verwöhnten Nasen heute nur schauernd denken können, leuchteten kaum viel heller, als ein rechtschaffener Bergel. Trotzdem fühlte man sich bei ihrem bescheidenen Schein zum mindesten ebenso gemütlich, wie heute beim strahlenden Glanze einiger 25-Kerzenlampen. Auch die Salglichte wurden in der eigenen Wirtschaft erzeugt; man „zog“ diese Lichte aus Schafstalg, der zum Teil von den eigenen Schafen, zum Teil aber von handelsgewandten „Pebalitern“ erstanden wurde. Die Pebaliter zogen durch die Lande und sie handelten neben allerlei anderen Produkten auch mit Lichtalg, der in sogenannten „Rädern“, d. h. dicken Scheiben, gegossen war. Die Fama berichtet, daß das Dichten und Trachten vieler Pebaliter böse gewesen sei von Anfang an, — sie hätten in den Talgrädern Hohlräume erzeugt, die mit Wasser gefüllt gewesen seien, daher mußte die Schafferin des Hauses, die rüstige „Mamsell“, die Augen aufstun, wenn sie nicht beschummelt werden wollte; sie durchstach das Rad, um das der Handel ging, so daß böse Absichten bald ans helle Tageslicht gelangten und der Pebaliter beschämt die Verlängerung des Rückens krauen mußte.

Die prominenten Handelsinstinkte der Pebaliter werden auf eine eigenartige Blutaufbesserung, die ein Scheremetjew in seiner Bauernschaft vorgenommen haben soll, zurückgeführt. Er soll nämlich ein aus Kleinarussen bestehendes Regiment in Pebalg einquartiert haben. Der Kleinarusse beschummelt aber, wie er selbst sagt, den Teufel und den Armenier dazu. Natürlich kann für diese im Volke kursierende Legende, die bis in die Zeiten der Kaiserin Katharina II. zurückreichen soll, keine Bürgschaft übernommen werden, jedenfalls klingt sie nicht ganz unwahrscheinlich.

Wenn man nun einen Fettvorrat erstanden, wurde dieser geschmolzen, und man tauchte die an einem Stabe befestigten Dochte in das erkaltende Fett, so daß dieses sich an den Dochten, die immer wieder aus dem Fette hervorgezogen wurden, festsetzte und an der Luft erstarrte. Diese sehr einfache Prozedur wurde so lange fortgesetzt, bis die Lichte die nötige Stärke erlangt hatten; dann kam eine neue Partie an die Reihe.

Für den herrschaftlichen Gebrauch wurden die Lichte in besonderen Blechformen gegossen, — freilich war das Material dasselbe, wie des der „gezogenen“ Lichte, d. h. die Lichte verbreiteten gerade keinen Weilchenduft und an den Dochten bildeten sich immer wieder lange „Schnebben“, die man in der Weise fortschaffte, daß man sich eines gegenwärtig ganz aus dem Gebrauche gekommenen Geräts, der Lichtschere, bediente, die zu jedem Leuchter gehörte, und es war die Aufgabe der jüngeren Familienmitglieder, sie fleißig in Funktion zu setzen.

Ebenso wie das Talglicht, das allenfalls nur noch als Schabbeslicht auftritt, ist die Lichtschere verschwunden. Die einzigen Lichtscheren, die noch überhaupt im Gebrauch sein dürften, gehören zu dem prächtigen goldenen Toilettengerät der Kaiserin Elisabeth, der Tochter Peters des Großen. Dieses wunderbare Gerät, das in der Schatzkammer der Kaiserlichen Ermitage in Petrograd aufbewahrt wird, wird benutzt, wenn die Damen des Kaiserhauses bräutlichen Schmuck anlegen. Dann gelangen auch die alten Lichtscheren, die aus purem Golde sind, wieder zu Ehren!

Beim Scheine des Talglichts saß die Familie am Abend beisammen, Vater las, oder er rauchte seine Pfeife, die er nicht etwa leichtsinnig mit einem Zündhölzchen, sondern mit einem Fidibus in Brand setzte. Die Fidibusse steckten in besonderen Behältern, die zumeist mit einer kleinen Stickerei geziert waren. Zu Fidibussen verwandte man alte Briefe und Rechnungen, während bedrucktes Papier, selbst Zeitungen, hoch in Ehren gehalten und jahrelang aufbewahrt wurde.

Neben den Talglichtern, die zu Potjomkins Zeiten sogar bei Hoffestlichkeiten verwendet wurden, benutzte man auch sogen. *Moderaturlampen*, d. h. Öllampen, deren Docht ein Uhrwerk regulierte, doch waren solche Lampen ein Luxus, den sich nur wohlhabende Leute gestatteten. Bei festlichen Gelegenheiten benutzte man die sehr angenehmen Wachskerzen, die auch noch heute von ästhetisch veranlagten Menschen bei Gelegenheit von Dinern der aufdringlichen elektrischen Beleuchtung vorgezogen werden. Diese diskrete Beleuchtung hat in der Tat einen intimen Reiz, insbesondere läßt sie die Schönheiten einer reich und geschmackvoll gedeckten Tafel aufs beste zur Geltung gelangen.

Immerhin hatte auch die Beleuchtung mit Wachskerzen ihre Schattenseiten; sie gab Ruß und Hitze. Daher mußten in der guten alten Zeit bei Gelegenheit von Tanzabenden von Zeit zu Zeit die Fenster geöffnet werden,

um frische Luft einströmen zu lassen. Im Winter holten sich dann die jungen Damen nur zu oft die Grippe, während die älteren „Vapeurs“ bekamen. Doch das konnte das Vergnügen natürlich nicht schmälern; die Jugend tanzte wacker Eccosaisen und Tyroliennen, während die Alten beim Scheine eines oder mehrerer Wachsstöcke ein Feuchen machten, dazu steifen Grog tranken und Schukowschen Tabak aus kurzen Pfeifen, die man „Stambulken“ nannte, rauchten.

An dieser Stelle sei mir nun eine kleine Abschweifung gestattet, die sich auf unseren lieben Weihnachtsbaum bezieht, der in seiner jetzigen, lichtstrahlenden Gestalt vor wenig mehr als hundert Jahren entstanden ist. Wenn wir uns die ebenso sparsame, wie trübe Beleuchtung in jener Zeit vergegenwärtigen, dann wird man verstehen, daß der Weihnachtsbaum mit seinen vielen Lichtern tatsächlich den strahlenden und festlichen Eindruck machen mußte, den er heute ohne den sonstigen, ursprünglich nicht vorhandenen Schmuck nicht erzielen könnte, denn was bedeuten einige 30 Wachskerzen einer Glühlampe gegenüber!

Das Feuerzeug war ebenso primitiv, wie die Beleuchtung. In der Leutestube hatte die Köchin die Glut auf dem Herde unter Asche bis zum nächsten Morgen aufzuheben, wo sie dann mit Hilfe von trockenen Pergeln oder Heede das Feuer ansachte. Wenn einmal durch ein Mißgeschick das Herdfeuer verlöschte, dann mußte einer der Jungen mit Stahl, Feuerstein und Zunder als Helfer in der Not herbeigeholt werden. Die Herrschaften bedienten sich der Schwefelhölzer, d. h. kleiner Holzstäbchen, die am Ende mit Schwefel versehen waren. Diese Stäbchen steckte man in ein Gefäß mit einer Säure, die das Stäbchen entzündete. Da aber diese Vorrichtung immerhin Geld kostete, so benutzte man sie mit Maß; im übrigen mußte der Fidibus herhalten.

Wenn das Feuer in einem Hause ausging, dann ging man zum Nachbar, um von dort etwas Glut zu holen, daher auch die Redensart, die man auf allzuweilige Besucher anwendet: „Bist du nach Feuer gekommen?“ Es fällt uns Lichtverwöhnten gewiß schwer, uns in diese primitive Zeit zurückzusehen, — aber Ben Utiba kann auch hier beschworen werden: unsere modernen Benzinfeuerzeuge sind eigentlich eine Rückkehr in die gute alte Zeit, denn entweder beruhen sie auf dem Prinzip des Schlag- oder chemischen Feuerzeuges.

Die abscheulichen Phosphorzündhölzer, die man zuerst aus Finnland bezog, stammen aus einer späteren Zeit, sie traten so ziemlich gleichzeitig mit dem Petroleum auf, das aus dem Wunderlande Amerika kam und allmählich eine vollständige Perturbation im Beleuchtungswesen herbeiführte. Zwischen Talglicht, Öl und Petroleum lag noch das „Gas“, ein Gemisch von Terpentin und Spiritus, das aber bald vom Petroleum aus dem Felde geschlagen wurde.

Das amerikanische Petroleum brach sich nur langsam Bahn, denn es war teuer, — man zahlte in der Mitte der siebziger Jahre für ein Stof an

40 Kop., und man fürchtete es, denn in seinen Anfängen waren Explosionen von Petroleumlampen nicht gerade selten.

Das unheimliche Erdöl, dem man zudem noch allerlei geheime Kräfte beimasß, — es wurde sogar als Heilmittel äußerlich und auch innerlich gebraucht, — breitete sich erst dann aus, als die Naphthafelder auf Apsheron zuerst von der Firma Car and sons (daher „Kerosin“) erschlossen wurden und man für das russische Produkt passende Lampenzylinder konstruiert hatte. Heute beleuchtet eine Petroleumlampe jedes Hüttlein, womit die Macht der Finsternis als gebrochen betrachtet werden kann.

Der Vorläufer des Petroleums war das Leuchtgas, das zunächst nur zur Beleuchtung der Straßen großer Städte verwandt wurde; es trat an die Stelle der schwälenden Öllaternen, die Jahrhunderte lang sich vergeblich bemüht hatten, die Straßen der Städte zu erhellen.

Das Leuchtgas, das aus den Wohnungen nach kurzer Herrschaft so gut wie verschwunden ist, behauptet sich neben Elektrizität und Petroleumglühlicht noch immer auf der Straße. Seit zwei Jahrzehnten besteht zwischen den einzelnen Leuchtstoffen ein großer Kampf, der ganz besonders erbittert geführt wird, seit man den Glühstrumpf aus leuchtenden Erden und den Metallfaden der Glühbirnen erfunden hat. Der Kampf ist noch lange nicht zu Ende, er scheint unbegrenzte Möglichkeiten zu bieten. Wir alle erinnern uns noch der ersten Jablotschkowschen elektrischen Bogenlampen, die man ebenso anstaunte, wie den Phonographen und andere ähnliche Dinge, die natürlich kein vernünftiger Mensch ernst nahm, ohne die wir aber heute nicht mehr leben könnten, wenn wir uns nicht grausam deklariert fühlen wollten.

Wir haben in der Beleuchtungstechnik in 50 Jahren mehr geleistet, als unsere Vorfahren in Jahrtausenden. Ist das nicht wunderbar? Haben wir nicht alle Ursache, stolz zu sein?

Wir haben heute mehr Licht als je. Aber ich meine, daß wir etwas weniger Wärme haben, als die Leute in der guten alten Zeit.

Wer denkt heute noch an Phosphorzündhölzer, an deren Stelle schon vor bald 30 Jahren die „Schweden“ „utan svafel och fosfor“ getreten sind; an Fidibusse und Lichtscheren und an alle diese Dinge, die einst so notwendig gewesen sind und nun in Rumpelkammern Museumswert erlangen, — wenn sie von dem unsteten modernen Geschlecht nicht bereits in alle vier Winde zerstreut worden sind!



Aus dem baltischen Rechtsleben.

Von Prof. Dr. A. Freih. v. Freytagh-Loringhoven (Surjew).

2. Die Blanko-Zession von Obligationen.

Am 5. Dezember 1912 erfolgte eine Senatsentscheidung über die Blanko-Zession von hypothekarisch besicherten Forderungen, bei uns zu Lande meist ungenau Obligationen genannt, die in Juristenkreisen und von der Presse mit großer Befriedigung aufgenommen wurde. Hatte man sich doch nie verhehlen können, daß die rechtlichen Grundlagen dieses Instituts außerordentlich unsicher waren. Denn während die in blanko oder auf den Inhaber zedierte Obligation im geschäftlichen Leben eine sehr große Rolle spielte, mußte es jedermann klar sein, daß, streng genommen, der Erwerb einer solchen mit einem bedeutenden Wagnis verknüpft war. Man konnte in keiner Weise darauf bauen, daß sie nicht durch Einreden aus der Person eines Vorbesitzers und insbesondere durch die Einrede des Untergangs der Forderung durch Konfusion entkräftet werden würde. Gerade die Gefahr, daß diese letztere Einrede erhoben würde, durfte nicht unterschätzt werden: ist es doch eine alltägliche Erscheinung, daß der Eigentümer des mit einer Hypothek belasteten Grundstücks nach erfolgter Zahlung der Schuld die Hypothek nicht löschen, sondern sich die mit einem Vermerk über Blanko-Zession versehene Obligation aushändigen läßt, um sie im Falle neuen Kreditbedürfnisses weiter zu begeben. Derjenige, der sie nun erwirbt, muß aber darauf gefaßt sein, daß ihm die Tatsache der Konfusion entgegen gehalten wird. Denn der Grundeigentümer wurde durch Erwerb der gegen ihn gerichteten Forderung Gläubiger und Schuldner zugleich. Das jedoch ist — so wenigstens lehrt ein vom baltischen Provinzialrecht angenommener Grundsatz des römischen Rechts — unmöglich. Und deshalb muß die Forderung untergehen. Der neue Gläubiger hat also eine nicht mehr bestehende Forderung, ein rechtliches Nichts erworben und kann deshalb keine Zahlung verlangen.

Gerade ein solcher Fall ist nun vom Senat entschieden worden und zwar in dem im Interesse des Verkehrs durchaus erwünschten Sinne, daß die Konfusionseinrede in solchen Fällen unzulässig sei. Die Genugtuung, mit der dieses Urteil aufgenommen wurde, ist also durchaus verständlich. Leider muß aber gesagt werden, daß sie trotzdem nicht begründet ist. Denn der Spruch des Senats schafft keinerlei sichere Grundlage für die Zukunft, aus dem einfachen Grunde, daß er auf einer vollkommen falschen, ja, unhaltbaren Argumentation beruht. Es bedarf deshalb nur einer neuen Kassationsklage in einem ähnlichen Fall, die die Irrtümer des Senats aufdeckt, um zu der entgegengesetzten Entscheidung zu gelangen und damit die kaum gewonnene Rechtsicherheit wieder zu zerstören.

Der Senat nimmt zum Ausgangspunkt den Art. 3565, der die auf diesem Gebiet grundlegende Regel aufstellt: „Forderungsrechte erlöschen durch

Konfusion, sobald die Eigenschaften des Gläubigers und des Schuldners in einer Person zusammentreffen“. Er verweist jedoch weiter auf Art. 3567: „Die durch Konfusion erloschene Forderung lebt wieder auf, wenn die Rechtsveränderung, welche die Vereinigung von Forderung und Schuld hervorbrachte, rückgängig wird“.

Auf dieser Bestimmung fußend erklärt der Senat, daß die Weitergabe der vom Schuldner zurückerworbenen Obligation als ein Umstand anerkannt werden müsse, der die Konfusion beseitigt und die Forderung nach Art. 3567 von neuem aufleben läßt.

Es fällt nun sofort ins Auge, daß diese Behauptung nicht schlüssig ist. Allerdings spricht der vom Senat angezogene russische Gesetzestext nicht von einer Rechtsveränderung, die rückgängig wird, sondern von einem „Umstande“, der die Vereinigung von Forderung und Schuld hervorrief und der „zu bestehen aufhört“. Doch auch dann ist es klar, daß der Gedankengang des Gesetzes und der des Senats sich nicht decken. Hier handelt es sich um einen Umstand, der angeblich die Konfusion beseitigt, dort um den Fortfall des Umstandes, der die Konfusion hervorrief. Das ist natürlich nicht ein und dasselbe.

Aber selbst wenn man dieses beiseite läßt, kann man der Auslegung nicht zustimmen, die der Senat dem Art. 3567 zuteil werden läßt. Denn keinesfalls kann man den Erwerb der Obligation durch den Schuldner, oder genauer die Befriedigung des Gläubigers für seine hypothekarisch besicherte Forderung als einen Umstand bezeichnen, der zuerst eintritt, um dann wieder fortzufallen. Ist einmal die Zahlung geschehen, möge sie auch in die Form einer Zession eingekleidet sein, so kann sie allenfalls durch Einigung unter denselben Personen rückgängig gemacht werden, indem das alte Schuldner- und Gläubigerverhältnis wieder hergestellt wird. Doch selbst darüber ließe sich streiten. Unmöglich aber ist es, die Zahlung als Umstand anzusehen, der durch ein Rechtsgeschäft zwischen dem ehemaligen Schuldner und einer dritten Person rückgängig wird. Das widerspräche allen Gesetzen der Logik und nichts derartiges kann Art. 3567 im Auge gehabt haben. Die Zahlung ist vollzogen, die Forderung erloschen, eine Austilgung dieser Tatsache unmöglich.

Was aber hat das Gesetz im Auge, wenn es von dem Rückgängigwerden der eingetretenen Rechtsveränderung spricht?

Auf diese Frage findet sich eine deutliche Antwort in den Quellen des Art. 3567. Es sind das zwei bekannte Digestenstellen:

1. 21 § 2 D. 5, 2. Paulus libro tertio responsorum. Idem respondit, evicta hereditate per inofficiosi querellam ab eo qui heres institutus esset, perinde omnia observari oportere, ac si hereditas adita non fuisset: et ideo et petitionem integram debiti heredi instituto adversus eum qui superavit competere et compensationem debiti.

1. 87 § 1 D. 29, 2. Papinianus libro decimo responsorum: Pupillis, quos placuit oneribus hereditariis esse liberandos, confusas actiones restitui oportet.

In beiden Fällen handelt es sich darum, daß ein bereits erfolgter Erbschaftserwerb rückgängig gemacht wird, dort dank der Anfechtung des Testaments durch einen Noterben, hier durch Ausschlagung einer angefallenen Erbschaft seitens eines Unmündigen. Und einen analogen Vorgang sieht Art. 2674 vor, auf den gleichfalls im Art. 3567 verwiesen wird: „Die durch Konfusion erloschenen dinglichen und Forderungsrechte des Erben werden durch den Verkauf der Erbschaft wieder hergestellt.“

Es handelt sich also allemal darum, daß die Rechtsveränderung, durch die die Konfusion hervorgerufen wurde, rückgängig gemacht wird: der Erbschaftserwerb wird aufgehoben und damit fallen auch die von ihm gezeitigten Folgen fort. Insbesondere leben die Forderungen wieder auf, die der Erwerber an die Masse und die Masse an ihn hatte.

Nichts dem ähnliches liegt aber in dem Fall vor, der die in Rede stehende Senatsentscheidung behandelt. Die Rechtsveränderung, die zur Konfusion führte, ist in voller Kraft geblieben und ein Wiederaufleben der Forderung kann deshalb auf keine Weise behauptet werden.

Unter solchen Umständen scheint nur eines übrig zu bleiben, die Anerkennung der Tatsache nämlich, daß die Konfusion einer in blanko zedierten Obligation unheilbar ist und daß daher eines der praktisch wichtigsten Institute des Provinzialrechts an einer verhängnisvollen Schwäche krankt, die es für Verkehrszwecke im Grunde unbrauchbar macht.

Glücklicherweise wäre ein solcher Schluß jedoch voreilig. Es besteht vielmehr die volle Möglichkeit, zu einem befriedigenden Ergebnis zu gelangen und zwar nicht indem man sich auf eine Wiederaufhebung der bereits erfolgten Konfusion stützt, sondern indem man die Möglichkeit des Untergangs derartiger Forderungen durch Konfusion grundsätzlich verneint.

Man muß sich zunächst darüber klar werden, daß die Bestimmung, nach welcher eine Forderung durch Konfusion vernichtet wird, nicht den Charakter einer positiven Norm hat, mag sie auch äußerlich das Gewand einer solchen tragen. Es handelt sich hier vielmehr einfach um einen logischen Schluß. Dieser aber beruht, im Widerspruch zu der landläufigen Meinung, nicht darauf, daß niemand sein eigener Gläubiger oder Schuldner sein könne. Hieraus könnte mit Recht nur gefolgert werden, daß die Obligation unwirksam bleibt, solange die Vereinigung von Forderung und Schuld in einer Hand dauert. Untergang aber muß deshalb eintreten, weil durch die Konfusion der objektive Bestand der Obligation zu existieren aufhört.

Das trifft jedoch nur für ein solches positives Recht zu, das, gleich dem römischen, die Existenz der Obligation an die Person des Gläubigers und des Schuldners bindet und die Möglichkeit ihrer objektiven Verkörperung nicht

anerkennt. Ein Recht jedoch, das auf dem entgegengesetzten Standpunkt steht, muß die absolut zerstörende Kraft der Vereinigung ablehnen. Hier kann diese nur auf die subjektive Seite des Rechtsverhältnisses einwirken und seine Latenz herbeiführen. Der objektive Bestand der Obligation dagegen bleibt unberührt.

Nun läßt das moderne Recht unbestreitbar eine Objektivation der Obligation zu: sie kann in einem Wertpapier verkörpert werden und alsdann ist es vollkommen unschädlich, wenn dieses Wertpapier vom Aussteller zurück-erworben wird und damit eine Vereinigung von Forderung und Schuld in einer Person eintritt. Nur versteht sich von selbst, daß die Forderung für die Zeit der Vereinigung ihre aktuelle Kraft einbüßt.

Wenn die Dinge aber so liegen, so hindert augenscheinlich nichts anzuerkennen, daß das von den römischen Juristen aufgestellte Prinzip des Unterganges der Forderung durch Konfusion sich nur auf diejenigen Obligationen bezieht, die allein das römische Recht im Auge haben konnte, d. h. auf solche, die einer objektiven Verkörperung entbehren. Dagegen liegt nicht die geringste Veranlassung vor, den gleichen Grundsatz auf Obligationen anderer Art anzuwenden. Handelt es sich nicht um eine positive Norm, sondern nur um eine Formel, durch welche die Richtigkeit eines logischen Schlusses anerkannt wird, der sich aus dem Wesen einer bestimmten Kategorie von Forderungen ergibt, und hat die weitere Rechtsentwicklung einer andern Kategorie von Forderungsrechten zur Anerkennung verholfen, aus deren Wesen der gleiche Schluß nicht gezogen werden kann, so dürfen diese letzteren augenscheinlich nicht nach der in Rede stehenden Formel beurteilt werden.

Es würde zu weit führen, diese Auffassung durch die Anziehung von Belegen aus dem modernen westeuropäischen Recht zu stützen. Doch darf darauf verwiesen werden, daß das baltische Provinzialrecht selbst eine Gruppe von Forderungsrechten kennt, die es durch Vereinigung nicht untergehen läßt. Es sind das die in den Art. 3120 f. behandelten Forderungen aus Inhaberpapieren. Inbezug auf sie übt die Konfusion keinerlei Wirkung aus. Und natürlich dürfte man nicht einwenden, daß es sich hier um einen Ausnahmefall handle, der durch die Interessen des Verkehrs bedingt sei. Denn wenn die zerstörende Wirkung der Vereinigung sich aus dem Wesen der Obligation als solcher und nicht bloß aus dem Wesen gewisser Kategorien von Obligationen ergäbe, so wären derartige Ausnahmen vollkommen unstatthaft. Die allgemeine Regel müßte mit logischer Notwendigkeit auch auf Obligationen aus Inhaberpapieren angewandt und das Interesse des Verkehrs irgend wie auf anderm Wege befriedigt werden.

Doch davon kann selbstverständlich nicht die Rede sein. Vielmehr ergibt sich die Unschädlichkeit der Vereinigung für die Forderung aus dem Inhaberpapier unmittelbar aus der Natur dieser Art von Forderung. Die Ursache hierfür aber liegt in dem Umstande, daß die Obligation dank ihrer objektiven

Verkörperung in einem Wertpapier einen von der Person des Gläubigers und des Schuldners unabhängigen Bestand hat.

Genau das gleiche aber muß von einer Forderung gesagt werden, die durch eine Hypothek gesichert und in einer Obligation — modern ausgedrückt: in einem Hypothekenbrief — verkörpert ist. Aus diesem Grunde muß die gegen sie gerichtete Einrede der Konfusion zurechtgewiesen werden. Art. 3567 dagegen muß außer Betracht bleiben, da er nicht die geringste Beziehung zu dem in Rede stehenden Fall hat.

Damit aber ist die hier behandelte Frage noch nicht erschöpft. Es bleibt eine andere Schwierigkeit zu überwinden, die nicht auf obligationenrechtlichem, sondern auf sachenrechtlichem Gebiet liegt.

Das moderne Liegenschaftsrecht läßt im Falle der Vereinigung von Grundeigentümer und Hypothekengläubiger in einer Person die Hypothek sich in eine Eigentümerhypothek oder richtiger in eine Eigentümergrundschuld verwandeln. Das Provinzialrecht dagegen kennt grundsätzlich ein solches Institut nicht. Es nennt vielmehr unter den Ursachen, aus denen die Hypothek erlischt (1597 vgl. 1421), auch die Konfusion, d. h. die Vereinigung von Eigentum und Pfandrecht in einer Hand, wobei der eben besprochene Fall allerdings nicht besonders vorgesehen ist, ohne daß doch Zweifel daran bestehen könnten, daß er hierher gehört.

Daraus könnte zunächst der Schluß gezogen werden, daß im Falle des Erwerbes einer in blanko zedierten Obligation durch den Grundbesitzer die Hypothek erlischt, obgleich die persönliche Forderung dank ihrer Verkörperung in einem Wertpapier bestehen bleibt. Es liegt auf der Hand, daß damit die Obligation ihre wirtschaftliche Bedeutung zum größten Teil einbüßen würde. Davon abgesehen aber müßte die sehr schwierige Frage aufgeworfen werden, wie weit der sachenrechtliche Charakter des Hypothekenbriefes ein Fortbestehen der persönlichen Forderung nach Fortfall des dinglichen Rechtes selbst gestattet.

Indessen braucht auf dieses Problem nicht eingegangen zu werden, denn jener Schluß wäre übereilt. Art. 1598 nämlich bestimmt: „Der Erlösungsgrund allein genügt jedoch insofern nicht zur völligen Aufhebung der Hypothek, als er in Beziehung auf Dritte nicht wirksam ist, so lange die Aufhebung der Hypothek nicht in das entsprechende öffentliche (Krepost-) Buch eingetragen ist“.

Nun betont Prof. Erdmann allerdings in seinem „System des Privatrechts“ (II, S. 376 f., 482 f.), daß unter den im Gesetz genannten Dritten ausschließlich die nachstehenden Hypothekengläubiger zu verstehen sind, die sonach durch Untergang der vorstehenden Hypothek, solange diese nicht im Grundbuch gelöscht ist, ihren Rang nicht verbessern. Dagegen dürfen unter den „Dritten“ nicht etwa „Zessionare oder sonstige Rechtsnachfolger der untergegangenen Hypothek“ verstanden werden, „denn diese sind eben nicht mehr dritte Personen im einschlägigen Sinn, sondern einfache Repräsentanten

des Gläubigers“. In dieser Auffassung bekennt sich auch der Senat in einer Kassationsentscheidung vom Jahr 1892 unter N. 98 und ihr hat sich der d. z. Sekretär der Riga-Wolmarischen Grundbuchabteilung Bukowski in seinem Kommentar angeschlossen.

Trotzdem muß diese Auffassung abgelehnt werden. Sie überträgt obligationenrechtliche Gesichtspunkte in das Sachenrecht. Dieses versteht, soweit es sich um modernes Recht handelt, unter dritten Personen gerade diejenigen, die im Vertrauen auf die Richtigkeit des Grundbuchs liegenschaftliche Rechte von denen erwerben, die als Inhaber solcher Rechte eingetragen sind. Und im vorliegenden Falle handelt es sich ja nur darum, ob der gutgläubige Erwerb einer Hypothek zu Recht besteht, wenn diese allerdings materiell untergegangen, im Grundbuche jedoch nicht gelöscht war. Man wird auf diese Frage nicht anders als bejahend antworten können, es sei denn, daß man unserm gesamten Grundbuchwesen überhaupt jeden Zweck und Sinn absprechen und es als bloßen Registrierapparat hinstellen will. Dann sei man aber konsequent und lehne auch die Ansicht wohl aller baltischen Juristen ab, nach der in Art. 812 der Grundsatz des öffentlichen Glaubens der Grundbücher anerkannt wird. Freilich würde das unter historischen Gesichtspunkten gar nicht einmal so falsch sein. Doch Aufgabe der Auslegung ist nun eben nicht Erforschung des Willens, den vor Jahrzehnten der Gesetzgeber hatte, sondern dessen, was das Gesetz selbst unter Anpassung an die Bedürfnisse der Zeit will.

Bei solcher Sachlage aber kann kein Zweifel daran herrschen, daß die Konfusion inbezug auf eine in die Grundbücher eingetragene Hypothek für den Zessionar kraftlos ist, bis sie durch Eintragung kenntlich gemacht wird. Somit geht sie infolge der Zession zusammen mit der Forderung über, zu deren Sicherung sie bestellt ist.

Beiläufig sei übrigens noch darauf hingewiesen, daß die eben dargelegte Argumentation zugunsten des Fortbestehens der Hypothek auch dann ihre Bedeutung behält, wenn eine allzu ängstliche Auslegung an der Lehre vom Untergang der im Hypothekenbrief verkörperten Forderung durch Konfusion festhalten wollte. Dann bliebe eben die Hypothek kraft des Art. 1598 trotzdem bestehen und man hätte nur die Wahl, das Vorhandensein einer Grundschuld anzuerkennen oder auf die alte römische Fiktion zurückzugreifen, nach welcher propter pignus remanet obligatio.

Doch sei dem, wie ihm wolle, im Endergebnis darf man sagen, daß die Erwerbung der in blanko zedierten Obligation durch den Grundeigentümer für den Fortbestand von Forderung und Hypothek unschädlich ist und daß dem gutgläubigen Zessionar die Einrede der Konfusion nicht entgegengesetzt werden darf. Mit andern Worten: die in blanko zedierte Obligation des baltischen Rechts hat unter rechtlichen Gesichtspunkten durchaus Anspruch auf das Vertrauen, das ihr im praktischen Leben entgegengebracht wird.

Wie schon eingangs bemerkt, ist auch der Senat zu diesem Schluß gekommen. Aber seine Beweisführung baute sich auf einer falschen Auffassung der einschlägigen Gesetzesbestimmungen auf und konnte deshalb der Pragis keine sichere Grundlage bieten. Ein Nachweis der Unrichtigkeit dieser Auffassung in einer neuen Kassationsklage müßte zu einem Zusammenbruch des ganzen Gebäudes führen. Damit wäre die alte Rechtsunsicherheit wieder da.

Zum Schluß sei eine Nutzenwendung allgemeineren Charakters gestattet. Unter unsern jüngeren Juristen herrscht vielfach eine ausgeprägte Abneigung gegen das Zurückgreifen auf die Quellen des Provinzialrechts. Das ist begreiflich, da die Gymnasien heutzutage so mangelhafte Kenntnisse im Lateinischen vermitteln, daß es ihren Absolventen außerordentlich schwer fällt, das Corpus juris zu benutzen. Fast noch unerfreulicher scheint es um die Fruktifizierung der deutschrechtlichen Quellen zu stehen. Abgesehen davon, daß Ausgaben derselben im Handel kaum zu haben sind und daß sie sprachlich dem Anfänger große Schwierigkeiten bereiten, ist der Durchschnittspraktiker mit der deutschen Rechtsgeschichte meist so wenig vertraut, daß er oft aus der Lektüre dieser Quellen gar keinen Nutzen zu ziehen vermag. Und wenn sich dann noch eine Textausgabe einbürgert, die die Quellenangaben einfach fortläßt, wie das die im übrigen mit Recht populäre Edition Bukowskis tut, wird es verständlich, wenn die Pragis sich immer mehr darauf beschränkt, bloß mit dem Wortlaut des Gesetzes und den Gesetzentscheidungen zu arbeiten.

Nun gibt es aber eine sehr große Zahl von Bestimmungen des Provinzialrechts, die ohne Heranziehung der Quellen einfach unverständlich sind. Ein schlagendes Beispiel dafür ist der im eben besprochenen Fall entscheidende Art. 3567. Der Senat hat ihn gründlich mißverstanden und auch die Parteivertreter sind sich augenscheinlich über seine Bedeutung nicht klar gewesen. Denn es darf nicht angenommen werden, daß der oberste Gerichtshof bewußt den wahren Sinn des Gesetzes ignoriert hätte, nachdem er, wenn nicht von beiden Sachwaltern, so doch von dem der unterlegenen Partei auf die Quellen aufmerksam gemacht worden. Es liegt vielmehr ein Fehlspruch vor, der direkt eine Folge ungenügenden Verständnisses für die Bedeutung der Quellen ist. Und das ist ein Fall, der nicht vereinzelt dasteht. Wer die Senatspraxis verfolgt, stößt fortwährend auf ähnliches. Wie mag es da erst um die Rechtspflege der Untergerichte stehen!

Unter solchen Umständen ist die Mahnung zu eifrigerer Benützung der Quellen kein Ausfluß von Doktrinarismus und gelehrter Pedanterie. Sie wird unmittelbar vom praktischen Leben und seinen Bedürfnissen diktiert.



Carl Friedrich Glasenapp.

† 1. (14.) April 1915 zu Riga.

Von Erich von Schrenck (Riga).

Mein Kurwenal,
du trauter Freund!
Mein Schild, mein Schirm
in Kampf und Streit,
zu Lust und Leid
mir stets bereit:
wen ich gehaßt,
den haßttest du;
wen ich geminnt,
den minntest du

Du Treuer ohne Wanken.

Wagner, Tristan.

Das Lebenswerk Carl Friedrich Glasenapps ist der Beitrag, den unsere baltische Heimat zu der großen Kunstbewegung beigezeichnet hat, die sich an den Namen Richard Wagner knüpft. Nicht nur die Fundamentierung der gesamten Wagnerforschung durch Glasenapps monumentale Biographie ist damit gemeint. Sondern die ganze Summe geistiger Kräfte, die sich in Carl Friedrich Glasenapp zusammenfanden, um der einen großen Lebensaufgabe zu dienen, der Geisteswelt Richard Wagners die Wege zu ebnen, die Herzen zu öffnen. Mit einer staunenswerten Konzentration hat Glasenapp diesem einen Werke gelebt. Seine große Begabung hat er mit grenzenloser Hingebungsfähigkeit und eiserner Konsequenz in diesen Dienst gestellt. Glasenapps Verhältnis zu Richard Wagner und seinen Bestrebungen erinnert an die altgermanische Gefolgstreue. Wie die alten Mannen ihrem Lehnsherrn in Glück und Unglück, Sieg und Gefahr, Leben und Tod folgten, so verfolgte Glasenapp von der Schulbank an bis in die letzten Stunden seines Lebens die Ideale seines vielgefeierten und vielgeschmähten Meisters. Nie ein Schwanken, ein Zurückweichen vom Wege, nie auch nur ein zeitweiliges Zurücktreten oder Verblaffen des einmal erkorenen Leitsternes. Schulter an Schulter mit den allergetreuesten Wagnerjüngern focht Glasenapp seine Kämpfe, die Hiebe und Wunden, die sie ihm eintrugen, nur für eine Ehre erachtend. So gemahnt er uns an die Mannentreue eines Rüdiger oder Hildebrand oder noch besser an Kurwenal, den Treuen ohne Wanken. Wie Kurwenal, seinem Helden zu Lust und Leid stets bereit, haßte und liebte auch er, wen sein Held haßte und liebte. Und wenn der alternde Glasenapp all die Liebe und Verehrung, die er schon in jungen Jahren für den großen Meister gefaßt hatte, auch auf den Sohn übertrug und an dessen Kunst mit ähnlich schwärmerischer Bewunderung hing, so erinnert auch dieser Zug an die alte Mannentreue. In Siegfried

Wagner verehrte er eben nicht bloß den Erben, sondern auch das Erbe seines Helden, wenigstens einen Teil desselben. Er spürte denselben Geist, wenn auch nicht in den gewaltigen Umrissen des Vaters. Und es lag in seiner Natur, dann rückhaltlos zu folgen. So steht Glasenapp vor uns, so verkörpert er uns die Gefolgstreue auf dem Gebiete der Kunst und der höchsten geistigen Interessen. Wir Balten sind stolz darauf, daß der Biograph Richard Wagners, einer der allerersten Pioniere seiner grandiosen Kunst, zu uns gehört und in unserer Mitte sein Lebenswerk getan hat. Wir wissen, daß noch ferne Geschlechter sich auf Glasenapps Lebensarbeit stützen müssen, wenn sie sich immer aufs neue das Leben Wagners erzählen werden. Wir wissen freilich, daß dieser Mann auch in unserer Mitte gegen eine hohe Mauer von Unverständnis und Geistessträgheit hat kämpfen müssen, wovon noch bis zum heutigen Tage beschämend viel nachgeblieben ist. Das gibt uns aber besondere Veranlassung, seine Bedeutung zu schildern und nun, da dieses reiche Leben abgeschlossen ist, nach seiner Entwicklung, seiner Frucht und seiner Eigenart zu fragen. *)

* * *

Carl Friedrich Glasenapp wurde am 21. September 1847 zu Riga geboren, wo sein Vater Inspektor der Kreisschule war. „Sein Geburtshaus war ein altes, 1860 mit den Stadtwällen niedergerissenes Palais Peters des Großen, weitläufig gebaut und mit weitem freien Blick über den breiten Düna-
strom, über eine Terrasse mit hundertjährigen Kastanien und Linden hinweg.**) Hier im alten Garten, im Gezweig einer Weide machte der Knabe an schönen Sommertagen die erste Bekanntschaft des Nibelungenliedes . . . Sehr frühzeitig begannen einige poetische Versuche, z. B. über die Belagerung von Sewastopol. Mit dem elften Lebensjahr waren sie schon zu drei dicken Manuskriptbänden unter dem kühnen Titel „Bermischte Schriften“ angeschwollen. Dann kam eine Zeit, wo das gesprochene Drama für ihn zurücktrat gegen alles, was „Oper“ hieß. Sein Vater war inzwischen (1858) verstorben; aber mit seiner Mutter nahm er den ganzen Schatz der ihm aus einer Leihbibliothek zugänglichen deutschen und französischen Opern von der ersten bis zur letzten Seite am Klavier durch, das er selbst aus Ungeduld niemals spielen lernte. . . .

„Erst zu Beginn der sechziger Jahre reiheten sich diesen Studien auch die Werke Richard Wagners ein, da sie nach langer Zwischenzeit damals (1863) auf dem neuerbauten Rigaschen Theater wieder aufzutauhen begannen. Er lernte sie, mit Ausnahme des erst später in Riga erschienenen „Rienzi“, genau in der richtigen Reihenfolge kennen und empfing zunächst den Eindruck des „Holländer“, dann des „Tannhäuser“ und des „Lohengrin“, ohne sich dieser

*) Wir folgen zunächst einer biographischen Skizze, die Kurt Mey (Dresden) zu Glasenapps 60. Geburtstag in der „Musik“ veröffentlicht hat (1906/07, S. 24). Mey stützt sich auf schriftliche Aufzeichnungen Glasenapps.

**) Ecke Palais- und Neustraße.

Reihenfolge auch nur bewußt zu sein.“ Die neue Welt, die ihm hier aufging, gewann aber ihr volles Licht erst aus der Lektüre von Wagners Prosaschriften. 1865 lernte er zunächst „Kunst und Revolution“ kennen, es folgte „das Kunstwerk der Zukunft“, dann „Oper und Drama“, „eine Mitteilung an meine Freunde“ usw. Eine dieser Schriften hatte er stets bei sich und konnte sich nicht enthalten, sie auch in den Schulstunden zu lesen. Als Glasenapp im Herbst 1867 unsere Landesuniversität bezog, um klassische Philologie zu studieren, war er in Wagners Jugendwerken und ästhetischen Schriften bereits vollkommen heimisch. Den „Ring des Nibelungen“, „Tristan“ und die „Meisterfinger“ kannte er in der Dichtung, teilweise auch nach Klavierauszügen. Zugleich verfügte er über eine für einen Jüngling geradezu erstaunliche Belesenheit: griechische Tragiker, Sargo Grammaticus, Lucian, Rousseau (besonders „Emile“), Goethe (besonders „Wilhelm Meister“), David Strauß („Leben Jesu“) und vieles andere war ihm eine vertraute Welt.

In der Embachstadt nahm er als frater Rigensis auch am Korporationsleben aktiven Anteil, freilich ohne hier ein Verständnis für seine Ideen und Interessen zu finden. Er wich in seiner Entwicklung von seinen Zeitgenossen zu sehr ab, als daß er hätte Einfluß gewinnen oder gar einen fruchtbaren Austausch finden können. Er blieb einsam. Auch die klassische Philologie befriedigte ihn nicht. So ging er zum Studium der vergleichenden Sprachwissenschaft über, auf welchem Gebiete Prof. Leo Meyer sein sehr verehrter Lehrer wurde. Inzwischen gingen die Wagnerstudien rüstig vorwärts. Als Glasenapp sich im Winter 1871/72 zu intensiven Studien in Riga aufhielt, wurden hier durch Kapellmeister Ruthardt die „Meisterfinger“ zum erstenmal zur Aufführung gebracht. Glasenapp wohnte allen Proben und den zehn bis zwölf Aufführungen bei, und es ist sehr bedeutsam, welche mächtige Anregung und Förderung er dadurch für seine wissenschaftliche Arbeit gewann. Es war das erste Musikdrama im strengen Sinne des Wortes, dessen Aufführung er erlebte, und wenn sie in Riga auch noch etwas opernhafte ausfiel, so hatte doch Glasenapp durch seine genaue Kenntnis der künstlerischen Absichten Wagners die Mittel in der Hand, den Eindruck zu ergänzen.

Nach Abschluß seines Universitätsstudiums (1872) konnte er bald an die erste vorläufige Zusammenfassung seiner rüstig fortgeschrittenen Wagnerstudien gehen. Nun gestaltet sich allmählich der Plan einer Biographie, und es ist höchst fesselnd, aus Glasenapps eigener Darstellung*) zu erfahren, wie ein Glied sich an das andere schloß, eine Arbeit aus der anderen erwuchs, bis das Niederschreiben des Buches sich wie von selbst ergab. Wie das so oft bei wahrhaft bedeutenden Leistungen der Fall ist, so ist auch dieses Werk unabsichtlich, zunächst für die Bedürfnisse des Verfassers selbst entstanden. „Die

*) Siehe das hochinteressante eingehende Vorwort zum 6. Bande der Biographie. Leipzig 1911.

ersten Vorarbeiten begannen im Herbst des „Tristan“-Jahres 1865, ohne die entfernteste Kenntnis dessen, daß ungefähr um die gleiche Zeit der Meister selbst, von seinem königlichen Freunde und Beschützer gedrängt, sich dazu anschickte, ein ausführliches Bild seines Lebens mit all seinen Einzelheiten zu entwerfen.“ Die Vorarbeiten, die der 18-jährige Jüngling, ganz für seinen eigenen Gebrauch, machte, bestanden zunächst darin, sich eine vollständige Kenntnis von Wagners Schriften zu verschaffen, was damals gar nicht so leicht war, da es eine Sammlung derselben nicht gab und so manche von ihnen nicht einmal in Buch- oder Broschürenform, sondern nur in Zeitschriften zerstreut zu finden waren. Wie ernstlich diese Sättigung mit der Gedankenwelt Wagners betrieben wurde, erkennt man daraus, daß Glasenapp imstande war, auch eine anonyme Schrift Wagners („Deutsche Oper“ 1834) am Stile zu erkennen. Bald schritt Glasenapp zur Sammlung aller bereits gedruckten Briefe Wagners und drang damit schon tiefer in die eigentliche Lebensforschung. „Das nächste war die Herstellung eines nach Jahren und Monaten genau geordneten „Tagebuches“ über sein Leben und dessen einzelne Daten und Ereignisse.“ Dieses Tagebuch begann mit Sonnabend dem 22. Mai 1813 und führte ohne irgendwelche Auslassung durch das ganze Leben Wagners. Natürlich wies es anfangs noch viele „leere“ Tage auf. Das änderte sich aber allmählich. Durch Glasenapps unermüdlichen Sammelfleiß füllte sich das Tagebuch, namentlich für die späteren Jahre, zusehends und bildete den Grund für die im Glasenappschen Werke so bewundernswürdige Ergänztheit auch in chronologischer Beziehung.*) Hand in Hand mit diesen Arbeiten ging das eifrigste Suchen nach biographischem Material, „wobei oft meterhohe Stöße älterer Jahrgänge der verschiedensten Zeitschriften und Zeitungen durchblättert und durchforscht wurden.“ Alle auf diese Weise gewonnenen Materialien wurden in größter Ordnung zusammengestellt, so daß ihm das Leben des Meisters in heller Deutlichkeit schon vor Augen stand, sowohl in den Hauptstadien seiner Entwicklung, als auch in einer Fülle veranschaulichender Einzelheiten. Als er im September 1873 zum drittenmal an die Sichtung und Ordnung des Materiales schritt, ging ihm die Einteilung des ganzen in 6 Bücher mit den einzelnen Kapiteln so deutlich auf, daß „das künftige Manuscript leicht herzustellen war.“

Im selben Jahre wurde er Gymnasiallehrer in Bernau und siedelte 1875 nach Riga über, wo er an der Stadt-Töchterschule in der deutschen

*) Erst als Glasenapp mir einmal diese Vorarbeit seines Werkes ausführlich auseinandergesetzt hatte, begriff ich manches, was mir bis dato unerklärlich vorgekommen war. So beispielsweise folgender Vorfall. Ich hatte Glasenapp gegenüber einmal meine Bewunderung über die beispiellose Kenntnis des Lebens Wagners ausgedrückt, von der sein Werk zeuge, und hatte gesagt: „Sie wissen ja über jede Woche in seinem Leben Bescheid“, worauf er freundlich lächelnd erwidert hatte: „Über jede Woche? Ja — ja — — so ziemlich über jeden Tag“.

Sprache und Literatur unterrichtete. Das Lehrertum sowie die spätere Dozententätigkeit am Rigaschen Polytechnikum (1898—1912) konnte er bei seinen Anlagen und Interessen nur als eine schwere Fessel, eine Hemmung auf dem Lebenswege empfinden. *) Doch seine unverwüßlichen Nerven und sein eiserner Fleiß überwandten diese Hemmung. Auch die liebende Sorge für Weib und Kind — er hatte sich im Dezember 1874 sein Haus gegründet**) — wird ihm die zeitraubenden Pflichten des bürgerlichen Berufes erleichtert haben. Und seine Spannkraft! Er beschritt nach Erledigung der Tagesgeschäfte alsbald das Reich seiner Ideale, in dem er dann noch mit ungeschwächter Aufnahme- und Schaffensfreudigkeit stundenlang tätig sein konnte.

Glasenapp hatte sich außer einer Anfrage nach Triebtschen, die freilich nicht von Wagner selbst, sondern von dessen Haushälterin Breneli Stocker in Wagners Auftrag und Sinn beantwortet worden war, nie an den Meister gewandt. Um so bewundernswürdiger ist die allseitige und genaue Kenntnis, die er sich bereits über Wagner verschafft hatte. Als die Ankündigung der ersten Bayreuther Festspiele erschien, zweifelte er keinen Augenblick, „daß bei diesem Anlaß eine vorläufige zweibändige Ausgabe der bisherigen biographischen Arbeit als bescheidene „Festgabe“ manchem von Nutzen sein könnte. Nie war ein Buch mit größerer Leichtigkeit hervorgebracht; seinem Inhalt nach war es schon völlig vorhanden“. Rechtzeitig lag der erste Band von „Richard Wagner's Leben und Wirken“, der bis zum Jahre 1859 führte, vor, als sich Glasenapp mit seiner Gattin im Sommer 1876 nach Bayreuth aufmachte.***)

Welch eine Welt eröffnete sich ihm nun! Welch unbeschreibliches Erlebnis mußte ein Glasenapp machen, als ihm die Kunst von Bayreuth aufgehen sollte! Was mußte in seiner begeisterungsgeschwellten Seele vorgehen, als er schauen durfte

„vollendet das ewige Werk:
auf Berges Gipfel
die Götter-Burg.“

Wir unternehmen es nicht, dieses innere Erlebnis in seiner ganzen Gefühlbetontheit zu schildern. Man lese im 5. Bande seines großen Werkes

*) „Ich hatte den Kopf voller Ideen und Pläne und mußte — Holz haben“, so etwa äußerte er sich einmal noch in viel späteren Jahren.

**) In Bernau schloß er die Ehe mit Fräulein Henriette Rambach. Mit großer Liebe und Hingebung hat seine Gattin ihm bis zu seinem letzten Atemzuge zur Seite gestanden, Lust und Leid mit ihm geteilt, das Hauswesen geführt, die Kinder erziehen helfen. Drei Kinder waren ihnen beschieden: Senta (vermählt mit Herrn von Bolton), Eva (vermählt mit Dr. med. von Helmersen), Kosmos (Architekt in Riga)

***)) In Berlin sah er sein fertiges Buch zum erstenmal, wie es in den Schaufenstern lag. Von dem eigentümlichen Eindruck, den das auf ihn machte, erzählte er gelegentlich. Er habe nämlich das Gefühl gehabt: „Was habe ich mir denn in Riga solch eine Mühe damit gegeben, wenn's hier in Berlin schon fertig liegt!“

das Kapitel: Das erste Bühnenfestspiel zu Bayreuth. Wenn der Verfasser auch hier, wie im ganzen Werke, über sich und seine Gefühle völlig schweigt, so kommen sie doch aus der ganzen Darstellung dieser miterlebten Festtage heraus, dieser „berauschend herrlichen Zeit der Erfüllung großer Hoffnungen.“ Und wer hätte „jenes unermessliche Glücksgefühl“ dabei tiefer empfunden, als unser Glasenapp, der sich immer wieder im Zustand völliger Entrückung und Verzauberung befand. Wie gut vorbereitet auf die Aufführung des „Ringes des Nibelungen“ gerade er sein mußte, läßt sich denken: die Dichtung kannte er auswendig, die Klavierauszüge hatte er jahrelang vorher studiert. Patronsrechte besaß Glasenapp nur für eine einzige Aufführung. Doch hatte er die Freude, allen vier Aufführungen und vielen Proben beiwohnen zu dürfen.

Und ein zweites großes Erlebnis sollte er in diesen Tagen machen, grundlegend für sein ganzes weiteres Leben, wie das Kunstwerk von Bayreuth: die persönliche Bekanntschaft mit Richard Wagner. Glasenapp hatte in seiner vornehm-bescheidenen Art den vielbeschäftigten Meister nicht einmal mit der Zusendung seines biographischen Versuches behelligen wollen. Doch der Verleger hatte das Buch an Wagner gesandt, und dieser hatte schon in den schwerbelasteten Probenwochen Zeit gefunden, darin zu lesen. Nicht nur die eindringende, auf gewissenhaftester Forschung beruhende Kenntnis seines Lebens, seiner Kunst und Ideen mußte Wagner dabei so wohlthuend berühren, sondern auch jene völlig unbedingte und kampfbereite Jüngerschaft, deren der angefochtene Meister damals noch bedurfte. Er zog den jungen Schriftsteller in sein Haus und zeigte in der Aussprache über sein Buch, wie ernst er diesen ersten biographischen Versuch nahm. „Ich sollte nun wohl, mit dem Bleistift in der Hand, Ihre ganze Arbeit durchgehen; aber Sie sehen wohl ein, daß ich das jetzt nicht kann,“ so sprach er zu ihm, und wir können uns denken, welche eine Anfeuerung zur Weiterarbeit diese Worte für Glasenapp sein mußten, wenn es bei seinem Temperament überhaupt noch einer Anfeuerung bedurft hätte. Dabei „erwies Wagner dem jungen Freunde das höchste Zeichen seines Vertrauens, indem er ihm wenige Tage nach der ersten Bekanntschaft, noch während der Festspielaufführungen, in den sorglich vor fremden Augen gehüteten, allein für seine Familie bestimmten Schatz der Autobiographie einen Einblick gewährte. Täglich durfte er das Haus Wahnsfried besuchen, um in einem verschwiegenen abgelegenen Zimmer diese berauschte Lektüre zu pflegen; nur wurde er bei des „Speeres Spitze“ dazu verpflichtet, während des Lesens keine schriftlichen Aufzeichnungen daraus zu machen.“*)

*) So Kurt Mey (a. a. D.) nach Glasenapps eigener Schilderung. Eine Erinnerung, die ich an ein Gespräch mit Glasenapp behalten, stimmt damit genau überein. Er hatte in seiner übergroßen Ehrlichkeit Wagner einmal gefragt, ob er sich zu Hause nach stattgehabter Lektüre der Autobiographie Notizen machen dürfe, worauf Wagner geantwortet, was er zu Hause mache, sei seine Sache, darüber sei nichts abgemacht. Wir können uns vorstellen, welche wichtige Kontrolle seiner eigenen biographischen Arbeit Glasenapp

Als die herrliche Festspielzeit verrauscht, die unvergeßlichen, grundlegenden Erlebnisse genossen waren, begab sich Glaserapp wieder mit seiner Gattin, die alles begeistert mit ihm durchlebt hatte, nach Riga zurück. Schwer mag er, nach solchem Wandeln auf der Höhe, die Kleinarbeit und Treitmühle des täglichen Berufslebens empfunden haben. Doch fand er dabei die Zeit, in weniger als einem Jahr den zweiten umfangreicheren Band seiner Biographie zu vollenden, der noch im Jahre 1877 erschien, das 4. — 6. Buch des Lebens Wagners brachte und mit der Schilderung der ersten Bayreuther Festspiele abschloß. Das ganze Werk umfaßte nun beinahe 900 Seiten.*) Es ist nicht uninteressant, diese „Festgabe“, diesen ersten biographischen Versuch, mit der späteren monumentalen Biographie in 6 Bänden zu vergleichen. Zunächst ist dabei eines auffallend, nämlich wie sehr wir schon im Jugendwerke den ganzen echten Glaserapp vor uns haben. Der flüssige, schlicht und lebensvoll erzählende, nirgends auf Effekte hinarbeitende Stil, die Treue und Zuverlässigkeit im einzelnen, das Gewicht, das auch den kleinen Dingen im Leben des geliebten Meisters beigemessen wird, das anschauliche Detail, das dadurch entsteht, und endlich jene rückhaltlose Liebe und Begeisterung für die Person, Kunst und Ideenwelt des geschilderten Helden, eine Begeisterung, die nur verstehen und lernen, nie „kritisieren“ will — diese gesamte weltbekannte Eigenart Glaserapps findet sich schon in der Jugendausgabe seines Werkes. Besonders zu betonen ist die Gleichheit im Standpunkt, der auch in Jahrzehnten nicht um ein Haar verrückt worden ist. Wieviel weniger Stoff die erste Ausgabe bietet, ist klar, da ihr Umfang knapp ein Viertel der letzten Ausgabe ausmacht. Trotzdem wirkt auch das Jugendwerk nicht mager und dürftig, obgleich Glaserapp folgendes hochinteressante Urteil darüber fällt: „Die stärksten Irrtümer unseres damaligen ersten Bandes lagen nicht im Tatsächlichen oder Chronologischen, sondern darin begründet, daß wir dem Meister damals noch nie persönlich begegnet waren, ihn nie von Angesicht zu Angesicht gesehen hatten. Manches nahm sich darin aus diesem Grunde dürftig, blaß, unwirklich aus; manches war falsch verstanden, schief gedeutet, wie das heute noch manchem (unberufenen) soi-disant-„Biographen“ aus gleichem Grunde ergeht! Nun erst kam der Moment wirklichen Sehens und Kennens durch die persönliche Berührung. Bereits unser damaliger zweiter Band stand unter dieser belebenden, einzig ermöglichenden Einwirkung; denn er wurde erst nach dieser persönlichen Berührung niedergeschrieben und trat dementsprechend ein Jahr später, 1877, ans Licht. Der Fortschritt darin, die größere Freiheit der Darstellung ward manchem bemerkbar.“**)

(bei seinem Gedächtnis!) auf diese Weise in die Hand bekam. Daß etwas Unerwünschtes dadurch vorzeitig an die Öffentlichkeit kam, war bei Glaserapps Delikatesse völlig ausgeschlossen.

*) Cassel und Leipzig. Carl Maurers Verlagsbuchhandlung. 1876. 1877.

**) Vorwort zum 6. Bande. 1911. S. V f.

Seit den Tagen des ersten Festspiels war das Zusammenhalten der Wagnerianer noch fester geworden. An vielen Orten entstanden die Wagner-Bereine, die den Boden für ein Verständnis Wagners bereiten, zugleich auch zur Abtragung einer Ehrenschild, nämlich der Deckung des Defizits bei den ersten Festspielen, an ihrem bescheidenen Teile beitragen wollten. In Riga rief Glasenapp 1877 einen Wagner-Berein ins Leben und leitete ihn viele Jahre lang. Manch wertvolles Erzeugnis seiner Feder, manch schöne Anregung verdanken wir diesem Zweige seiner Tätigkeit. *) Damals wurden in Bayreuth die „Bayreuther Blätter, Deutsche Zeitschrift im Geiste Richard Wagners“, begründet. Hans von Wolzogen zog ganz hin und übernahm die Redaktion. So war für die Wagner Sache eine Zentrale, ein Organ geschaffen, in dem anfangs auch Wagner selber sich mehrmals äußerte und in dem Glasenapp viel geschrieben hat. Wolzogen und Glasenapp konnten in schriftstellerischer Beziehung als die beiden ersten Paladine des Meisters gelten, und die sich immer vergrößernde Schar der jüngeren Wagnerverehrer hatte gerade diesen beiden „die fruchtbarsten Anregungen“ zu danken. **) Als dritter im Bunde ist der so begabte, leider früh verstorbene Heinrich von Stein zu nennen, der längere Zeit in Wagners Hause weilte, seinen Sohn unterrichtete und dem ebenfalls durch Bayreuth ein ganz neues Leben aufging. Bald gehörte auch der geistreiche Houston Stewart Chamberlain zu diesem intimen Kreise der Allergetreuesten. ***) Eine Frucht solcher gemeinsamen Tätigkeit der Wagnerjünger war das imposante Wagner-Lexikon, das Glasenapp und Stein gemeinsam herausgaben und das die Hauptbegriffe der Kunst- und Weltanschauung Richard Wagners in wörtlichen Ausführungen aus seinen Schriften zusammenstellte. †) Und ein etwas später erscheinendes, ebenso umfangreiches und verwandtes Werk, das Glasenapp allein herausgab, sei hier gleich hinzugefügt: die Wagner-Enzyklopädie, welche die HAUPTERSCHEINUNGEN der Kunst- und Kulturgeschichte im Lichte der Anschauung Richard Wagners

*) Von Bach zu Wagner. Zur 200-jährigen Gedenkfeier der Geburt J. S. Bachs. 1885. 32 Seiten.

Richard Wagner als Mensch. 3. Abdruck 1890. 32 Seiten. Im Anschluß hieran sei auch noch auf folgende Schrift aus derselben Zeit hingewiesen:

Die Entwicklung der bildenden Kunst bei den Griechen. 1890. 43 Seiten. — Alle drei sehr lesenswerten Schriften sind bei Mellin u. Co. in Riga erschienen.

**) So Erich Kloß im Artikel „Carl Friedrich Glasenapp.“ Zum 60. Geburtstag. (Blätter f. Haus- u. Kirchenmusik. 12. Jahrg. 2. 1907/08. S. 19).

***) Ein schönes Zeugnis dieser Geistesgemeinschaft haben wir in einem Bilde jener Zeit, wo Glasenapp, Wolzogen und Stein zusammen sind (wiedergegeben in Chamberlains illust. Wagnerwerke), und in einem viel späteren Bilde, das Glasenapp und Chamberlain zusammen zeigt. In einer noch späteren Zeit ist auch Prof. Leopold v. Schroeder, der alte Studiengenosse Glasenapps, diesem Kreise näher getreten. Glasenapp hat ihm den schönen und sehr eingehenden Begrüßungsartikel gewidmet in dem Hefte, das der „Pädagogische Anzeiger für Rußland“ L. v. Schroeder zum 60. Geburtstag darbrachte (1911. Dezember).

†) Stuttgart. Cotta. 1883. 984 Seiten.

ebenfalls in wörtlichen Anführungen aus seinen Schriften darstellte. *) Beide Sammelwerke sind aus jener genauen Kenntniss des Schriftstellers Wagner geboren, zu der schon der Knabe Glasenapp den Grund gelegt hatte.

Gleichzeitig mit solchen und ähnlichen Arbeiten wurden die biographischen Studien weiter getrieben. Als nach fünf festspiellofen Sommern, von denen er einen (1878) zu höchstem Gewinn in Wagners unmittelbarer Nähe zu Bayreuth verbracht hatte, die Einladung zur Aufführung des Bühnenweihfestspiels „Parsifal“ erging, brachte Glasenapp wiederum eine kleine „Festgabe“ mit. Es war ein Supplement-Heft zu seiner Biographie, das die letzten 5—6 Jahre im Leben des Künstlers behandelte. **) Welch beglückende Erfahrung Glasenapp bei der erstmaligen Aufführung des weihvollsten unter allen Wagner'schen Werken beschieden sein mußte, davon an dieser Stelle kein Wort mehr. Es war wieder ein Höhepunkt des Lebens wie 1876. ***) Mit welchem Gefühle mag er nach den Parsifaltagen im August 1882 Bayreuth verlassen haben? Er ahnte wohl nicht, daß er den geliebten Meister nie mehr wieder sehen sollte.

Wie das Tragische eine Steigerung erfährt, wenn unmittelbar vor seinem Eintritt eine lichte Wendung sich zu eröffnen scheint, ähnlich sollte es auch hier sein. Glasenapp erhielt im Herbst 1882 eine Aufforderung, die ihm nicht bloß das große Vertrauen Richard Wagners aufs neue bewies, sondern ihm auch die Möglichkeit auftrat, in jenen Kreis überzusiedeln, dem er innerlich schon längst angehörte. Wagner wollte ihn als Lehrer seines 13-jährigen Sohnes Siegfried ganz nach Bayreuth ziehen. Glasenapp säumte nicht zuzusagen, tat schon die nötigen Schritte, seine Stellung in Riga aufzugeben, verkaufte seine Möbel und bereitete sich ganz auf die Übersiedlung vor. Da ereilte ihn die Trauerkunde, daß der Meister am 13. Februar 1883 zu Venedig gestorben sei. Was er dabei empfunden haben mag, wagen wir nicht zu schildern. Eine Welt ging ihm unter. Auch äußerlich bedeutete dieser Tod eine völlig andere Gestaltung in Glasenapps Leben, als er sie erwartet. In den Einrichtungen der Familie Wagner wurden Änderungen nötig. So wurde denn auch die Abmachung mit Glasenapp rückgängig gemacht. Er blieb in Riga. Die Beziehungen zum Hause Wahnfried behielten all die Herzlichkeit, die zu Wagners Lebzeiten gewaltet hatte. Zu Frau Wagner schaute Glasenapp mit einer fast andächtigen Verehrung auf. Die Entwicklung ihrer Kinder, besonders Siegfrieds, verfolgte er mit liebevollster Teilnahme. Ein Festspielsommer zog ihn und seine Gattin fast jedes mal nach Bayreuth. Bald

*) Leipzig. E. W. Frißsch. 1891. 2 Bände. 443 + 422 Seiten.

**) Dies Heft erschien bereits im Verlage von Breitkopf und Härtel (Leipzig), die später das gesamte Werk verlegten.

***) Man lese solche Parteen in der großen Biographie nach (Bd. V. S. 280 ff. Bd. VI. S. 633 ff.). Sie sind sehr erhebend. Zugleich interessante Dokumente dafür, wie ganz Glasenapp mit seiner Person hinter dem großen Objekte verschwindet.

konnte er auch schon seine eigenen Kinder mitnehmen, die — mochten Wagners noch so viel Gäste haben — in der Wagnerloge doch meist ein Plätzchen fanden und so frühzeitig in die Kunst von Bayreuth fest hineinwuchsen.

Bald nach Wagners Tode forderten Breitkopf und Härtel Glasenapp auf, seine Biographie abzuschließen. Doch wollte er nicht wieder ein Supplementheft liefern. Er hatte das dringende Bedürfnis nach einer völligen Neubearbeitung des ganzen Werkes und wurde doch jahrelang durch die ungünstigen äußeren Lebensverhältnisse an der Ausführung dieses ihm so am Herzen liegenden Planes verhindert. Endlich, im Jahre 1894, nachdem die frühere Ausgabe bereits seit fünf Jahren vergriffen war, begann die neue Bearbeitung zu erscheinen. Viel langsamer, als der Verfasser es sich gedacht, konnte sie vollendet werden. Das Material schwoll so lawinenartig an, daß das anfangs in 3 Bänden geplante Werk schließlich in 6 starke Bände gegliedert werden mußte*). Dabei stellte sich noch mehrfach die Notwendigkeit ein, vor Vollendung des Ganzen frühere Bände in 4. oder gar 5. Auflage zu bearbeiten, was wiederum Zeit kostete. Dadurch wurde der Abschluß des Werkes immer mehr verzögert. Im Jahre 1911 (statt 1896, wie geplant!) konnte der Verfasser endlich den prachtvollen Schlußband bieten, die Krone des Ganzen, da er die Zeit behandelte, wo Glasenapp den Meister selber gekannt, mit ihm und seiner Umgebung ständige Fühlung gehabt hatte. „Wir können ihn demnach unsern Lesern darreichen, wie einen lange aufgesparten berauschenden Trank“ — so konnte der Verfasser freudig und in Wahrheit davon sagen.

Nun lag es vor, das große Werk, ein monumentum aere perennius! Es müssen schöne Wochen gewesen sein, als Glasenapp im Sommer 1911 zu den Festspielen in Bayreuth weilte und von allen Seiten freudig begrüßt und beglückwünscht wurde, daß das Werk, dessen erste Vorarbeiten schon fast ein halbes Jahrhundert zurückreichten, vollendet war. Es trug den schlichten Titel: Das Leben Richard Wagners. Das Wort Wirken war weggefallen, da ja „das Leben des schöpferischen Genius bereits das rastloseste Wirken mit in sich einschloß.“ Übrigens war die Aufgabe im selben Sinne, nur mit einem viel umfassenderen Materiale gelöst wie das erstemal. Analysen oder Erklärungen der Werke Wagners bot es nicht, ja sogar die Inhaltsangaben der bedeutendsten Prosaschriften Wagners, wie die erste Ausgabe sie noch ge-

*) Man verwechsle nicht die Einteilung des Werkes in 6 Bücher, die schon in der 1. Auflage bestanden hatte, mit der Zahl der Bände, die sich nicht nach der inneren Gliederung in Wagners Leben, sondern nach dem Umfang des Materials richten. Folgender Überblick dürfte lehrreich sein: I. Bd.: 1. Buch (Jugendjahre 1813—33) und 2. Buch (Irrfahrten und Irrungen 1833—43). II. Bd.: 3. Buch (Der Revolutionär 1843—53). III. Bd.: 4. Buch (Im Exil 1853—64). IV. Bd.: 5. Buch (Der Reformator 1864—72). V. Bd.: 6. Buch, 1. Hälfte (Bayreuth 1872—77). VI. Bd.: 6. Buch, 2. Hälfte (Bayreuth 1877—83, Parsifal).

bracht, waren weggefallen. Trotzdem hatte es einen Umfang von etwa 3300 großen Seiten gewonnen. Eine Biographie im strengsten Sinne des Wortes wollte es sein und dadurch den besten Schlüssel auch für die Kunst Richard Wagners bieten, nämlich das Verständnis seiner Persönlichkeit, ihrer Entwicklung und Vollendung. Nach Glasenapps tiefster Überzeugung „kann der wahre und berufene „Biograph“ durch ein liebevolles Versenken und Nachempfinden in der Tat ein Wohltäter der Mit- und Nachwelt werden, indem er ihr etwas von dem positiven Wesen des Genius rettet und bewahrt, was sich dann ergänzend, aufklärend und erhellend neben seine hinterlassenen Werke und Wirkungen stellt, als ein wahrhaftes Bild von ihm, als den schöpferischen Mittelpunkt, von dem alles ausstrahlt, aus dem alle jene Werke und Taten sich herleiten“ *). Glasenapp hat stets für die vornehmste Aufgabe, die der künstlerische Genius uns hinterlassen, die würdige und stilgerechte Auf- führung seiner Werke gehalten. Aus solchen Aufführungen würde dann auch das rechte Verständnis der Werke hervowachsen, so meinte Glasenapp, der für die erklärenden Schriften, die Auslegungsliteratur, nur wenig übrig hatte. Die zweite wichtigste Aufgabe aber erblickte er darin, die Welt näher zu dem Quell zu führen, dem diese ganze Kunst ihren Ursprung verdanke, zu der Persönlichkeit des Künstlers, und das könne eine „wahrhaft objektive“ Biographie. Objektivität war für ihn Zurückdrängen der eigenen Persönlichkeit, vollständige Hingabe an das Objekt. „Gerade dadurch unterscheidet sich unsere Arbeit von den Versuchen anderer, die ihn (Wagner) grundsätzlich bloß in dem Lichte zeigen, wie die Welt ihn sah — womit nichts Neues gewonnen ist! — nicht aber, wie er die Welt betrachtete Man stelle sich vor, was dabei herauskommen kann, wenn statt einer derartig „objektiven“ d. h. objektge- mäßigen Darstellung, zu welcher sich ein Leser dann nach seinem Belieben und seiner Befähigung kritisch beurteilend verhalten kann, ihm von Hause aus — nicht das reine Bild des Objektes an sich, sondern die Verzerrung desselben durch die subjektive Auffassung eines beschränkten Kopfes geboten wird“ **). Wie völlig Glasenapp dagegen mit seiner Individualität zurücktreten wollte, geht aus dem von ihm gern gebrauchten Bilde hervor, er als Biograph sei nur der Spiegel, der ja auch nur das Objekt, nie sich selber zeige und nur an den „schadhaften Stellen“ an seine eigene Existenz erinnere. So wollte er auch seinen ausschließlich persönlichen Erinnerungen in der Biographie keinen Raum gewähren, hoffte sie vielmehr noch einmal gesondert herauszugeben, wozu es leider nicht kommen sollte.

Ein um so größeres Gewicht legte er allem bei, was in sein Objekt wirklich hineinführen, was den großen Künstler in seinem Werdegange und

*) Vorwort zum 6. Bande. 1911. S. VI.

***) Ebenda S. VI. Damit harmonisierte Glasenapps ablehnende Stellung einer Kritik der Werke Wagners. „Die Kritik hat Wagner gegenüber v o l l s t ä n d i g versagt, das wissen wir doch jetzt aus der Geschichte“, so sprach er zu mir vor ein paar Jahren.

seiner Eigenart verständlich machen könnte. Hierzu rechnete er nicht bloß die Kundgebungen des Genius selber in seinen Kunstwerken, Schriften, Briefen, Gesprächen, Äußerungen, im Umgange mit seiner ganzen Umwelt, sondern auch diese Umwelt selber, sofern sie doch einmal das Element war, in dem der Künstler sich bewegte. Daher Glasenapps große Ausführlichkeit in der Schilderung dieser Umwelt, das eingehende Verweilen bei Wagners Familie, seinen Verwandten, Freunden, den Darstellern seiner Werke, bei den Städten, in denen er gelebt, den Häusern, die er bewohnt, den Büchern, die er gelesen, den Haustieren, die ihn begleitet, usw. usw. Diese Ausführlichkeit, die minder geduldige Leser stellenweise zum Überschlagen verleitet, sie erzeugt jene großartige Anschaulichkeit, die den ernststen Leser beglückt, und für die noch ferne Generationen dem Biographen danken werden*).

Es war sehr charakteristisch für Glasenapp, daß während er so ganz mit der Ausarbeitung und Vollendung seines Lebenswerkes beschäftigt war, er der lebendigen Kunst, sofern sie dem Geiste von Bayreuth entsprach, liebevoll nachging. Das bezeugten nicht bloß seine fast regelmäßigen Besuche der Festspiele, sondern auch die Teilnahme und die wachsende Bewunderung, die er den schnell nach einander erstehenden Werken Siegfried Wagners zollte. Gern unternahm Glasenapp mit seiner Gattin Reisen nach Hamburg, wo Siegfrieds Werke gewöhnlich ihre Erstaufführung erlebten. Beglückt, enthusiastisch kehrte er heim. Die aufblühende Kunst eines noch stark angefeindeten Künstlers hatte einst den Jüngling Glasenapp gepackt und fortgerissen, und die eigentümliche Spannkraft seiner Seele ließ ihn nun im Alter an den Schöpfungen des Sohnes eine zweite Jugend erleben. Da es Glasenapp aber nach solchen Erlebnissen stets zur Mitteilung drängte**), so entstanden eine Reihe von Aufsätzen über Siegfried Wagners Dramen, deren Vereinerung und Vervollständigung durch Inhaltsangaben zu dem großen Werke Siegfried Wagner und seine Kunst führte***). Wie Glasenapp 1876 das Erstlingswerk seiner

*) Wie detailliert und zugleich originell die Darstellung ist, kann man sich beispielsweise an vielen Seitenüberschriften vergegenwärtigen, deren Glasenapp weit über 3000 zu verfassen hatte, und auf die er (wie er mir einmal sagte) Gewicht legte. Wenn man überlegt, wieviel auf den 41 langen Zeilen einer Seite der Biographie steht, so wird man billig über folgende Seitenüberschriften erstaunt sein: „Gefrorene Schweine. Der Hund Kolber“ (Nizzaer Zeit). „Schallwand im Conservatoire“ (Paris). „Hoffnungsvolle Wendung in Minnas Verhalten“ (Dresden). „Minna nach Brestenberg. Ankunft des Erardschen Flügels“ (Zürich). „So, nun ruht Euch aus! das Unvergleichliche ist getan!“ (München). „Konzerte gebe ich nicht mehr!“ (Bayreuth). „Sonderbare Erfahrungen mit der Gartentür“ (Bayreuth). „Außerster Gipfelpunkt der Gemeinheit der Zeitungspressen“. „Initieren der Partitur begonnen“. „Quälendes Panaritium“. So etwas trägt auch zur Charakterisierung des Werkes bei.

**) „Ich kann nicht nur einatmen, ich muß auch ausatmen“, sagte er.

***) Gesammelte Aufsätze über das dramatische Schaffen Siegfried Wagners vom „Bärenhäuter“ bis zum „Waldmädchen“ von C. Fr. Glasenapp. Mit Buchschmuck und Federzeichnungen von Franz Staffen und 5 photogr. Porträts. Leipzig. Breitkopf und Härtel. 1911. 428 Quartseiten. Wenn dieses große Werk zu umfangreich sein sollte,

Lebensarbeit als „Festgabe“ dargebracht hatte, so trieb es ihn nun, nicht zu warten, bis eine Kunst sich durchgerungen und dann zu einer Literatur darüber „post festum“ beizutragen; vielmehr wollte er sein Werk mit stolzem Bewußtsein zur Literatur ante festum und pro festo gezählt wissen, im aufrichtigen Bestreben, den schönen Tag des Festes bei vollem Sonnenlicht erst noch an seinem bescheidenen Teil mit herbeizuführen.“ Das Werk, das durch die Staffenschen Federzeichnungen einen eigenen Reiz gewann, bringt neben einer biographischen Skizze über Siegfried Wagner und einer kurzen Gesamtwürdigung seiner Kunst Einführungen in seine sechs ersten Dramen, worin besonders liebevoll den tieferen Zusammenhängen der behandelten Stoffe mit der Volks Sage nachgegangen wird. Eine besondere Liefere rung, ebenfalls von Staffen illustriert, hat Glasenapp dann dem siebenten Drama „Schwarzschwänenreich“ gewidmet.

Auch im engeren Kreise trat Glasenapp mit solcher Wärme und solchem Nachdruck für Siegfried Wagners Kunst ein, daß man den Eindruck gewann, seine Seele werde zur Zeit von nichts so heftig berührt, wie von der Durchsetzung Siegfrieds. Die Kunst des gewaltigen Vaters hatte ja — wenigstens im großen — den Sieg gewonnen, der Sohn mußte noch um jeden Fußbreit ringen, und da war Glasenapp wiederum der treue Gefolgsmann, der für den Sohn kämpfte, wie er sein Lebenslang für den Vater gekämpft hatte, der „Treue ohne Wanken“. Richard Wagner war ihm der große Heros gewesen, zu dem er, wie zu der Unsterblichen einem, in schwindelnde Höhe emporgeschaut hatte. Siegfried war der junge Erbe, wo sich der Verehrung und Liebe auch fast etwas wie Zärtlichkeit mischte. Das verlieh seinem Eintreten für ihn jene seltene, dem Fernstehenden unverständliche Wärme. Es war etwas davon, wie Vater Hildebrand den Sohn des Gotenkönigs in seinem Mantel gerettet hat und ihm nun frohlockend huldigt. *) Daß es Glasenapp dabei nicht einfiel, wie manche glaubten, den Sohn auf die gleiche Höhe mit dem Vater zu rücken, geht aus folgendem drastischen Bilde hervor, das er gerade hierauf angewandt hat: „Ein Kirchturm überragt auch alle Häuser der Stadt, deshalb hat er aber noch nicht die Höhe des Mont Blanc.“

Gern versammelte Glasenapp einen kleinen Kreis von Freunden Sonnabends oder Sonntags in seinem Saale. Er las dann Siegfried Wagners Dramen vor, und Carl Waack bot eine musikalische Einführung. Doch fanden diese Vereinigungen in den letzten Jahren seltener statt. Glasenapp war schonungsbedürftig, da die Arteriosklerose zunahm. Auch seine berufliche Tätigkeit schränkte er immer mehr ein und brach sie dann ganz ab. 1904 verließ er die Stadttöcherschule, 1912 das Polytechnikum. Alle Kräfte galt es zu

der versäume es doch nicht, sich mit Glasenapps kleinem, sehr fesselnd geschriebenen Büchlein Siegfried Wagner bekannt zu machen (Bd. 16 in der Sammlung „das Theater“. Schuster und Loeffler. 1906. 79 Seiten).

*) Vgl. Felix Dahns Gedicht „Gotentreue.“

sparen, um das Lebenswerk zu vollenden und wenigstens einen Teil all der vielen liebgewordenen schriftstellerischen Pläne auszuführen, die er in jugendlicher Schaffenslust mit sich herumtrug. Seine Gattin und eine jüngere engbefreundete Gesinnungsgenossin, Fräulein Helena Wallem, die ihm beide beim Korrekturlesen und anderen Arbeiten beistanden, waren ängstlich bemüht, jede Aufregung, jeden unnützen Anspruch, der an ihn gestellt wurde, abzuwehren. Er empfing nur selten Besuch. Alles war eingestellt auf eine zweckmäßig verteilte, sehr vorsichtige Arbeit. So sah man ihn denn in seinem Hause kaum, eher auf Spaziergängen, zur Sommerzeit in seinem lieben Baldoorn, wo man sich dann noch einer regen Unterhaltung mit ihm erfreuen konnte. Als Henry Thode im Februar 1914 in Riga war, da nahm er diesen alten Freund aus dem Bayreuther Kreise noch mehrmals bei sich auf, besuchte auch alle seine drei Vorträge. Selber einen Vortrag in Riga zu halten, worum er in Anlaß des 100. Geburtstages von Richard Wagner gebeten worden war, fühlte er sich nicht in der Stimmung. Er hatte, seitdem die Welt es abgelehnt hatte, dem „Parisfal“ die von Wagner erwünschte Schutzfrist zu verlängern, die Freudigkeit verloren, eines ihrer Wagnerfeste zu feiern.

In der letzten Zeit arbeitete er an einer Umgestaltung des ersten Bandes seiner Biographie. Das Material war wieder so angeschwollen, daß in einer neuen Auflage dieser Band fast auf den doppelten Umfang kommen sollte. Desgleichen standen neue Auflagen der weiteren Bände mit mehr oder weniger großen Veränderungen bevor. Wie gerne hätte er noch mindestens diese eine neue Auflage selber bearbeitet, von anderen Plänen zu geschweigen. Er fühlte sich trotz seiner Schonungsbedürftigkeit geistig so frisch und schaffensfreudig, er lebte gerne. Doch mußte er mehrere Blinddarmentzündungen durchmachen, was der Arteriosklerose Vorschub leistete. Und dann traf ihn am Abend des 1. (14.) April, nachdem er, wie gewöhnlich, einen arbeitsreichen Tag verbracht hatte, während er an seinem Schreibtisch saß, der Gehirnschlag. Er kam nicht mehr zum Bewußtsein, und nachdem sich noch 1½ Stunden lang die Seinigen und mehrere Ärzte um ihn bemüht hatten, ging er um 1/211 Uhr Abends zur ewigen Ruhe ein. Etwa die Hälfte seines ersten Bandes ist ihm noch umzugestalten vergönnt gewesen. Auf seinem Schreibtisch lagen die Seiten, die er an seinem Todestage bei völligem Wohlbefinden mit fester Hand geschrieben hatte. Auf der letzten Seite, vielleicht eine halbe Stunde, ehe ihn der Schlag getroffen, hatte er die ominösen Worte niedergeschrieben:

Perfunos, Blutgott, gib ein Zeichen,
Wer dir als Opfer soll erbleichen.*)

Am 6. April wurde in seinem Saale eine schlichte Bestattungsfeier gehalten. Nach der Rede des Geistlichen und dem Gesang von „Ein feste

*) Aus einem dramatischen Entwurf, der Wagner in seiner Königsberger Zeit zur Komposition vorgelegt worden war.

Burg“ wurde von verschiedenen Seiten die Bedeutung des Berewigten gewürdigt, ihm ein herzlicher Dank nachgerufen. Darauf ertönte von seinem Klaviere her das Gebet aus Siegfried Wagners „Heidenkönig“, das der Verstorbene besonders geliebt hatte. Als die Träger den Sarg ergriffen, wurde der Siegfried-Trauermarsch aus der „Götterdämmerung“ angestimmt, und unter diesen Klängen wurde Carl Friedrich Glasenapp aus seinem Hause getragen, wie einst Richard Wagner zur letzten Ruhestätte.

* * *

Man hat die Bemerkung gemacht, Wagner hätte in Glasenapp seinen Dünker und seinen Eckermann in einer Person gefunden. Aber das ist nicht ganz richtig. Dünker war wirklich Ausleger, Erklärer der Werke Goethes, während Glasenapp sich zur eigentlichen Auslegung nie getrieben fühlte. An Eckermann erinnert er schon viel mehr, namentlich in seinem sechsten Bande, der so viele Aussprüche des Meisters mitteilt; auch in der unbedingten Hingebung, die ihn ganz zum Gefäß für die Ideenwelt seines Genius macht. Aber lange, ausgeführte Gespräche Wagners mitzuteilen, ist Glasenapp kaum in der Lage gewesen, und so stimmt auch dieser Vergleich nicht wirklich. Er weist uns aber darauf hin, daß hier kein Vergleich stimmen dürfte. Wir haben in der Literatur- und Musikgeschichte kein Beispiel dafür, daß ein großer Mann schon zu Lebzeiten einen Biographen gefunden hätte, der ihm auch nur ein ähnliches Denkmal gesetzt hätte, wie es Glasenapp Wagner getan. Diese Biographie ist einzig in ihrer Art. Sie ist von einem Manne geschrieben, der Wagner auch persönlich gekannt hat, und der dazu die eigentlichen Biographeneigenschaften, einen scharfen kritischen Verstand, ein erstaunliches Gedächtnis, einen seltenen Forscherfleiß, die gewissenhafteste Genauigkeit, Darstellungstalent und — last not least — eine grenzenlose Begeisterungsfähigkeit und Hingabe an seinen Meister besessen hat. Daher kann Glasenapps Werk auch nie ad acta gelegt werden. Es muß mit seinem Helden fortleben, ähnlich wie Einhard's „Vita“ mit Karl dem Großen. Es wird noch nach Jahrhunderten zu den „Quellen“ gehören. Die Biographien Wagners, die man dann schreiben wird, werden gewiß in vielem stark abweichen von den heutigen, aber immer wieder wird es heißen: der alte Glasenapp sagt so, siehe Glasenapp, usw.

Aus dem Leben unseres Berewigten, wie wir es kurz betrachtet, ist uns die Bedeutung seines Lebenswerkes hervorgegangen. Wohl werden uns dabei auch viele Züge seiner Persönlichkeit entgegengetreten sein. Doch gilt es hier noch einiges zu ergänzen, damit uns die Eigenart seiner Psyche ganz anschaulich werde.

Iren wir nicht, so ist es vor allem die Spannkraft dieser Seele gewesen, die ihr dies Leben und diese Werke ermöglicht hat. Sie verlieh das, was wir den langen Atem nennen können, der so sehr charakteristisch für

Glasenapp war. Welche Aufnahmefähigkeit von der Jugend bis ins Alter! Er kannte keine Ermüdung, weder im Kleinen noch im Großen. So war er schon dadurch prädisponiert für die Werke Wagners, die in ihrer Schwere, ihrer Wucht und Länge eine Aufnahmefähigkeit voraussetzen, die so vielen Menschen fehlt. Glasenapp ging nie der Atem aus, er war beim letzten Tone so frisch und empfänglich wie beim ersten. Und wenn er zu den Bayreuther Festspielen kam, machte er alle zwanzig Aufführungen, häufig auch die Proben mit, ohne je zu versagen. Dieselbe Spannkraft der Seele bewies er aber auch im Großen. Daher die Fähigkeit, sein ganzes Leben einer einzigen Sache zu widmen. Die bewundernswürdige Konsequenz seines Lebens wurzelte zunächst, rein psychologisch gefaßt, in der Spannkraft der Seele. Dadurch ertrug diese die beständige gleichmäßige Belastung derselben Nervenstränge. Der Wechsel in der Beschäftigung, wie wir ihn bei vielen bedeutenden Männern finden, erklärt sich ja nicht aus Inkonsequenz und Charakterlosigkeit, sondern aus dem Bedürfnis der Seele nach einer Belastung in anderer Richtung, wodurch dann die in der ersten Richtung verbrauchte Spannkraft wieder gewonnen wird. Glasenapp brauchte diesen Wechsel nicht, er ertrug die gleichartige Belastung, ohne je zu erlahmen. Das gab ihm jene Ausdauer und Unermülichkeit, die die Voraussetzung seiner Lebensarbeit bilden. *)

Freilich ist es dann seine eigenste Tat gewesen, diese Eigenschaften in den Dienst eines großen idealen Zieles zu stellen und um dieses Zieles willen Beschwerden und Kämpfe immer wieder mit unerschüttertem Mute auf sich zu nehmen. Die Gaben waren ihm gegeben, — sie so zu verwerten, vermochte nur ein Charakter wie Glasenapp, der in seiner Ausdauer immer er selbst blieb, dem in der Unabhängigkeit der Gesinnung jede Menschenfurcht fremd war und der sich daher so recht zum Kämpfer für einen von allen Seiten angefochtenen Künstler eignete. Dieselbe Ausdauer und Unermülichkeit, die Glasenapp in seiner Arbeit bewies, zeigte er auch in seinem Kampfe und bewährte sich so als eine durch und durch männlich veranlagte Persönlichkeit. Angriffe, ja Verhöhnungen, die sich gegen seine Person richteten, hatte er eine überlegene Sicherheit entgegenzusetzen. Er schritt in der Regel sarkastisch lächelnd darüber zur Tagesordnung, im unerschütterlichen Bewußtsein, die Zeit werde schon das Ihrige dazu tun, seinen Gegner zu widerlegen oder der verdienten Vergessenheit zu überliefern. Wo er es für nötig hielt, nahm er auch die Fehde auf und führte sie mit männlicher Entschiedenheit.

So bewundernswert diese durch und durch männliche Veranlagung, die charaktervolle Entschlossenheit und die zähe Unermülichkeit waren, so hing damit auch die Schwierigkeit zusammen, die im Verkehre mit Glasenapp ent-

*) Diese Eigenschaften zeigten sich auch im gewöhnlichen Leben. Welch langen Atem bewies er, der physisch schonungsbedürftige alte Herr, auf seinen Spaziergängen! Wie konnte er einen Stunden lang herumführen, namentlich in Bayreuth. Wie konsequent hielt er ein Gespräch fest, wie ausdauernd verfolgte er jede begonnene Tätigkeit.

stehen konnte. Die Unererschütterlichkeit der eigenen Überzeugung, die Fähigkeit im Festhalten der gewonnenen Einsichten ließen es begreiflich erscheinen, daß man von ihm kein besonderes Verständnis für das relative Recht auch einer andern Betrachtungsweise erwarten durfte. Glasenapp war so wenig der Mann der Anpassung, daß er direkt den Eindruck der Starrheit hervorrufen konnte. Es kommt hier hinzu, was man vielleicht die normative Veranlagung Glasenapps nennen kann. Von Jugend auf ganz unter dem Einfluß des einen gewaltigen Künstlers stehend, ist nicht bloß dessen Kunst, sondern auch dessen Kunstlehre und Weltanschauung für Glasenapp schlechterdings verbindlich geworden. Es war alles festgelegt. Auch das Urteil über Wagners Kunstwerke ließ keinerlei Zweifel und Diskussionen zu. Die Einteilung und Schätzung der drei Entwicklungsperioden in Wagners Schaffen*) war ebenfalls durch den Meister festgelegt, und jegliche Kritik namentlich der dritten Periode, der Reise, nur als mangelndes Verständnis zu betrachten. Das gleichmäßige, sonnenweiße Licht der Vollendung durchleuchtete für ihn nicht nur alle diese Werke, sondern auch jeden einzelnen Teil derselben in gleicher Art. Nie hätte sich Glasenapp entschlossen, ein Lieblingswerk oder eine Lieblingspartie anzugeben, es wäre ihm sofort als eine Ungerechtigkeit gegenüber den andern Werken Wagners vorgekommen. Ja, auch wenn ein anderer ihm von dem überragenden Eindruck eines Aufzuges erzählte, glaubte er gleich daran erinnern zu müssen, daß da wohl noch ein mangelndes Verständnis der andern Partien vorliege. In ähnlicher Weise flutete für ihn dasselbe schneeweiße Sonnenlicht durch die Musik und die Sprache Wagners. Er hätte nie zugegeben, daß sich diese auf verschiedener Höhenlage hätten bewegen können. Beide waren für ihn in gleicher Weise genial, und eine Kritik Wagners, als Wortdichter, schien ihm ebenfalls nur auf ein unvollkommenes Verständnis hinzudeuten**).

Diese gesamte Anschauung, in die Glasenapp von früher Jugend an hineingewachsen war und die eigentlich erst das ausmacht, was man einen „Wagnerianer“ nennt, lebte in ihm nun in der Festigkeit und Stabilität, die ihm eigen waren, wurde von ihm mit dem Temperament vertreten, das ihn besetzte. Widerspruch liebte er nicht. Er glaubte in ihm nur das fehlende Verständnis für Wagners Kunst, oft auch eine elementare Unkenntnis zu entdecken. Freilich zügelte er in großer Selbstbeherrschung seinen Unwillen oder

*) Jugendwerke und Rienzi, Holländer bis Lohengrin, Ring bis Parsifal.

**) Töricht ist das in manchen Kreisen noch herrschende Vorurteil, als sei Glasenapp unmusikalisches gewesen. Er spielte freilich kein Instrument, aber er hatte ein feines musikalisches Gehör, und wie sehr er die Botschaft der Musik bis in ihre feinsten Schattierungen zu vernehmen vermocht hat, hat er wohl zur Genüge bewiesen. Außerdem besaß er tief eindringende musikktheoretische Kenntnisse. Aber freilich war ihm Wagner in erster Linie der Dramatiker, dem die Musik bloß Ausdrucksmittel ist. Daß das völlig richtig und in Wagners Sinne ist, sollte man doch endlich einsehen!

ließ ihn nur in einem beißenden Sarkasmus gedämpft durchblicken *). Doch konnte bei seinem cholertischen Temperamente auch mal der Zorn durchbrechen, wie wir uns das ja auch nach seinen Schriften vorstellen können. Der begeisterte Wagnerverehrer, der aber nicht zu den wafschechten Wagnerianern zählte, konnte daher ihm gegenüber in eine eigentümliche Lage kommen. Er mußte nämlich trotz größter Interessengemeinschaft doch so und so vieles aus dem Gespräche für ausgeschlossen ansehen. Fragen wie die, ob und wie weit Wagner die Charakterisierung einer Gestalt erreicht, ob der Aufbau eines Aktes geschlossen, ein Dialog überzeugend geführt sei und viele ähnliche standen nicht zur Diskussion. Es hätte nur Verstimmung erzeugt, sie aufzuwerfen. Sie konnten ebenso wenig Gegenstand des Gespräches bilden, wie etwa das kirchliche Dogma im Verkehr eines gläubigen Katholiken mit einem überzeugten Protestanten.

Und doch können der wirklich fromme Katholik, der wirklich gläubige Protestant einander verstehen. Das Dogma trennt sie, aber die Religion eint sie. Ähnlich war es auch auf unserem Gebiet. Wo Glasenapp eine ehrliche Wagnerbegeisterung entgegentrat, fragte er nicht nach dem Wagner-Katechismus und ließ auch Rehereien, wenn sie sich nicht unbescheiden vordrängten, passieren. Gewisse Fragen blieben ja besser unerörtert. Aber wie groß war noch das Gebiet, das nachblieb, und wie interessant war es, wenn es gelang, Glasenapp auf eigene Erinnerungen an Richard Wagner zu bringen.**)

Daß Glasenapp es vermochte, trotz der unverrückbaren Richtlinie, an der er festhielt, Abweichenden gegenüber die freundlichste Stellung zu bewahren, das wurzelte letztlich in jenem edlen Zentrum seiner Persönlichkeit, in seinem lauterem und wohlwollenden Gemüte. Er war ein nobler Mensch vom Scheitel bis zur Sohle. Selber ringend um die Möglichkeit, seine große Lebensaufgabe zu vollenden, war er immer wieder darauf bedacht, anderen zu helfen. Wer die Verhältnisse kennt, unter denen die erste Auflage seiner Wagnerbiographie entstand, wird es großartig finden, daß er das Honorar dafür Emil Heckel als Beitrag für die Deckung des Bayreuther Festspiel-Defizits von 1876 über-

*) Das schönste Beispiel dafür gibt folgende äußerst charakteristische Szene. Nachdem einmal längere Zeit über irgend eine Wagnerfrage gestritten worden, hatte einer der Anwesenden gesagt: „Nun, da ist weiter nichts zu machen, das ist eben der Unterschied der Ansichten“, worauf Glasenapp in größter Gemütsruhe erwiderte: „Nein, es ist nicht der Unterschied der Ansichten, sondern es ist der Unterschied von Kenntnis und Unkenntnis der Sache“. Dabei waren diese Worte an einen ihm amtlich Vorgesetzten gerichtet, wodurch sie ein noch helleres Licht auf sein berechtigtes Selbstgefühl und seine Schlagfertigkeit werfen.

**) „Siebt Wagner zu necken?“ fragte ich ihn einmal. „O ja, sehr“, antwortete Glasenapp, „er hatte eine unerfchöpfliche Necklust. Mich neckte er z. B. damit, daß ich über einen Lebenden eine so ausführliche Biographie geschrieben.“ Auch auf die Frage, ob er Wagner zornig gesehen, erfolgte eine prompte Antwort: „Mehr als einmal! Über Anwesende und Abwesende.“ Derlei ließe sich noch manches erzählen.

weisen ließ. *) Hier wirkten Begeisterung und Dankbarkeit mit. Aber Glasenapps Güte erfuhren auch andere, denen nicht er, sondern die ihm Dank schuldeten. Durch und durch human, lag ihm namentlich auch eine menschliche Behandlung der Tiere am Herzen. Pferdequälerei konnte ihn so empören, daß er sich ernstern Unannehmlichkeiten aussetzte, um sie zu beseitigen; er setzte es aber durch. Schmetterlinge und Fliegen, die sich an ein Fenster stießen, wurden von ihm befreit. Im letzten Sommer fand seine Gattin eine aus dem Neste gefallene junge Krähe, die noch nicht fliegen konnte. Das Ehepaar nahm sie sofort als Pflegling auf, ja sie mußte sogar anfangs, um vor Hunden und Katzen geschützt zu sein, in den Glasenappschen Zimmern schlafen. Auf den Spaziergängen hüpfte sie dem Ehepaare voran, wie ein Hündchen; wurde sie aber müde, so nahm Glasenapp sie auf und trug sie auf seinem Regenschirme. Sie bereitete manche Unbequemlichkeit, aber erst nach Wochen, als sie zu fliegen gelernt hatte, wurde sie ihrem Schicksal überlassen.

Es ist begreiflich, daß wer so mit jedem lebenden Wesen zu fühlen, Ehrfurcht vor allem Lebenden zu empfinden verstand, daß der sich auch an den kleinen Freuden und Scherzen seiner Mitmenschen zu ergötzen vermochte. Glasenapp hatte einen ausgesprochenen Sinn für Humor, und seine eigenen Bemerkungen waren oft so witzig und komisch, daß man herzlich mit ihm lachte. Manches Schwierige und Kleinliche, das er auf seinem Lebenswege zu überwinden hatte, wird der Humor ihm und seiner Umgebung erleichtert haben. Und indem das Schicksal den weltentrückten Mann so recht ergiebig in Berührung mit den Trivialitäten des Lebens brachte, ließ es seinen Humor sich entfalten, wie einst bei Hans Sachs, der auch in zwei Welten leben mußte. **)

So steht Glasenapp vor uns, ausgeprägt als Mensch, als Forscher, als Paladin eines Heros. Einen Höhenmenschen hat man ihn genannt, und fürwahr in seinem Idealismus, in seiner nie wankenden Begeisterung für deutsche Kunst, in seiner so ganz auf ein großes Ziel gerichteten Lebensarbeit hat sich die Höhe, der er zugestrebte, auch denen enthüllt, die sie früher nicht wahrgenommen. Das blöde Lächeln, das ihm zu Beginn seiner Lebensarbeit unter seinen Mitbürgern meist begegnete, es wandelte sich langsam im Laufe der Jahrzehnte zu schweigendem Respekto, aus dem in wachsenden Kreisen Verständnis und Bewunderung aufzudämmern begannen. Fernere Geschlechter

*) Vgl. E. Klotz a. a. D. S. 18.

**) Ich kann es mir nicht versagen, wenigstens eine Szene aus den nicht seltenen heiteren Examenvorfällen mitzuteilen. Studiosus P., der das Deutsche nicht ganz beherrscht, referiert über „Kabale und Liebe“: „Ferdinand v. Walter hat sich in die Tochter des Kammermusikus Miller verliebt. Er kommt zu ihr und macht ihr eine Liebeserklärung.“ Hier stockt Herr P. und verbessert sich: „Nein, nein, — — noch nicht ganz, er — schwört ihr ewige Liebe . . . ,“ worauf Glasenapp freundlich lachend einfällt: „Seien Sie vorsichtig, Herr P.! Wenn Sie einem Mädchen ewige Liebe schwören, so wird sie es sicher für eine Liebeserklärung halten!“

werden ihn noch mehr zu würdigen wissen. Und so kann auch über sein Leben das Wort gesagt werden, das sein Held gesprochen und mit dem er die Lebensgeschichte dieses Helden geschlossen hat: „Ich arbeite für die Erwachenden“.



Zur Geschichte der Familie Struve.

Von Nikolai Struve (Riga).

(Fortsetzung.)

Die Jahre 1848—1852 widmete Wilhelm Struve wissenschaftlichen Arbeiten und astronomischen Beobachtungen und unternahm keine größeren Reisen. Für die Astronomen war das Jahr 1851 mit seiner Sonnenfinsternis ein ereignisreiches und brachte viel Leben und Anregung in die Pulkowaer Kolonie, obwohl die Sonnenfinsternis nur eine partielle war. Auf dem freien Platz vor der Sternwarte leitete Wilhelm Struve mit Hilfe der jüngeren Astronomen im Beisein des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch, der zu dem Zweck auch nach Pulkowa gekommen war, die Beobachtung, während in Lomscha (Polen) Otto Struve eine totale Sonnenfinsternis beobachtet konnte.

Im Dezember 1852 wurde das 50-jährige Jubiläum der Dorpater Universität gefeiert, zu dem Wilhelm Struve mit den beiden Söhnen Otto und Heinrich hinfuhr. Er sowohl wie R. E. v. Baer, die als Vertreter der beiden höchsten wissenschaftlichen Institute in Petersburg, der Akademie der Wissenschaften und der Universität, erschienen waren, wurden damals mit Fug und Recht als würdige Söhne der Alma mater Dorpatensis gefeiert. Für Wilhelm Struve hatte das Fest eine um so größere Weihe und Bedeutung erhalten, da der Großsohn seines ehemaligen Lehrers Georg Parrot, der stud. phys. Moritz Parrot, für seine Preisschrift die goldne Medaille erhalten hatte. Somit hatte er Gelegenheit, in pietätvoller Erinnerung seines väterlichen Freundes gedenkend, dem Großsohn gegenüber Worte des Lobes und der Anerkennung auszusprechen und seiner Freude Ausdruck zu geben.

Körperlich und geistig erfrischt und überaus befriedigt kehrte er aus Dorpat zurück und konnte sich wiederum mit voller Kraft und Anspannung der gewohnten wissenschaftlichen Arbeit und seiner Familie widmen. Raum glaublich und wirklich staunenswert ist es, wie Wilhelm Struve trotz massenhafter Arbeit und zeitraubender Geschäfte Zeit und Möglichkeit fand, die beiden jüngsten Söhne täglich 2 Stunden im Lateinischen und in der Mathematik zu unterrichten. Noch hatten sie die Schwierigkeiten der lateinischen Grammatik nicht überwunden und gab der Cornelius Nepos manch' harte Nuß zu knacken, so mußten sie den Horazischen Kernspruch „Est modus in rebus, sunt certi denique fines, quos ultra citraque nequit consistere

rectum“ lernen, sowie als Beleg für die Lebensauffassung und Weltanschauung des Vaters, daß über der geistigen Bildung und Entwicklung Charakter- und Herzensbildung stehe, auch zwei andere Aussprüche: „Qui proficit in litteris, et deficit in moribus, plus deficit, quam proficit“, und von der Selbstbeherrschung: „Fortior est, qui se, quam qui fortissima moenia vincit“.

Nach 6-jähriger Pause ging er wieder auf Reisen, und zwar nach Bonn, um Materialien zur Bearbeitung der russisch-standinavischen Gradmessung zu sammeln. In Bonn verbrachte er mit Argelander einige sehr angenehme Wochen und trat dann in seiner Gesellschaft die Rückreise nach Pulkova an, wo der Freund längere Zeit zum Besuch blieb. Ein reiches Leben und eine bewegte Vergangenheit hatte der Gastfreund hinter sich. Er entstammte einer Kaufmannsfamilie in Memel, wo sein Vater zur Zeit der Erniedrigung Deutschlands nach der Schlacht bei Jena (1806) lebte, und in dessen Hause die unglückliche Königsfamilie, Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise mit ihren 3 Kindern Prinz Friedrich Wilhelm, Prinz Wilhelm und Prinzess Charlotte eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. In Gesellschaft dieser königlichen Kinder hat Prof. Argelander als Altersgenosse gespielt und seine Kindheit verlebt. Als er im Sommer 1853 in Pulkova längere Zeit zum Besuch weilte, muß wohl seine Anwesenheit der Kaiserin (seiner ehemaligen Spielgefährtin) zu Ohren gekommen sein, denn er wurde eines Tages zur Audienz nach Peterhof befohlen. Beide Freunde fuhren zusammen hin und wurden von der Kaiserin aufs liebenswürdigste empfangen.

Nach Argelanders Abreise machte sich Struve im Herbst an die Bearbeitung der Gradmessung, die ihn Wochen lang ans Zimmer fesselte, so daß er nur selten ausging. Das ununterbrochene Sitzen am Schreibtisch, verbunden mit beständiger geistiger Anspannung, übte allmählich einen nachteiligen Einfluß auf sein körperliches Befinden aus; dazu kamen noch verschiedene dienstliche Unannehmlichkeiten in der Akademie. Die darauffolgenden zwei Kriegsjahre 1853—1855 brachten natürlich viel Unruhe und Aufregung auch in das ländliche Stilleben der Heimat. Im Sommer 1854 konnten die Bewohner Pulkovas durch das Fernrohr die unter Lord Napiers Oberbefehl stehende englische Flotte vor Kronstadt beobachten. — Auf die schwere sorgenvolle Kriegszeit folgte 1856 der Frieden, der Ruhe und Erholung in Stadt und Land brachte. Zugleich hatte Struve die große Freude, daß sein Sohn Karl vor Schluß des Universitätskursus in Petersburg am 8. Februar die goldene Medaille für eine wissenschaftliche Arbeit erhielt. Im August desselben Jahres wurde Struve bei Gelegenheit des Krönungsfestes (26. August) zum Geheimrat befördert.

Als im Frühjahr 1857 der Druck des I. Bandes der Gradmessung beendet war und er an die Bearbeitung des II. Bandes schritt, fing er an über Ermüdung und Abspannung zu klagen und sehnte sich nach längerer Erholung. Diese wurde ihm auch zuteil, indem er von der Regierung einen längeren Urlaub auf unbestimmte Zeit ins Ausland erhielt mit dem Auftrag,

die seit Jahren geplante Längengradmessung ins Leben zu rufen. Es war das letzte Mal, daß er bei voller Gesundheit, in Gesellschaft der Frau und dreier Töchter, eine Reise nach Westeuropa machte. Besonders erfreute er sich in Berlin der tatkräftigen Unterstützung Alexander v. Humboldts, und durch dessen Vermittlung der Fürsprache des damaligen Prinzregenten, nachmaligen Kaisers Wilhelm. In Paris fand er einen Gönner in der Person des Kriegsministers Maréchal Baillant und wurde auch von Kaiser Napoleon III. zur Audienz befohlen, und in England wurde die Angelegenheit sehr bald durch die freundliche Mitwirkung von Airy in befriedigender Weise erledigt. Die Reise wurde weiter ausgedehnt durch die schönsten Gegenden Deutschlands, der Schweiz und Oberitaliens und bot in der That viel geistige Anregung und gemüthliche Erquickung, aber doch scheint die Erholung keine genügende gewesen zu sein, um dem durch angestrengte Arbeit angegriffenen Körper die nötige Kräftigung und Stärkung zu verleihen, zumal die vielen Eindrücke und die verschiedenen gesellschaftlichen Anforderungen und Vergnügungen eine fortgesetzte geistige Anspannung erheischten. Mitte November in die Heimat zurückgekehrt, erkrankte er kaum 2 Monate darauf an einem bösartigen Karbunkel im Nacken, und trotz sorgfältigster Behandlung und wiederholter Operationen konnte die Krankheit nicht gehemmt werden. Die Wunde im Nacken wurde immer größer, der ganze Körper wurde in Mitleidenschaft gezogen, die Kräfte schwanden mehr und mehr und Atemnot stellte sich ein. Anfang Februar war der Zustand so gefährlich, daß das Ende stündlich erwartet wurde. Da trat plötzlich die Krisis ein, mit einem tiefen Atemzug erwachte der Kranke zu neuem Leben, — aber die Lebenskraft schien gebrochen. Auffallend war es, wie das Gedächtnis für die Umgebung und die Gegenwart ganz geschwunden war, während die Erinnerung an die längst vergangene Jugend und die Kindheit lebhafter wurde. Kam es doch vor, daß er seine Frau, die ihn mit größter Sorgfalt und Liebe pflegte, nicht erkannte und auch den ältesten Sohn Otto für einen Fremden hielt. Im Laufe des Frühjahrs und des Sommers besserte sich sein Zustand allmählich und die Ärzte rieten zu einer Erholungsreise in ein wärmeres Klima. Zunächst wurde ein längerer Aufenthalt in Bentaug am Genfer-See genommen, dann, als es dort zu kühl wurde, in Blida bei Algier, darauf in der Schweiz; der folgende Sommer wurde erst in Baden-Baden und dann in Wiesbaden verbracht. Im August erfolgte die Rückkehr in die Heimat. Unzweifelhaft hatte diese Reise die Lebensgeister des Rekonvaleszenten wieder aufgefrischt und namentlich den Körper bedeutend gestärkt, aber nur zu bald stellte es sich heraus, daß er nicht mehr imstande war, wissenschaftliche Arbeiten mit derselben Kraft und der früheren geistigen Elastizität wieder aufzunehmen. Nominell blieb W. Struve über 2 Jahre Direktor der Sternwarte, überließ aber die Verwaltung dem Sohne Otto. An Arbeit und Tätigkeit gewöhnt, machte er sich an die Ausarbeitung eines Werkes über Doppelsterne, dem aber wissen-

schaftlicher Wert nicht zugeschrieben werden konnte; das Gedächtnis versagte und die erforderliche Kritik fehlte durchaus. Als pietätvolles Andenken sind diese Bruchstücke dem Archiv der Sternwarte einverleibt worden.

Zu Beginn des Jahres 1862 gab Wilh. Struve seine Stellung als Direktor der Pulcovaer Sternwarte auf und erhielt einen ehrenvollen Abschied. Finanziell günstig gestellt und auf den wohlverdienten Lorbeeren ruhend, konnte er ein ruhiges, stilles Leben im Kreise seiner Familie und im Umgange einiger alter treuer Freunde, ein „Otium cum dignitate“, führen. Die Sommermonate der letzten Lebensjahre verbrachte er regelmäßig in Pulkova im Familienkreise. Die Winterzeit über gab es in der Stadt häufig Besuch von alten Freunden des Hauses, Angehörigen und guten Bekannten: Bischof Ulmann, Akademiker Baer, frühere Schüler wie Professor Savitsch und General Lemm; die Doktoren Moriz, Dell und Froben u. a. Ob und wie weit er sich dessen bewußt war, daß ihm die frühere Geistesfrische und Arbeitsfähigkeit völlig fehlte, ist schwer zu sagen. Einen freundlichen, wohlthuenden Eindruck mochte vielleicht das 25-jährige Jubiläum der Sternwarte am 1. August 1864, einem letzten flüchtigen Sonnenblick vergleichbar, auf den hinfälligen Greis gemacht haben, als er, auf den Arm des Sohnes Otto gestützt, den runden Saal betrat und die dort versammelte Festigung eröffnete. Wenige Monate später erkrankte er an einem Lungenleiden, welches in kurzer Zeit seinem Leben ein Ende machte. Am 11./23. Nov. hauchte er nach einem schweren Todeskampfe sein Leben aus. Bei der Einsargung hielt sein alter Studiengenosse und Jugendfreund Ulmann einen schönen trostreichen Nachruf, indem er das Wort Christi am Kreuze: „Es ist vollbracht“ zu Grunde legte, und in der Katharinenkirche, von wo aus die Beerdigung stattfand, sprach Pastor Bäckmann über den Spruch: „Was du Herr segnest, bleibt gesegnet ewiglich“, der auch auf dem Grabkreuz zu lesen ist. Die Leiche wurde nach Pulkova gebracht und dort, an der Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit, auf dem kleinen Friedhof zur letzten Ruhestätte gebracht, unter den vier Birken, die einst von dem Verstorbenen eigenhändig in der Baumschule gepflanzt worden waren. Vom Grabe aus sieht man durch die Bäume die Türme der Sternwarte — monumentum aere perennius.

In der den Geschwistern gewidmeten Lebensbeschreibung des Vaters gibt der älteste Sohn Otto eine treffende Charakteristik seiner ganzen imponierenden Erscheinung. Von etwas mehr als mittlerer Größe und kräftigem Körperbau, blauäugig und blond, war Wilhelm Struve der richtige Typus des nordgermanischen Stammes. In seinen Lebensgewohnheiten war er äußerst anspruchslos und einfach, im Essen und Trinken sehr mäßig, durchaus kein Feinschmecker und Gourmand. Während er in jüngeren Jahren sehr beweglich war, neigte er in den letzten Lebensjahren, da er die Fünfziger überschritten hatte, zur Schwerfälligkeit, wozu auch nicht wenig seine durch die anhaltend sitzende Lebensweise hervorgerufene Wohlbeleibtheit beitrug. Was die geistige Beschäftigung

in den Mußestunden betraf, so war seine Lieblingslektüre Shafespeare, den er in der Ursprache und der Schlegel-Tieck'schen Übersetzung gern und viel las, gut kannte und oft zitierte. Wie das Englische war ihm dank seiner ausgebreiteten Sprachkenntnis das Französische von Jugend auf geläufig und er beherrschte es schriftlich und mündlich vollkommen. Weniger geläufig war ihm das Russische, das er zwar las und verstand, in dem er sich aber doch nur mit einiger Mühe unterhielt, was sich aus dem längeren Aufenthalt in Dorpat leicht erklären läßt. Um so mehr war er mit den alten Sprachen vertraut, und das klassische Studium hatte die Astronomie nicht verdrängen können. Das Lesen der alten Autoren bot ihm bis in sein hohes Alter Genuß und Erholung; die von ihm in lateinischer Sprache verfaßten Werke beweisen, mit welcher Eleganz er das Lateinische schrieb. Den Griechen und Römern entnahm er seine Lebensphilosophie, bei ihnen fand er den ewig frischen Lebensquell, aus dem er Anregung und Belehrung für Geist und Gemüt schöpfen konnte. Sein Wahlspruch war der bekannte Horaz'sche Vers: „Aequam memento rebus in arduis servare mentem.“ Dem entsprechend hat er sich sein Leben hindurch einen bewundernswert freien und unbefangenen Blick für alle Verhältnisse bewahrt. Eine leichte Erregbarkeit trat bei ihm im gesellschaftlichen Verkehr nur selten zu Tage und nie handelte er übereilt unter dem Eindruck einer ärgerlichen Stimmung. Boshafte und sarkastische Äußerungen waren ihm durchaus fremd, und wenn er mal gelegentlich jemand scherzend neckte, so geschah es stets in so lebenswürdiger Weise, daß es niemand übel nahm. Die ihm angeborene Gutmütigkeit, die von manchen als Schwäche ausgelegt wurde, entsprang seinem wohlwollenden Herzen und seiner menschenfreundlichen Gesinnung. Dazu trieb ihn insbesondere sein ausgesprochener Optimismus, und wie er selbst stets reiner Gesinnung war, setzte er auch eine solche bei allen seinen Nebenmenschen voraus. Was er ererbte von seinen Vätern, hat er erworben, um es zu besitzen: einen ernsten Familiensinn, ein warmes Freundschaftsgefühl und eine selten treue Heimatliebe.

8. Otto Struve, (1819—1905). (Dritte Generation).

Otto Struve wurde am 25. April 1819 als ältester Sohn Wilhelm Struves zu Dorpat geboren. Den ersten Unterricht erhielt er von seiner Mutter, er besuchte dann die Girgensohnsche Schule und zuletzt das Dörptsche Gymnasium. 1836 bezieht er die Universität Dorpat, um sich dem Studium der Mathematik zu widmen, und wird schon ein Jahr drauf Assistent des Vaters in der Sternwarte. Noch jung an Jahren, eben 22 geworden, heiratet er und gründet seinen Hausstand in Pulkova, wo er darauf Gehilfe und endlich Nachfolger seines Vaters als Direktor der Sternwarte wird und 50 Jahre hindurch ununterbrochen wirkt. Ihm war das freundliche Geschick beschieden, daß er, einer der wenigen Zeugen der Gründungsfeier der Sternwarte im Jahre 1839, nicht bloß das 25-jährige Jubiläum Pulkovas (1864),

sondern auch das 50-jährige Jubiläum am 1. August 1889 erleben konnte, um dann in den wohlverdienten Ruhestand zu treten. Alle seine zahlreichen Werke über Astronomie, durch die er als würdiger Nachfolger seines Vaters dasteht, anzuführen, würde zu weit führen. Es sei nur darauf hingewiesen, daß er gleich seinem Vater hauptsächlich auf dem Gebiete der Stellarastonomie tätig war. Die meisten seiner Schriften sind in den Memoiren der Petersburger Akademie, deren Mitglied er seit dem Jahre 1852 war, erschienen.

Von den vielen Reisen, die Otto Struve, teils in geschäftlichen Anlässen, teils zu wissenschaftlichen Zwecken im Laufe der Jahre unternommen hat, ließe sich gewiß viel erzählen, und es ist sehr zu bedauern, daß von ihm keine Aufzeichnungen darüber gemacht worden sind. Interessant war es z. B. zu hören, was er von seiner Reise nach Frankreich im Jahre 1870 erzählte, als er bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges gerade in Paris war, wo er Zeuge jener aufregenden Tage kurz vor dem Sturz Napoleons war, noch eh die Republik proklamiert war, und alle Welt sich der besten Siegeshoffnung hingab, während die Deutschen schon siegreich vorgezogen waren und große Schlachten gewonnen hatten. Infolge dessen kürzte er seine Reise bedeutend ab und beeilte sich nach Hause zurückzukommen. Das Jahr darauf (1871) wurde wieder eine Reise ins Ausland angetreten, diesmal ging es nach Deutschland, Österreich und Italien und zwar in Gesellschaft seiner jungen Frau (kurz vorher hatte er zum 2. Mal geheiratet). In Florenz trifft er einen Bekannten aus Dorpat, den berühmten Kunstmäzen und Kunstkenner C. v. Ziphardt (Ratshof), der sich ganz dort niedergelassen hatte und sich mit Kunststudien befaßte, gleichzeitig vielfach mit der Großfürstin Marie Nikolajewna, Herzogin von Leuchtenberg, verkehrend, in deren Palazzo er als persona grata häufig und gern gesehen war. Einen besseren Cicerone beim Besuche der Kunstschätze des Palazzo Pitti konnte sich Otto Struve nicht wünschen, und da gab es denn außer den alten baltischen Reminiscenzen aus Dorpat auch noch Anknüpfungspunkte aus der reichen Gegenwart die Hülle und Fülle. Freilich ging es nicht ohne lebhafteste Kontroversen bei den Gesprächen der beiden Gelehrten, denn der Dr. Faust (so hieß nämlich Ziphardt in Dorpat) sah es nicht gern, wenn jemand ihm widersprach. Das trat damals besonders deutlich zu Tage, als es sich darum handelte, eine gute Kopie des Originalbildes des berühmten Galilei in dem Palazzo Pitti für die Pulkoavaer Sternwarte zu kaufen. Zwei Kopien waren käuflich zu haben, die eine von einem Italiener, die andere von einem Russen gemalt. Der alte Herr vermochte es nicht, sich für das Werk des Russen zu entscheiden, obwohl mehrere andere kompetentere Kunstkenner, darunter auch ein italienischer Maler, unbedingt dem Russen und nicht dem Italiener den Vorzug gaben. Dabei blieb es auch, und so kam denn das Bild des russischen Malers nach Pulkoava, wo es gegenwärtig, im runden Saal der Sternwarte befindlich, eine Zierde der reichhaltigen Bildergalerie bildet. In die Zeit zwischen dieser und

folgenden Reisen fiel ein seltener Besuch, der der Pulkovaer Sternwarte zugedacht war. Es war Dom Pedro, Kaiser von Brasilien, der auf seiner Rundreise durch Europa unter anderem auch nach Petersburg gekommen war, um die berühmte astronomische Hauptsternwarte näher kennen zu lernen und in Augenschein zu nehmen. Es wurde damals viel davon gesprochen, welch eminentes Wissen und welch vielseitige Gelehrsamkeit Dom Pedro fast auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft bei gelegentlichen Gesprächen mit Fachleuten an den Tag legte. Wie bei der Besichtigung der Hauptsternwarte, so soll der Kaiser auch bei dem Besuch der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek in Petersburg durch seine Spezialkenntnisse Sensation erregt haben.

In der Mitte der 70-er Jahre unternahm D. Struve eine Reise nach Schweden zu der Jubelfeier der Universität Upsala, bei der er als Vertreter Rußlands den Glückwunsch der Petersburger Akademie der Wissenschaften überbrachte. In der Beschreibung dieser großartigen Feier in einer deutschen Zeitung hatte der Berichterstatter auf die Ähnlichkeit des berühmten russischen Gelehrten mit Alexander v. Humboldt hingewiesen, was aber wohl kaum zutreffend sein dürfte.

Ein wichtiges Ereignis im Leben Pulkovas in den achtziger Jahren war die Anschaffung und Aufstellung eines Riesentelefraktors in der eigens dazu erbauten Sternwarte auf der Südseite, zu deren Besichtigung Seine Majestät, Kaiser Alexander III. nebst Gemahlin eigens hinausgekommen war (1885). Die nötigen Erläuterungen gab in Gegenwart des Direktors dessen Sohn, Dr. Hermann Struve, jüngerer Astronom der Sternwarte, wobei auch einige Sterne mit dem Refraktor beobachtet wurden. — 1886 folgte dann wiederum eine Reise nach Deutschland und zwar nach Heidelberg zu der 400-jährigen Jubelfeier der Universität behufs Überreichung einer Glückwunschadresse der Petersburger Akademie. — In den letzten 3 Jahren des Pulkovaer Aufenthaltes, von 1887—89, gab es in rascher Aufeinanderfolge, gleichsam einen Abschluß der erfolgreichen wissenschaftlichen Tätigkeit Otto Struves bildend, zwei Jubelfeiern. Die erste war im Anfang des Jahres 1887 sein 50-jähriges Dienstjubiläum, das im Familientreise in Gegenwart einer glänzenden Gesellschaft von Vertretern verschiedener gelehrter Körperschaften und höherer Lehranstalten aus Petersburg in der Wohnung des Jubilars in Pulkova festlich begangen wurde. In Anerkennung seiner großen Verdienste um die astronomische Wissenschaft wurde der Jubilar zum Wirklichen Geheimrat ernannt; zugleich wurde ihm das Diplom eines Ehrenbürgers der Stadt Altona, der alten Heimat des Vaters, übersandt. Mit dem 1889 stattfindenden 50-jährigen Jubiläum der Hauptsternwarte schloß D. Struves ruhmvolle, an großen wissenschaftlichen Erfolgen und Errungenschaften reiche Lebenslaufbahn. In der St. Petersburger Zeitung vom 8. August erschien damals eine meisterhafte eingehende Schilderung dieses schönen Festes der Wissenschaft aus der Feder des Chefredakteurs Paul v. Kugelgen.

Nur wenige Monate nach dem Jubiläum nahm Otto Struve seinen Abschied und zog nach Petersburg, um dort in der Nähe der verheirateten Söhne und seiner Tochter zu sein. Ein schöner Nachklang des 50jährigen Jubelfestes war die Zentenarfeier des Vaters, die am 3. April 1893 in der Aula der Universität Dorpat stattfand und der Otto Struve als Senior der Familie mit seinen 4 Söhnen beiwohnte. Die Festrede, die Prof. Arthur v. Dettingen bei der Gelegenheit hielt, war nach Form und Inhalt ein Meisterwerk und fand allgemeinen Beifall und Anklang. Sehr zeitgemäß erschien gleichzeitig mit der Zentenarfeier eine vortreffliche Lebensbeschreibung Wilhelm Struves von der Frau Dr. math. Litwinova in russischer Sprache*). Die von Otto Struve zwei Jahre später 1895 in Karlsruhe veröffentlichte Lebensskizze des Vaters ist leider etwas kurz gefaßt und hätte erschöpfender und ausführlicher sein können.

Sehr bald nach der Dorpater Festlichkeit verließ er Petersburg, da ihm das dortige Klima nicht bekömmlich war, und siedelte ganz nach Karlsruhe über, wo er die letzten 10 Lebensjahre verbrachte. Im Jahre 1896 feierte er in Petersburg im Kreise seiner Kinder und Kindeskinde zum zweiten Mal seine Silberhochzeit**) und zwei Jahre später in Karlsruhe seinen 80. Geburtstag bei völliger geistiger Frische und ziemlicher Rüstigkeit. Bei der Gelegenheit hatte ihm der Großherzog von Baden durch seinen persönlichen Adjutanten seinen herzlichsten Glückwunsch zu dem seltenen Fest übermitteln lassen. — Noch einmal führte den 83jährigen der Weg in die Heimat (es war nach dem Tode seiner Frau), wo er bei seinem Sohne Wilhelm einige Wochen in Pargola bei Petersburg zubrachte, umgeben von Kindern und Kindeskindern. Es war der letzte Besuch der Heimat, und drei Jahre darauf ist er in fast vollendetem 86. Lebensjahre 1905 in Karlsruhe sanft entschlafen. Auf seinen Wunsch wurde seine Leiche eingäschert und auf dem Karlsruher Kirchhofe neben seiner Frau bestattet.

9. Konrad Struve (1821—1903) (Dritte Generation).

Konrad Struve wurde am 20. Jan. 1821 auf der Reise des Vaters in die Heimat, in Altona, im Hause der Großeltern Wall geboren. Wie die älteren Brüder erhielt auch er den ersten Unterricht bei der Mutter und besuchte darauf die Girgensohnsche Schule, nach deren Absolvierung er die Universität Dorpat bezog, um Medizin zu studieren. Mitten im Studium änderte er plötzlich seinen Plan und wollte Seemann werden. Zu dem Zweck schiffte er sich als freiwilliger Matrose auf einem Linienschiffe ein, welches unter dem Kommando des Admiral Lütke, des Erziehers des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch stand, welcher letztere damals seine erste praktische

*) Издание Павленкова, СПб. 1893. Библиотека русск. ученых.

**) Im Jahre 1868 hatte er nach 27jähriger Ehe seine erste Gattin verloren.

Übungsfahrt als Marinezögling antreten sollte. Diese erste Seereise, die von Kronstadt aus in die Nordsee über Holland und dann weiter gehen sollte, war aber nicht von langer Dauer, denn während eines Sturmes hatte der junge Heißsporn das Mißgeschick, über Bord zu fallen, und kam knapp mit dem Leben davon. Damit fiel auch der ganze Plan in's Wasser: die Sache war ihm verleidet; er mochte nicht mehr Seemann bleiben, zumal da ihm als ehemaligem flotten Studiosus die eiserne Disziplin, der er sich nicht fügen konnte, nicht grade nach dem Herzen und recht drückend und lästig sein mußte. Er verläßt das Schiff, kehrt für kurze Zeit nach Dorpat zurück und geht dann weiter nach Charkow, um dort ungestört sein Studium fortzusetzen und zum Abschluß zu bringen. Hier hat er ein besonders schweres Rigorosum zu bestehen, da sein Hauptexaminator, Professor Adolf Struwe, sich als Verwandter bewogen fühlt, ihn aufs Korn zu nehmen und streng zu examinieren, um sich nicht den Vorwurf der Parteilichkeit zuzuziehen. Nach glücklich absolviertem Studium und bestandenem Examen läßt er sich als Kreisarzt in Krementschug nieder, zugleich ein Gut verwaltend, das er sich bei seiner Verheiratung käuflich erworben hat. Es war noch die Zeit der Leibeigenschaft in den vierziger Jahren, da der Bauer gezwungen war, Frondienst zu leisten und an bestimmten Tagen umsonst für seinen Herrn zu arbeiten, bis das im Jahre 1861 mit der Aufhebung der Leibeigenschaft ein Ende nahm und der Gutsbesitzer dem Bauer den Arbeitslohn zu zahlen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Дозволено военною цензурою. — Ревель, 8 апрѣля 1915 г.

Die „Deutsche Monatschrift für Rußland“

erscheint im Jahr 1915 in 6 Doppelheften. (Das nächste Heft nicht vor dem August.)

Bezugspreis: jährlich 3 Rbl., mit Zustellung durch die Post 3 Rbl. 50 Kop.

Abonnements nehmen alle größeren Buchhandlungen bei gleichzeitiger Einsendung des Betrages entgegen und der Verlag von G. Döfler, Riga, Sandstr. 20. Postfach 317.

Preise für Anzeigen in der „Deutschen Monatschrift“: 1 Seite — 20 Rbl., $\frac{1}{2}$ Seite — 10 Rbl., $\frac{1}{4}$ Seite — 6 Rbl., $\frac{1}{8}$ Seite — 3 Rbl. Anzeigen auf der 2. und 3. Umschlagseite und vor dem Text 20 % teurer; die letzte Umschlagseite kostet 30 Rbl. Bei Wiederholungen tritt eine entsprechende Ermäßigung ein.

Zuschriften an die Redaktion und Manuskripte werden während der Sommermonate nicht entgegengenommen.

Buchhandlung von G. Löffler.

Riga, Sandstr. 20. ☆ Telephon 15-80. ☆ Postfach 317.

Im Preise herabgesetzte Bücher

die auf dem Lager mehr oder weniger unscheinbar geworden sind.

Drittes Verzeichnis. *)

A. Romane, Novellen, Erzählungen.

- Achleitner, A.**, Fels und Firn. Geb. statt 2.80, 1.50
- Akfatow, S. L.**, Eine Familienchronik. Geb. statt 4.20, 2.50
- Anderfen, S. Chr.**, Die Geschichte von einer Mutter. Illust. von J. Boffard. Geb. statt 4.20, 1.50
- Arnold, S.**, Herbstsonne. Geb. statt 2.90, 1.50
- Lustige Geschichten. Geb. statt 2.90, 1.50
- Auburtin, Viktor**, Die Dnygtschale. Statt 1.20, — 60
- Balzac, Honoré de**, Lebensbilder. 2 Bd. Statt 4.20, 3.—, Geb. statt 7.—, 4.20
- Baudiz, S.**, Wildmoorprinzess. Geb. statt 4.20, 2.—
- Baumbach, Rudolf**, Es war einmal. Geb. statt 2.65, 1.20
- Beradt, Martin**, Das Kind. Statt 2.10, 1.40
- Blei-Somoff**, Das Lesebuch der Marquise. Geb. statt 8.40, 4.—
- Blomberg, A. von**, Bis ins dritte und vierte Glied. Geb. statt 2.45, 1.40
- Böhme, M.**, Tagebuch einer Verlorenen. Geb. statt 2.80, 1.40
- Bormann, Ed.**, Das lustige Buch. Geb. statt 3.50, 1.80
- Brunn, L.**, Pan. Geb. statt 2.80, 1.40
- Buber, Martin**, Die Geschichten des Rabbi Nachman. Geb. statt 3.15, 1.50
- Budde, C.**, Blätter aus meinem Stützenbuch. Geb. statt 1.75, — 90
- Burnett, Fr.**, Der Kleine Lord. Geb. statt 1.75, — 60
- Cafe, Jules**, Magimiltenne. Statt 1.80, — 50
- Christensen**, Aus dem Leben eines Junggefellens. Geb. statt 2.10, — 90
- Corinth, Louis**, Legenden aus dem Künstlerleben. Statt 2.40, 1.—, Geb. st. 3.50, 1.40
- Dahn, F.**, Meine wälschen Ahnen. Geb. statt 1.75, — 90
- Dahn, F.**, Herzog Ernst von Schwaben. Geb. statt 3.50, 1.80
- Dahn, F.**, Der Vater und die Söhne. Geb. statt 2.80, 1.40
- Defoe, Daniel**, Robinson Crusoe. Geb. statt 2.10, 1.50
- Dostojewski, F. M.**, Helle Nächte. Statt 2.40, 1.60
- Ebers, G.**, Ein Wort. Geb. statt 4.90, 1.80
- Ehner-Eschenbach, M. v.**, Glaubenslos? Geb. statt 2.80, 2.10
- Ebers, Georg**, Die Unerfesslichen. Ein Märchen. 4^o. Statt 7.—, 2.—
- Ernst, Paul**, Spielmannsgeschichten. Geb. statt 10.50, 7.—
- Falke, G.**, Landen und Stranden. Geb. statt 5.60, 1.80
- Feaug-Dorn, E. du**, Die Strandheze von Domesnäs u. Anderes. Geb. statt 2.—, 1.50
- Fischer, S. W.**, Die Kette 4^o. Geb. statt 3.50, 1.50
- Die Freude**, Ein Hausbuch deutscher Art. Kart. statt 1.08, — 60
- Frenssen, Gustav**, Hülligenlet. Statt 3.—, 2.40
- Freymann, Karl von**, Aus verloreinem Winkel. Statt — 90, — 50
- Fries, R.**, Geel-Götschen. Statt — 72, — 40
- Frommel, Dr. D.**, Segen und Trost. Geb. statt 3.30, 1.50
- Geijerstam, Gustav af**, Das ewige Rätsel. Geb. statt 2.45, 1.50
- Alte Briefe Novellen. Statt 2.10, 1.40
- Geißler, Max**, Die Musikantenstadt. Statt 2.10, 1.40
- Das Moordorf. Geb. statt 4.20, 2.80
- Gjellerup, Karl**, Die Hirtin und der Findende. Statt 1.80, 1.—
- Grimms Kinder** und Hausmärchen, herausg. v. Paul Ernst. Geb. statt 10.50, 6.—
- Hamjun, R.**, Schwärmer. Geb. statt 2.80, 1.80
- Hartleben, Otto Erich**, Die Serenyl. Zwei Novellen. Statt 1.20, — 70
- Heer, J. C.**, Da träumen sie von Lieb' und Glück! Geb. statt 3.15, 2.—

*) Die beiden früheren Verzeichnisse waren in Heft 11 und 12 der Deutschen Monatschrift abgedruckt, Separatabzüge davon stehen gern zur Verfügung.

Hegeler, Wilh., Das Aergerniß.
Geb. statt 3.50, 2.20

— Des Königs Erziehung. Statt 1.70, 1.—

— Die frohe Botschaft. Statt 3.50, 2.40

Heiberg, S., Apotheker Heinrich
Geb. statt 2.80, 2.10

Herz, Wilhelm, Tristan und Isolde.
Statt 3.90, 2.—

Hesse, Hermann, Hermann Lauscher.
Geb. statt 2.10, 1.20

Hjortø, Knud, Zwei Welten. Roman.
Statt 1.80, 1.30

Hohrath, Clara, Das Lied des Meeres.
Statt 2.70, 1.80

Hölderlin, Friedrich, Hyperion. Mit Einleitung und Auswahl seiner Briefe.
Statt 5.40, 2.50

Heine-Brevier, von H. Holzschuber.
Geb. statt 2.80, 1.80

Huch, Ricarda, Der Kampf um Rom.
Statt 3.—, 1.80

— Das Risorgimento. Geb. statt 3.50, 2.10

Janfon, Gustaf, Lügen. Geschichten vom Kriege.
Statt 2.10, 1.50

„**Jduna**“, Weimarisches Taschenbuch auf 1903.
Geb. statt 1.40, —.40

Kläff, Dr. C., Der Malaiische Reineke Fuchs.
Statt 2.40, 1.60

Kleist-Brevier, von Wilh. Herzog.
Geb. statt 2.80, 1.40

Kopisch, Aug., Allerlei Geister.
Kart. statt 1.80, 1.20, geb. statt 3.15, 1.70

Krag, Wandersmann. Geb. statt 2.80, 1.20

— Meister Magius. Geb. statt 2.80, 1.80

Kriminal und Detektiv Romane: **L h e d e n**
die zweite Buff. Statt —.90, —.60

K o h l r a u s c h, Eine Affentomödie.
Statt 1.20, —.80

Kälpe, Frances, An der Wolga.
Statt 1.20, —.70, geb. statt 2.10, 1.10

Kyber, C. M., Coeur-Us. Geb. statt 2.10, 1.20

Levegow, C. von, Anna, Ein Kind der Zeit im Kampfe des Lebens. Geb. statt 1.75, 1.20

Lenert, Meinrad, Die Wildeute. Erzählungen.
Statt 3.50, 2.—

— Bergspiegel. Geb. statt 2.80, 1.40

Lilencron, Detlev von, Der Mäcen.
Statt 1.20, —.80, geb. statt 2.10, 1.20

Lilencron, Rochus von, Wie man in Arnswald Musik macht. Geb. statt 2.90, 1.80

Lilienthal, Erich, Meyer und Müller. Zeitgemäße Missionsfahrten. Statt 1.20, —.50

Mahnert, Ludwig, Die Hungerglocke.
Statt 1.80, 1.40

Mann, S., Die Rückkehr vom Hades.
Geb. statt 3.50, 1.50

Mauthner, Fr., Die böhmische Handschrift.
Statt 1.80, —.80

Manzoni, Alessandro, Die Brautleute.
Geb. statt 7.—, 3.—

Mereschkowski, Dmitri, Der Anmarsch des Böbels. Statt 2.10, 1.—, geb. statt 2.45, 1.50

Michaelis-Stangeland, Karin, Das Buch von der Liebe. Geb. statt 2.45, 1.50

Moeschlin, F., Die Königshimeds.
Geb. statt 3.85, 1.80

Münch, W., Der Schneider von Breslau und andere Geschichten. Geb. statt 2.45, 1.20

Miese, Charlotte, Reisezeit. Erzählung.
Geb. statt 2.10, 1.40

Das Peinliche Gericht. Geb. statt 2.10, 1.50

Gurgalus und Lukrezia, Aus dem Lateinischen des Aeneas Sylvius Piccolomini übertragen von Konrad Falke. Statt 3.—, 1.50

Presber, Rudolf, Der Tag von Damaskus.
Statt 1.80, 1.20

Prévost, Marcel, Flirt. Statt 1.20, —.50

Rofegger, Peter, Heimgärtners Tagebuch.
Statt 2.40, 1.80

— Waldheimat. Geb. statt 2.80, 2.—

— Die beiden Hänse. Statt 3.50, 2.40

Sallet, Friedrich von, Kontraste und Paradoxen. Statt 3.15, 2.—

Sbornif, Russische Geschichten und Satiren. Überfetzt und herausgegeben von W. H e n d e l. 2 Bde. Statt —.90, —.60

Schaffner, Fr., Die goldene Frage.
Geb. statt 3.50, 2.30

Scheerbart, Paul, Australe Novellen.
Statt 1.80, 1.—

Scherr, Johannes, Nemesis. St. —.60, —.40

Schlag, Joh., Miese, Roman eines freien Weibes. Geb. statt 3.10, 2.40

Schmitthener, Adolf, Das deutsche Herz.
Statt 3.50, 2.—

Schmig, Oscar, Lothar oder Untergang einer Kindheit. Statt 1.80, 1.20

Söhle, Karl, Musikanten und Sonderlinge.
Statt 1.50, 1.10

— Schummerstunde. Bilder u. Gestalten aus der Lindeburger Heide. Geb. statt 2.80, 1.40

Sohnrey, S., Verschworen-Verloren.
Geb. statt 2.80, 1.80

— Grete Lenz. Geb. statt 3.50, 2.50

Speckmann, D., Herzensheilige. Et. 2.80, 1.80

Sperl, Aug., Der Ratshreiber von Landshut.
Geb. statt 2.80, 1.50

Spielhagen, Fr., Sturmflut. Statt 2.80, 2.—

— Problematische Naturen. 2 Bde.
Geb. statt 5.60, 4.—

— Was will das werden? Geb. statt 2.80, 1.80

Stern, Maurice R. von, Gesammelte Erzählungen. Geb. statt 3.50, 2.20

Stifter, A., Die Narrenburg.
Kart. statt —.70, —.40

— Der Hagestolz. Kart. statt —.70, —.40

— Abbias. Kart. statt —.70, —.40

— Brigitta. Kart. statt —.70, —.40

Stilgebauer, C., Harry. Statt 2.80, 1.60

Stinde, Jul., Familie Buchholz I.
Geb. statt 3.15, 2.—

Statt 3.15, 2.—

Storm, Th., Geschichten aus der Sonne.
Geb. statt 3.50, 2.20
— Die Söhne des Senators. Geb. ft. 2.10, 1.40
— Auf der Universität. Geb. statt 2.10, 1.20
Strauß, Emil, Hans und Grete. Novellen.
Statt 2.10, 1.40
Strauß, Viktor von, Mitteilungen aus den
Alten betreffend den Zigeuner *Zuvia*
Panti. Geb. statt 1.75, —.80
Strindberg, A., Schwedische Schicksale und
Abenteuer. Geb. statt 3.85, 2.50
— Herren des Meeres. Novellen.
Statt —.60, —.40
— Die Heger. Statt —.60, —.40
Sudermann, S., Das Hohe Lied.
Statt 3.—, 2.—, geb. statt 4.50, 2.70
Suvorin, Aleksi, Am Ende des Jahrhun-
derts. Roman. 2 Bde. Statt 2.70, 1.80
Thoma, Ludwig, Der Wittiber.
Geb. statt 3.85, 2.70
— Die Hochzeit. Geb. statt 2.10, 1.20
Tilker, Claude, Mein Onkel Benjamin.
Geb. statt 4.20, 2.10
Turgenev, Iwan, Frühlingswogen, Roman.
Statt —.90, —.50
— Der Steppenjunker, Erzählung.
Statt —.60, —.30
— Dunst, Roman. Statt —.30, —.15
Markt, Iwan, Im Gold und Silberland.
Geb. statt 2.80, 2.—
— Querkopf Wilson. Geb. statt 2.10, 1.40
— Reise um die Welt. II. Abteilung.
Statt 1.20, —.60
— Auf dem Mississippi. Geb. statt 2.80, 1.80
— Adams Tagebuch. Geb. statt 2.10, 1.40
— Skizzenbuch. Statt 1.80, —.70
Viebig, C., Der Kampf um den Mann.
Statt 1.20, —.70
Villiers de l'Isle Adam, *Jfis*.
Geb. statt 3.85, 2.—
Wagner, S., Das Lächeln Mariae.
Statt 2.40, 1.60
Wegener, G., Im steinernen Meer.
Geb. statt 3.60, 2.40
Werder, Hans, Tiefer als der Tag gedacht.
Geb. statt 3.50, 2.—
Wereschagin, W. W., Der Kriegerkorrespondent.
Erzählung aus dem russisch-türkischen Krieg.
Statt 1.20, —.80
Wette, Hermann, Jost Knost. Der Herkules
von Latop. Geb. statt 3.50, 2.—
— Spötkritiker. Geb. statt 3.50, 2.—
Wichert, C., Nur ein Jude! Das Grund-
stück. Neue litauische Geschichten.
Statt 1.80, —.50
Wichert, C., Aus verstreuter Saat.
Statt 1.80, —.40
Wied, G., Lanzmäuse. Geb. statt 3.50, 2.—
— Bilderbuch. Statt —.36, —.10
Wilde, Oscar, Das Bildnis des Dorian
Gray. Geb. statt 3.15, 2.20
Wildenbruch, Ernst von, Semiramis.
Kart. statt 2.10, 1.—

Wildenbruch, Ernst von, Francesca v. Ri-
mini. Kart. ft. 1.50, —.90, geb. statt 2.10, 1.20
Worms, Carl, Überschwemmung. Eine bal-
tische Geschichte. Statt 1.50, 1.—
Geb. statt 2.45, 1.60
Zola, E., Zusammenbruch. Geb. statt 2.10, 1.60

B. Gedichte.

Arnim-Brentano, Des Knaben Wunderhorn.
Geb. statt 1.40, —.90
Avenarius, F., Wandern und Werden.
Geb. statt 2.80, 1.50
Benzmann, S., Deutschlands Lyrik. Das
Zeitalter d. Romantik. Statt 3.—, 1.80
Geb. in Led. statt 6.—, 3.—
Bern, Maximilian, Deutsche Lyrik seit
Goethes Tod bis auf unsere Tage.
Statt 1.08, —.80
Beutler, Margarete, Leb' wohl Böheme.
Geb. statt 2.10, 1.—
Bodenstedt, Mirza-Schaffy. (Volksausgabe.)
Geb. statt 1.40, —.70
— Neue Schmal-Format-Laschenaus.
Geb. statt 2.10, —.90
Brentanos, Gedichte. Ausgewählt von S.
Lodsen. Statt 1.20, —.70
Busse, Carl, Neuere Deutsche Lyrik.
Geb. statt 2.10, 1.20
Chamisso, A. von, Lebenslieder und Bilder.
Ill. v. Paul Thumann. Geb. statt 4.20, 1.40
Dantendorf, Max, Bänkelsang vom Balzer
auf der Balz. Statt 1.80, —.80
Ewers, S., Henry, M., Joli Tambour! Das
französische Volkslied. Statt 2.40, 1.80
Geibel, Emanuel, Juniuslieder.
Geb. statt 3.50, 2.40
Goethe, Briefgedichte des jungen Goethe.
Kart. statt 1.95, 1.40, geb. statt 2.65, 1.80
Hacken, Alexander, Wo findet die Seele, die
Heimat, die Ruh? Geb. statt 1.80, —.90
Hartleben, Otto Erich, Ausgewählte Werke.
Bd. I. Gedichte. Geb. statt 2.45, 1.60
Jacobowski, Ludwig, Aus deutscher Seele.
Ein Buch Volkslieder. Statt 1.50, —.90
— Vom dunkeln und lichten Leben.
Statt —.70, —.40
Kordes, Johannes, Gedichte.
Geb. statt 1.75, —.60
Kothe, Rob., Trabe. Köflein, trabe.
Geb. statt 1.40, —.70
Lenz, J. M. R., Ausgewählte Gedichte.
Geb. statt 2.80, 2.—
Lieder und Bilder, für Jung und Alt.
Geb. statt 1.40, —.70
Meyer, Richard M., Deutsche Parodien.
Geb. statt 1.40, —.80
De-Nora, A., Ruheloses Herz. Gedichte.
Geb. statt 2.45, 1.50
Schanz, F., Kinderlieder. Geb. statt 1.75, 1.—
Scholz, Wilh., von, Deutsches Balladenbuch.
Geb. statt 3.50, 2.40

- Seeberg, Woldemar**, O, Komm zu mir.
Statt 1.20, —.60
- Souvenir**, Lieder der Freundschaft u. Liebe.
Geb. statt 2.10, 1.20
- Stern, Maurice Reinhold von**, Abendlicht.
Geb. statt 1.40, —.70
- Donner und Lerche. Statt 1.10, —.70
- Wildfeuer. Geb. statt 2.10, 1.20
- Vogeler, Heinrich**, Dir. Gedichte 4^o.
Geb. statt 7.—, 3.50
- Wunderhorn, Neues**, Die schönsten deutschen
Volkslieder mit Bildern von F. Staffen etc.
Geb. statt 1.40, —.90

C. Dramen.

- Bormann, Ed.**, Ut de Franzosentid. Nach
Reuter dramatisiert. Geb. statt 2.10, —.80
- Bormann, Edwin**, Der Probefuß und an-
dere Lustspiele. Geb. statt 1.40, —.50
- Eulenberg, H.**, Münchhausen, Leidenschaft,
Kurt von d. Kreith. Statt 2.40, 1.80
Geb. statt 3.50, 2.50
- Zeitwende. Statt 1.50, 1.10
Geb. statt 2.45, 1.80
- Hartleben, Otto Erich**, Ausgewählte Werke.
Bd. 3: Dramen. Geb. statt 2.45, 1.80
- Hauptmann, G.**, Griselda. Geb. statt 2.80, 1.80
- College Crampton. Statt 1.20, —.80
- Der rote Fahn. Statt 1.50, —.90
- Der arme Heinrich. Statt 2.10, 1.20
Geb. statt 3.50, 1.60
- Die Jungfern vom Bischofsberg.
Statt 1.80, —.90, geb. statt 2.80, 1.30
- Die Ratten. Geb. statt 2.80, 1.40
- Rose Bernd. Geb. statt 2.45, 1.—
- Vor Sonnenaufgang. Statt 1.20, —.80
- Hofmannsthal, Hugo von**, Der Abenteuer
und die Sängerin. Statt 1.80, 1.—
- Kleine Dramen. Statt 2.40, 1.80
- Die Hochzeit der Sobeide. Statt 1.20, —.80
- Die Frau am Fenster. Statt —.60, —.40
- Der Rosenkavalier. Geb. statt 2.10, 1.40
- Hölberlin**, Der Tod des Empedokles.
Statt 1.20, —.40
- Holz, A.**, Sozialapostrophen. Statt 1.20, —.70
- Ibsen, Henrik**, Sämtliche Werke, herausg.
von Georg Brandes, Julius
Elias u. Paul Schlenker. Bd. II.
III. V. VI. apart. Geb. statt 3.50, 1.20
- Lenz, Jak. Mich. Reinh.**, Gesammelte Schrif-
ten. Bd. II: apart. Die Lustspiele nach dem
Plautus. Der neue Menoza. (Müller.)
Geb. statt 7.—, 3.50
- Gesammelte Werke. Bd. I. apart. Dra-
men. Geb. in Leder ft. 5.25, 2.50
- Sillencron, Detlev von**, Dramen.
Geb. statt 2.10, 1.20
- Syra, Adolf**, Es werde Gott. Statt 1.80, —.40
- Nansen, P.**, Theater. Geb. statt 3.15, 1.50
- Presber, Rudolf**, Die Dame mit den Lilien.
Statt 1.50, —.90

- Sudermann, H.**, Stein unter Steinen.
Statt 1.20, —.60
- Tolstoj, Alexej Graf**, Zar Feodor Joanno-
witsch. Statt 1.80, 1.20
- Wedekind, Frank**, Dasha. Statt 1.80, 1.20
- Der Stein der Weisen. Statt —.96, —.70
- Wendliner, Richard**, Künstler. St. 1.80, —.90
- Widmann, Josef Victor**, Moderne Antiken.
Statt 2.40, 1.80, geb. statt 3.50, 2.50
- Wildenbruch, E. von**, Harold. St. 1.20, —.60
- Der Fürst von Ferone. Statt 1.20, —.60
- König Laurin. Statt 1.20, —.60
- Die Lieder des Euripides. Schauspiel.
Statt 1.20, —.60
- Der Junge von Hennersdorf.
Geb. statt 1.10, —.70

D. Klassiker.

- Aristophanes' Werke**, überfetzt von Ludw.
Seeger. 3 Bde. in Leinen. Geb. st. 2.10, 1.—
- Aeschylus' ausgew. Dramen**. St. —.70, —.40
- Chamisso, Adalb. von**, Sämtliche Werke.
Geb. statt 2.45, —.80
- Bd. 3 apart: Reise um die Welt.
Geb. statt 1.40, —.60
- Eichendorff, J. Freiherr von**, Werke. 4
Bde. in 2 Bde. geb. statt 2.45, 1.20
- Werke, herausg. von Rich. Diege. 2 Bde.
Geb. statt 2.80, 1.80
- Eckermann, J. P.**, Gespräche mit Goethe in
den letzten Jahren seines Lebens. (Hesse.)
Geb. statt 1.25, —.80
- Gellerts Dichtungen**, herausg. v. A. Schul-
terus. Geb. statt 1.40, —.90
- Goethes sämtliche Werke** in 12 Bden. Stark
vergilbt. Geb. statt 14.—, 6.—
- Sämtliche Werke. Jubil.-Ausg. 34. Bd.
Schrift. z. Kunst. 2. Teil. Geb. st. 1.40, —.50
- Werke, herausg. von Prof. Dr. R. Heine-
mann. Bd. 14: Italienische Reise I.
Geb. statt 1.40, —.50
- Grabbes Werke**, herausg. v. Dr. A. Franz u.
Dr. P. Jaunert. 3 Bde. Geb. statt 4.20, 2.80
- Gutzkow, R.**, Meisterdramen.
Geb. statt 2.10, 1.40
- Hauffs Werke**, herausg. v. M. Wendheim.
4 Bde. Geb. statt 5.60, 3.—
- Hebbels sämtliche Werke**, herausg. von Ad.
Bartels. Gr. 8^o. Geb. statt 2.80, 1.80
- Sämtliche Werke. 1. Bd.: Dramen I.
1841—1847. Geb. statt 2.45, 1.50
- Molière's Charakter-Komödien**. Aus dem
Franz. v. A. Laun. Geb. statt 1.25, —.80
- Mörke**, Gesammelte Schriften. Volksaus-
gabe. 2 Bde. Geb. statt 3.50, 2.50
- Raimund's sämtliche Werke** in 3 Teilen.
Geb. statt 1.10, —.60
- Rückerts Werke**, herausg. v. E. Herzog.
3 Bde. Geb. statt 4.20, 3.—
- Schillers Werke**. Neue illustrierte Ausgabe,
in 2 Bänden. Geb. statt 4.90, 3.—

- Simrocks** ausgewählte Werke, 12 Teile in 4 Bden. Geb. statt 5.60, 3.20
Tiecks Werke, herausgegeben von G. E. Klee. 3 Bde. Geb. statt 4.20, 2.80
Wieland, Ausgewählte Werke. (Insel-Bg.) 3 Bde. Geb. in Leder statt 10.50, —.7

E. Biographien.

- Alexis, Willibald**, Erinnerungen. Statt 1.80, —.90
Arndt, Ernst Moritz, Leben, Thaten und Meinungen. Geb. statt 1.75, 1.20
Bode, Wilhelm, Damals in Weimar. 4^o. Geb. statt 2.80, 1.80
Brahms, Johannes, 1833—1862, von M. Kalbeck. Bd. 1. Statt 6.—, 2.50
Busch, Wilh., von Hermann, Adolf u. Otto Rildike. Geb. statt 7.—, 4.50
 — von Rich. Schackal. Geb. ft. 1.05, —.70
Dalton, S., Petersburger Federzeichnungen. Statt 1.80, —.90
Dehmel, Richard, von Gustav Rühl. Geb. statt 1.05, —.70
Ebers, G., Die Geschichte meines Lebens. Geb. statt 7.—, 1.80
Enea, Silvio, Piccolomini, Briefe. Geb. statt 5.—, 3.—
Erinnerungen eines alten Estländers. Statt 1.35, —.60
Fried, Oskar, Sein Werden und Schaffen, von Paul Bekker. Statt —.60, —.30
Ganghofer, L., Lebenslauf eines Optikers: Das Buch der Freiheit. Statt 2.70, 1.70
Goethes Briefe an Charlotte v. Stein. 3 Bde. Geb. statt 8.40, 5.40
 — über Freunde und Feinde. Zwei Kapitel aus „Goethes Lebenskunst“ von Wilh. Bode. Statt —.60, —.40
 — Aus Goethes Tagebüchern. Ausgew. u. eingeleit. von Hans Gerh. Gräf. Kart. statt 1.40, —.80
 — Goethe in der Epoche seiner Vollendung. 1805—1832. Versuch ein. Darstellung, seine Denkweise u. Weltbetracht. v. Dr. Otto Sarnack. Geb. statt 4.20, 3.—
Göh von Berlichingen, Leben, Fehden und Händel. Durch ihn selbst beschrieben. Statt 1.50, —.90, geb. statt 2.45, 1.40
Hartleben, Otto Erich, Briefe an Freunde. Hrsg. u. eingeleit. v. Fr. Heitmueller. Geb. statt 3.50, 2.—
Ibsenbuch, Das, Ibsen in seinen Werken, Briefen, Reden und Aufsätzen. Hrsg. v. Hans Landsberg. Statt 1.20, —.70
Joachim, Joseph, von R. Storch. Statt —.60, —.30
Jordan, Wilh., von Maurice Reinhold v. Stern. Statt 1.20, —.50
Josef II., Briefe eines Kaisers an seine Mutter und Geschwister von Dr. D. Kracl. Statt 1.80, 1.20, geb. statt 3.15, 2.—

- Dr. Martin Luther**, der deutsche Reformator, von Gustav König 4^o. Geb. statt 1.40, —.80
Lutherbriefe. Martin Luther als Mensch in seinen Briefen. Mit zwei bisher unbekanntem und unveröffentlichten Bildnissen von M. Luther und Melancthon. Geb. statt 2.10, 1.50
Mendelssohn-Bartholdy, Felix, von E. Wolff. (Aus: Berühmte Musiker. XVII.) Geb. statt 2.80, 1.80
Wolfgang Amade Mozart, Gedenkrede, von R. Beer-Hofmann. 4^o. Statt 1.50, —.40
Ostwald, Wilh., Große Männer. Statt 8.40, 6.—
Wilhelm Raabe, Sieben Kapitel zum Verständnis und zur Würdigung des Dichters von Wilh. Brandes. Statt 1.20, —.60
Roussseau, J. J., Briefe. In Auswahl, herausgegeben von Fr. M. Kircheisen. Geb. statt 1.75, 1.—
Schiller, von Fr. Lienhard. Kart. statt 1.05, —.70
 — Sein Leben und Schaffen. Dem deutschen Volke erzählt von A. Ludwig. Geb. statt 4.20, 3.—
Schleiermacher, Aus Schleiermachers Hause. Jugenderinnerungen seines Stiefsohnes E. von Willich. Geb. statt 2.95, 2.—
Schumann, Rob., von S. Albert. (Berühmte Musiker.) Geb. statt 2.80, 1.80
Schurz, Carl, Lebenserinnerungen. 1. Band, bis zum Jahre 1852. Volksausgabe. Statt 1.50, —.90
Spitteler, Carl, Meine Beziehungen zu Nietzsche. Statt —.60, —.30
Tschadow, Anton, von A. E. Wolynski. Autorisierte Übersetzung von J. Melnik. Statt —.60, —.30
Yelin, In Rußland 1812. Aus dem Tagebuch des württembergischen Offiziers von Yelin. Statt 1.20, —.90
Wagner, Richard, Bayreuther Briefe (1871 bis 1883). Geb. statt 4.20, 2.—
Deutsches Zeitgenossenlexikon, Biographisches Handbuch deutscher Männer und Frauen der Gegenwart. Geb. ft. 8.40, 4.80

F. Kunst.

- Die Ausstellung München 1908**. Eine Denkschrift mit zahlreichen Abbildungen. 4^o. Geb. statt 7.—, 3.—
Bauer, C., Ästhetik des Lichts. St. 2.70, 1.40
Benirschke, M., Buchschmuck und Flächenmuster. 4^o. In Mappe statt 7.—, 3.—
Bernhardt, Dr., Medaillen und Plaketten. Geb. statt 4.20, 2.80
Beyer, C., Moderne Fassaden-Ornamente 20 Tafeln. 4^o. In Mappe statt 7.35, 2.50

- Bode, Dr. W.**, Geschichte der Deutschen Plastik. 4^o. Geb. statt 16.80, 6.—
- Benvenuto Cellini**, Das Leben des. 2. Bde. Geb. statt 8.40, 5.80
- Brandt, R.**, Die Renaissance in Florenz und Rom. Geb. statt 4.20, 3.—
- Cézanne, Paul**, von Jul. Meier-Gräfe. Geb. statt 2.10, 1.40
- Cranach, Lukas**, von W. Worringer. Geb. statt 3.50, 1.80
- Danzig**, von H. Lindner. (Berühmte Kunststätten.) Kart. statt 2.10, 1.50
- Döring, D.**, Braunschweig. (Berühmte Kunststätten.) Kart. statt 1.80, 1.—
- Dubovich, M.**, Corso. Album. 4^o. Geb. statt 5.25, 3.—
- Van Dyck**, (Meisterbilder in Farben.) Geb. statt 1.40, —.80
- Falke, J. von**, Geschichte des Deutschen Kunstgewerbes. 4^o. Geb. statt 10.50, 4.50
- Fuchs, Gg.**, Deutsche Form. Geb. st. 5.25, 2.50
- Gebel, A.**, 354 Spruch-Bänder für das Kunstgewerbe aus alter und neuer Zeit. 4^o. In Mappe statt 3.15, 1.20
- Goldschmidt, Thora**, Bildertafel für den Unterricht im Italienischen. 4^o. Geb. statt 1.75, 1.—
- Graul, Richard**, Bilderatlas z. Einführung in d. Kunstgeschichte. 4^o. Geb. statt 2.50, 1.50
- Grünwald-Mappe**, 4^o. (Kunstwart-Mappe.) Statt 1.75, —.75
- Hals, Franz**, von H. Knackfuß. Mit 40 Abbild. (Knackfuß-Monograph.) Geb. statt 1.40, —.80
- Hals, Franz**, (Meisterbilder in Farben.) Statt 1.40, —.60
- Harunobu, v. Dr. J. Kurth**. Geb. st. 2.80, 1.80
- Hausenstein, W.**, Nofoko. Statt 2.40, 1.80
- Heidrich, Ernst**, Die Altdeutsche Malerei. Kart. statt 4.20, 2.80
- Hellmuth, Leonh.**, Moderne Pflanzenornamente. Vorlagen f. Freihandzeichnen. 4^o. In Mappe statt 7.30, 2.50
- Hogarth, William**, von Jul. Meier-Gräfe. Geb. statt 3.50, 1.80
- The Home Arts Selfs Teacher**. Statt 5.20, 2.—
- Jahrbuch**, der Bilder und Kunstblätterpreise. Bb. 1. Statt 7.—, 3.50
- Janitschek, Dr. S.**, Geschichte der Deutschen Malerei. 4^o. Geb. statt 23.80, 10.—
- Jaenicke, Fr.**, Handbuch d. Porzellan-, Steingut- und Fayence-Malerei über und unter Glasur. Statt 3.10, 1.50
- Israels, Joseph**, von Fr. i k S t a h l. Geb. statt 2.10, 1.40
- Israels, Josef**, von M. Liebermann. Geb. statt 1.40, —.80
- Die Kleinmeister**, von H. W. Singer. (Künstler-Mon.) Mit 114 Abbild. Geb. statt 2.10, 1.50
- Klimsch's Jahrbuch**, Bb. II. 1904. Technische Abhandlungen und Berichte über Neuheiten aus dem Gesamtgebiet der Graph. Künste. Geb. statt 4.20, 2.— — Bb. IV. 1903. Geb. statt 3.50, 2.60
- Konewka, P.**, Ein Sommernachtstraum. Statt 1.40, —.70
- Koepen**, Die moderne Malerei in Deutschland. Mit 136 Abbild. Geb. statt 2.80, 1.40
- Kreuzer, Ed.**, Farben-Ordner. Patent. Farbentafel z. Zusammenstellung harmonisch wirkender Farben. 4^o Statt —.70, —.35
- Kunst und Leben**, Künstl. Abreiszkalender. Statt 2.10, 1.—
- Lange, R.**, Das Wesen der künstl. Erziehung. Statt —.60, —.40
- Alb, Langen**, Verzeichnis des Kunstverlages in München, reich. illustr. Statt —.60 —.20
- Leven, Billy**, Vom Kulturgefühl. Statt —.48, —.20
- Lichtward, A.**, Vom Arbeitsfeld des Dilettantismus. Statt —.72, —.45 — Der Deutsche d. Zukunft. Kart. st. 3.50, 1.80
- Liebermann, Ernst**, Aus deutscher Märchenwelt. 10 Zeichnungen. 4^o. Statt 1.40, —.90
- Lühow, Dr. C. von**, Geschichte des deutschen Kupferstiches und Holzschnittes. Geb. statt 13.30, 6.—
- Melhop, W.**, Alt-Hamburgische Bauweise. Kurze geschichtl. Entwicklung d. Baustile in Hamburg. (Die ersten 16 Seiten fehlen.) Statt 9.60, 3.—
- Meunier, Constantin**, von W a l t h e r G e n s e l. Mit 46 Abbild. Geb. statt 1.40, —.80
- Mühlke, Karl**, Von Nordischer Volkskunst. Statt 3.—, 1.60
- Münchener Jahrbuch**, der bildenden Kunst, 1909 I. Halbband. Statt 5.70, 2.—
- Muthesius, Hermann**, Die Einheit der Architektur. Statt —.90, —.50
- Muthesius, H.**, Landhäuser. Mit 294 Abbildungen u. Plänen ausgeführter Bauten mit Erläuterungen des Architekten. 4^o. Geb. statt 10.50, 6.50
- Pastor, W.**, Jahrbuch der bildenden Kunst 1909/10. VIII. Jahrg. Geb. statt 4.20, 2.—
- Die Quelle**, herausg. von Martin Gerlach: Allerlei Gedanken in Bignettenform von E. D. Czekha. 4^o. In Mappe statt 11.70, 4.—
- Reichhold, Karl**, Meisterzeichnungen deutscher Künstler. Geb. statt 3.50, 2.40
- Rein, Berth.**, Der Brunnen im Volksleben, illustr. Geb. statt 2.80, 1.80
- Italienische Renaissance-Gewänder** umgestaltet für die neue Frauentracht. 2 Hefte. In Mappe statt 2.10, 1.40
- Schilling, J.**, Künstlerische Sehstudien. Kart. statt 1.80, 1.—
- Schmäser, Gg.**, Gothische Ornamente. Aufnahmen und Entwürfe. 36 Tafeln. 4^o. Statt 14.—, 4.50
- Schulz, Dr. A.**, Allg. Kunstgeschichte der Renaissance. 2 Bde. Mit 732 Abbild. in Text. Statt 23.—, 7.—

- Schwind, M. v.**, Aschenbrödel. Romantisches Märchen. [Kunstwart-Mappe.]
Fol. statt 1.40, —.60
- Die schöne Melusine. Kunstwart-Mappe.
Statt 1.40, —.70
- Das Märchen von den sieben Raben. 4^o.
Statt 1.05, —.70
- Soest, von H. Schmiß.** (Ver. Kunststätten.)
Geb. statt 2.10, 1.—
- Steinhausen, Wilhelm,** Die Bergpredigt.
Kunstwart-Mappe. Statt 1.05, —.70
- Stord, Dr. R.,** Der Lanz. Mit 150 Abbild.
Geb. statt 2.10, 1.40
- Strasbourg, von F. Leitsch u. h.** (Berühmte Kunststätten.)
Statt 2.80, 1.20
- Stumpf, Wilh.,** Waldgeister. 10 Zeichnungen.
4^o. In Mappe statt 1.40, —.80
- Thoma, Hans,** und seine Kunst fürs Volk
von Dr. M. Spanier. Geb. statt 1.40, —.70
- Trier, von Otto von Schleinig.** (Ver.
Kunststätten.) Geb. statt 2.80, 1.40
- Philipp Witt,** von M. Spahn. Mit 92
Abbild. Geb. statt 2.10, 1.40
- Weibliche Grazie,** 20 Malerische Altstudien.
Antiq. 1.20
Statt 4.20, 3.—
- Welti-Mappe.** 4^o. Statt 4.20, 3.—
- Wickenhagen, C.,** Leitfaden f. d. Unterricht
in d. Kunstgeschichte. Geb. statt 2.60, 1.80
- Wölflin, H.,** Die Klassische Kunst.
Geb. statt 7.—, 3.50
- Württembergischer Ernst,** Alemannische Bild-
nisse. 10 Zeichnungen. 4^o.
In Mappe statt 2.10, 1.—

G. Literatur und Sprachen.

- Blütenkranz des heiligen Franciscus von
Assisi.** Statt 5.60, 3.80
- Bartels, Ab.,** Geschichte der deutschen Lite-
ratur. 2 Bde. Statt 6.—, 4.—
- Bandelatre, Ch.,** von A. Holtzger.
In Berg. geb. statt 2.10, 1.20
- Bennewitz, Dr. A.,** Englisch-deutsche Kon-
versationschule für den Kaufmann I: 50
leichtere Gespräche. Statt 1.20, —.50
- Benz, Richard,** Alte deutsche Legenden. 4^o.
Statt 2.70, 1.70, geb. statt 3.85, 2.50
- Blei,** Fünf Silhouetten in einem Rahmen.
In Berg. geb. statt 2.10, 1.—
- Brahms, Joh.,** Des jungen Kreislers Schag-
kästlein. Aussprüche von Dichtern, Philo-
sophen und Künstlern. Statt 2.45, 1.50
- Braunewetter, Ernst,** Finnland im Bilde
seiner Dichtung und seine Dichter.
Statt 3.—, 1.20
- Edda, Die,** die ältere und jüngere, nebst
mythischen Erzählungen der Skalda über-
setzt v. R. Simrock. (Gebraucht.)
Geb. statt 5.40, 2.—
- Engel, Ed.,** Das jüngste Deutschland.
Statt —.72, —.45

- Erbe, R.,** Wörterbuch der deutschen Recht-
schreibung. Geb. statt 1.12 —.70,
- Fontane, Theodor, von Ettlinger.**
Geb. statt 2.10, 1.20
- Foerster, Prof. Wilh.,** Lebensfragen und
Lebensbilder. Sozialethische Betrachtungen.
Statt 1.20, —.25
- Gansberg, Fritz,** Demokratische Pädagogik.
Geb. statt 2.65, 1.60
- Gesundbrunnen 1904.** Geb. statt —.70, —.30
- Glanz, Dr. G.,** Französische Unterrichtsbriefe
für das Selbststudium. Statt 4.50, 1.20
- Gortt, Maxim,** von H. Ostwald.
In Berg. geb. statt 2.10, 1.20
- Goethe-Galerie** von W. von Kaulbach.
Geb. statt 14.—, 8.—
- Goethe-Kalender** für 1913, mit farbigen
Illustrationen. 4^o. Statt 3.30, 1.50
- Goethe-Kalender** auf das Jahr 1914. Mit
15 Tafeln. Herausgegeben von C. Schüb-
dekopf. Geb. statt 3.50, 2.—
- Goethes Sprüche** in Prosa. Maximen und
Reflexionen. Hrsg. v. Herm. Krüger-
Westend. Kart. statt 1.40, —.90
- Sprüche in Reimen. Zahme Feinden und
Zweifeln. Hrsg. v. Max Hecker.
Kart. statt 1.40, —.90
- Der Volks-Goethe. Von Herm. Krüger-
Westend. Statt —.60, —.40
- Goethezeit, Die,** in Silhouetten. Von Dr.
H. T. Kroeber. 4^o. Statt 7.—, 4.20
- Harnack, Otto,** Der deutsche Klassizismus im
Zeitalter Goethes. Statt 1.20, —.70
- Hartwich, Otto,** Kulturwerte aus der moder-
nen Literatur. Geb. statt 4.20, 2.50
- Hausser, Otto,** Das Drama des Auslands
seit 1800. Statt 1.20, —.70
- Gerhardt Hauptmann, von G. Hecht.**
Statt 1.10, —.70
- Hofmannsthal, Hugo von, Grete Wiesenthal**
in „Amor und Psyche“ und „Das fremde
Mädchen.“ Statt —.60, —.30
- Houben, Dr. H. H.,** Jungdeutscher Sturm
und Drang. Geb. statt 8.40, 5.80
- Insel-Almanach 1909, 1913, 1914.**
Statt —.30, —.15
- Jacoby, G.,** Herder als Faust. Statt 5.40, 3.20
- Kaltschmidt, Dr. J.,** Deutsches Wörterbuch.
Geb. statt 5.25, 2.80
- Keller, Gottfried, von G. Stöhl.**
Geb. statt 1.40, —.80
- Kerner, Th.,** Das Kernerhaus und seine
Gäste. Statt 2.40, 1.—
- Kienzl, Hermann,** Die Bühne, ein Echo der
Zeit. (1905—1907.) Statt 3.90, 2.—
- Langenscheidts Sach-Wörterbücher: Land und
Leute in Italien.** Geb. statt 2.10, 1.50
- Land und Leute in Spanien.
Geb. statt 2.10, 1.20
- Lenau, Ein Kampf ums Licht.** Briefe, Auf-
zeichnungen und Gedichte.
Kart. statt 1.08, —.80, geb. statt 2.10, 1.50

- Zubinski, Samuel**, Holz und Schlaf. Ein zweifelhaftes Kapitel Literaturgeschichte.
Statt —60, —30
- Luther, Dr. A.**, Jesus und Judas in der Dichtung.
Statt —60, —30
- Maerkel, Prof. Dr. P.**, Der Kulturwert des Russischen.
—40
- Martersteig, Max**, Die ethische Aufgabe der Schaubühne.
Statt —60, —30
- Menck, Dr. C.**, Konversations-Lexikon der Theater-Literatur.
Geb. statt 2.80, —60
- Moritz, R.**, Neue Theaterkultur.
Statt —48, —20
- Petrow, G. S.**, Rußlands Dichter und Schriftsteller.
Geb. statt 1.80, 1.20
- Pochhammer, Paul**, Ein Dantekranz aus hundert Blättern. 4^o. Der Berg der Läuterung.
Statt 2.40, 1.60
- Rustin, John**, Die Kunst zu lesen. Arbeit.
Statt —60, —40
- Widmungen zur Feier des siebenzigsten Geburtstages Ferdinand von Saar's.**
Geb. statt 3.50, 2.—
- Sanders, Dr. Daniel**, Wörterbuch der deutschen Sprache. Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart. 1876. 3 Bde. (gebraucht). Kart. statt 43.—, 12.—
- Sauer, Franz**, Orthographie-Willkür und Orthographie-Reform.
Statt 2.40, —40
- Schiller, Spruchblüten** aus den Werken des Meisters im 150. Geburtsjahre.
Geb. statt —70, —50
- im Urteil des zwanzigsten Jahrhunderts.
Von E. Wolff.
Statt 2.80, 1.20
- Schiller-Galerie.** Von Wilhelm von Raubach. 4^o. Mit 22 Abb.
Geb. statt 14.—, 6.—
- Schiller-Neben** 1849—1893. Von J. G. Fischer.
Statt —90, —50
- Schirlich, Prof. Dr. S.**, Griechisch-Deutsches Wörterbuch zum neuen Testamente.
Geb. statt 5.25, 3.—
- Schlaf, Johannes**, von A. Holz.
Statt 1.20, —60
- Schmitz, B.**, Französische Synonymik.
Geb. statt 3.70, 2.70
- Schrader, Dr. H.**, Bilderschmuck der deutschen Sprache.
Geb. statt 4.90, 3.80
- Shakespeare-Galerie.** Mit Text von M. Chelich. Mit 15 Abb. von A. Menzel u. C. u. F. Piloty. 1901. 4^o.
Geb. statt 10.50, 6.—
- Stern, M. A. von**, Typen und Gestalten.
Statt 4.80, 2.—
- Tolstoi, Leo**, Brief an einen Chinesen.
Statt —72, —40
- Unus, Walthar**, Schülertagebuch.
Statt 1.20, —60
- Urban, Dr. C.**, Tabellen zur Geschichte der deutschen Literatur.
Statt 1.20, —90, geb. statt 1.70, 1.30
- Villatte, Prof. Dr.**, Paraisismen.
Geb. statt 3.90, 2.—

- Wilmar, A. F. C.**, Geschichte der deutschen Literatur.
Geb. statt 4.60, 3.—
- Von Rosen ein Kranzelein.** Deutsche Volkslieder.
Statt 1.08, —80, geb. st. 2.10, 1.40
- Weber, F. A.**, Handwörterbuch der deutschen Sprache.
Geb. statt 4.20, 2.80
- Wittowski, G.**, Die Entwicklung der deutschen Literatur seit 1830.
Statt 1.20, —80, geb. statt 1.80, 1.20
- Wolf, Dr. H.**, Literaturdenkmäler des klassischen Altertums.
Geb. statt 3.50, 2.—
- Xenien-Almanach** auf das Jahr 1914.
Statt —30, —15

H. Religiöses und Philosophisches.

- Daentsch, Prof. Dr. H.** St. Chamberlains Vorstellungen über die Religion der Semiten spez. der Israeliten.
St. —60, —40
- Dalfour, A. J.**, Unsere heutige Weltanschauung.
Statt —60, —30
- Bertholet, Afr.**, Der Buddhismus u. seine Bedeutung für unser Geistesleben.
Statt —60, —40
- Beth, R.**, Die Entwicklung des Christentums zur Universalreligion.
Geb. statt 4.20, 2.80
- Beuningen, P. W. U.**, Das Kommen des Messias, des Königs und seines 1000-jährigen Reiches auf Erden.
Statt 1.65, 1.—
- Delitzsch, Franz**, Ein Tag in Kapernaum.
Geb. statt 2.10, 1.—
- Dill, Dr. H.**, Goethe und Schopenhauer. Ein Beitrag zur Geschichte der Schopenhauerschen Philosophie.
Statt —90, —50
- Drummond, H.**, Das Programm des Christentums.
Statt —60, —30
- Pax vobiscum. Deutsche autorisierte Ausgabe.
Statt —60, —30
- Eucken, Rudolf**, Hauptprobleme der Religionsphilosophie der Gegenwart.
Statt —90, —50
- Einführung in eine Philosophie des Geisteslebens.
Geb. statt 3.20, 2.20
- Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt.
Statt 3.80, 2.80
- Funde, D. Otto**, Die Fußspuren des Ieh. Gottes.
Geb. statt 3.15, 1.80
- Gerot, G.**, Himmelan! Ein Jahrgang Evangelienpredigten.
Geb. statt 3.50, 2.80
- Gleichen-Rußwurm, A. von**, Schillers Weltanschauung und unsere Zeit.
Kart. statt 1.05, —70
- Grube, Wilh.**, Religion und Kultur der Chinesen.
Statt 1.80, 1.20
- Güll, Fr.**, Leitstern auf der Lebensfahrt.
Geb. statt 3.15, 1.20

Sahn, Mag. L., Evangelisation und Gemeinschaftspflege. Mit besonderer Berücksichtigung der lutherischen Kirche Rußlands. T. 1.: Evangelisation. Statt 1,50, 1.—
Sannius, C., Natur u. Charakter Jahve's. Statt 1,20, —80
Sutten's Briefe an Luther. Zeitgemäße Traktate aus der Reformationszeit. Heft 3. Statt —72, —50
Silty, Prof. Dr., Neue Briefe. Geb. statt 2,80, 2,10
Syslop, Dr., Probleme der Seelenforschung. Geb. statt 4,20, 2,50
Rapff, Dr., Kommunion-Buch. Geb. statt 3,50, 1,80
Rappstein, Th., Rudolf Eucken, der Erneuerer d. deut. Idealismus. Statt —90, —60
Reller, Helen, Meine Welt. Kart. statt —70, —40
Rey, Ellen, Menschen. Zwei Charakterstudien. Geb. statt 3,50, 1,50
Rolde, C. Ad., Gebetswort. Geb. statt —84, —50
Rönig, R., Rhythmus, Religion, Persönlichkeit. Geb. statt 2,80, 1,80
Kurz, Dr. Joh. H., Lehrbuch der Kirchengeschichte für Studierende. 1860. (Gebr.) Geb. 1.—
Von den Lilien auf dem Felde. Statt —60, —30
Luther. Die reformatorischen Hauptschriften. (Bibl. theol. Klassiker. Bd. 11.) Geb. statt 1,40, —90
Maeterlinck, M., Der doppelte Garten. Statt 2,70, 1,80
Meyer, J., Asanta, Sudschata, Langara u. andere Dichtungen. Statt 2,40, —80
Nieße, Fr., Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift. Statt 2,10, 1,40
 — Unzeitgemäße Betrachtungen. I. Band. Statt 1,80, 1,20
Ostwald, Wilh., Die Philosophie der Werte. Geb. statt 5,60, 3,50
Pfennigsdorf, Ost., Praktisches Christentum im Rahmen d. kl. Katechismus Luthers. Bd. 1.: Die heiligen zehn Gebote. Statt 1,80, 1,20
Platon, Euthyphron (Laches, Hippias). Übersetzt von R. Preisendanz. Statt 1,50, —90
 — Gorgias, Menon. Übersetzt von R. Preisendanz. Statt 2,70, 1,30
 — Ion (Lyfis) Charmides. Übersetzt von R. Raßner. Statt 1,50, —90
 — Phaidon. Übersetzt von R. Raßner. Statt 1,20, —80
 — Phaidros. Übersetzt von R. Raßner. Statt 1,20, —80
 — Protagoras, Theaitetos. Ins Deutsche übertragen von Karl Preisendanz. Statt 3.—, 1,80
Psalmen des Westens. Aus dem Englischen frei übertragen. Statt 1,20, —70

Rind, J., Die christliche Liebestätigkeit im Ordenslande Preußen bis 1525. Statt 1,80, 1,40
Scheffler, Karl. Idealisten. Geb. ft. 3,50, 2,20
Schian, Martin. Unser Christenglaube. Geb. statt 1,40, —80
Schmid, Ch., Sonn- und Feiertagslänge. Geb. statt 1,40, —80
Schmidt, Rich., Das Pancatantram. Eine altind. Märchensammlung. Statt 7,20, 3,20
Die Schrift von der Welt. Statt 1,80, 1.—
Schulze, Dr. Fr., Vergleichende Seelenkunde. I. Bd. Statt 1,20, —70
Siedel, Dr. C., Der Weg zur ewigen Jugend. Geb. statt 2,45, 1,20
Spinozas Ethik in verkürzter Übersetzung. Geb. statt 1,75, 1,30
Stöcker, Ad., Christlich-Soziale Reden und Aufsätze. Geb. statt —84, —55
Strauß, David. Das Leben Jesu. Für das deutsche Volk bearb. 2 Bde. St. 1.45, —80
Strümpfel, P. C., Was jedermann heute von der Mission wissen muß. Statt —60, —40, geb. statt 1,05, —80
Lorrey, Dr. R. A., Wie bringen wir Menschen-seelen zu Christo? Statt —70, —40
Weitbrecht, G., Maria und Martha. Geb. statt 3,90, 2.—
 — Volksausgabe. Geb. statt 1,40, —90
 — Heilig ist die Jugendzeit. Ein Buch für Jünglinge. Kart. statt —84, —50
Wendel, G., Über das Genie. Eine psychologische Studie. Statt 1,20, —70
Bernicke, Dr. A., Die Begründung des deut. Idealismus durch Immanuel Kant. Statt 1,20, —70
Wille, Dr. Br., Das lebendige All. Idealtische Weltanschauung auf naturwissenschaftl. Grundl. i. Sinne Fehners. St. —60, —30
Die Weisheit auf der Gasse. Deutsche Sprichwörter religiösen und sittl. Inhaltes. Geb. statt 1,40, —80
Xenophon, Erinnerungen an Sokrates. Geb. statt 3,30, 2.—

I. Geschichte u. Geographie.

Adolf, Friedrich, Herzog zu Mecklenburg, Vom Kongo zum Niger und Nil. Geb. statt 14.—, 9.—
Alberti-Sittenfeld, Conrad, Die Eroberung der Erde. Geb. statt 2,10, 1,40
Alsen, Ola, Die Mode der galanten Zeit. Geb. in Led. statt 5,25, 2,80
Am Webstuhl der Zeit. Ein Jahrbuch. Herausg. von J. E. Freiherr von Grotthuß. 1. Jahrg. Geb. statt 5,25, 2.—
Amundsen, Roald, Die Nordwest-Passage. Geb. statt 7.—, 4.—

K. Volkswirtschaftliches und Sonstiges.

- Balzac, Honoré de**, Die Kunst seine Schulden zu bezahlen. Geb. statt 3.50, 2.—
- Bartels, Rudolf**, Lehrbuch der Demagogik. Statt 1.20, —.70
- Conrad, Prof. Dr. J.**, Leitfaden zum Studium der Nationalökonomie. 4. Aufl. Statt 1.20, —.80
- Coolidge, Dr. Archibald Cary**, Die Vereinigten Staaten als Weltmacht. Geb. statt 5.60, 3.50
- Dittmer, Kapitän z. S.**, Katechismus der deutschen Kriegsmarine. 1899. Geb. statt 2.80, —.60
- Domitrovich, Arim von**, Mahnrufe an die führenden Kreise der deutschen Nation: Regeneration des physischen Bestandes der Nation. Statt —.90, —.60
- Ehrenberg, Dr. R.**, Der Handel. Statt —.90, —.60
- Hellwig, Prof. Dr. R.**, Ausspruch u. Klage-recht. Beiträge zum bürgerlichen und zum Prozeßrecht. Statt 7.80, 5.—
- Jahrbuch der Fürsorge**, 1. Jahrg. 1906, herausg. v. d. Zentrale f. private Fürsorge, Frankfurt a. M. Statt 1.20, —.60
- Der deutsche Kaufmann**, herausgeg. auf Veranlassung des deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichts-wesen. Geb. statt 5.60, 3.—
- Kellen, L.**, Lehrbuch der kaufmännischen Propaganda. Geb. statt 1.90, 1.40
- Krankheit und Soziale Lage**, herausg. v. Dr. Woffe und Dr. G. Jugendreich. Stefr. 1. Statt 3.60, 2.—
- Handwörterbuch der Staatswissenschaften**, herausg. von Dr. J. Conrad u. anderen. 2. Auflage in 7 Bdn. und 2 Supplement-Bänden. Geb. statt 116.—, 30.—
- Koller's, S.**, Weltkurzschrift. Geb. statt 1.90, —.80
- Vom Judentum**, Ein Sammelbuch, herausg. v. Verein Jüdischer Hochschüler Bar Kochba in Prag. Statt 2.10, 1.50
- Lamprecht, Karl**, Amerikana. Geb. statt 2.50, 1.60
- Laß, Wilh.**, Die sozialreformatorische Gesetzgebung und die Handlungsgehilfenfrage. Statt 2.40, 1.20
- Maier-Rothschild**, Handbuch der gesamten Handelswissenschaften für ältere u. jüngere Kaufleute. Bd. 1. Geb. statt 8.40, 5.20
- Menger, Anton**, Volkspolitik. St. —.60, —.30
- Müller, Friedrich**, Schreibmaschinen- und Schriften-Vervielfältigung. Geb. st. 2.80, 1.—
- Naumann, Fr.**, Göttinger Arbeiterbibliothek. 2 Bde. Statt 1.20, —.80
- 25 Jahre unter Obdachlosen**, Festschrift z. 25-jährigen Bestehen des Vereins Dienst an Arbeitslosen zu Berlin. Statt —.90, —.50

- Schmelzer, F.**, Tarifgemeinschaften, ihre wirtschaftliche, sozialpolitische u. juristische Bedeutung mit besonderer Berücksichtigung d. Arbeitgeberstandpunktes. St. 1.80, —.90
- Schröder, Conrad**, Die Rechenapparate der Gegenwart. Statt 1.20, —.70
- Statistisches Jahrbuch**, für das Deutsche Reich, herausg. v. Kaiserl. Stat. Amt 1908. Statt 1.20, —.80
— 1910. Statt 1.20, —.90
- Stern, Rob.**, Buchhaltungs-Lexikon. Geb. statt 9.10, 4.50
- Die nationale Steuerleistung**, und der Landeshaushalt im Königreiche Böhmen. Statt —.72, —.30
- Swoboda, Otto**, Die kaufmännische Arbitrage. Eine Sammlung v. Notizen und Usancen sämtl. Börsenplätze der Welt. Geb. statt 8.40, 3.50
- Thissen, Dr. Otto**, Soziale Tätigkeit der Gemeinden. Statt —.90, —.60
- Wagner, Dr. A.**, Theoretische Sozialökonomik oder Allg. u. theoretische Volkswirtschaftslehre. II. Abteilung: Bd. 1. Kommunikations- und Transportwesen. Bd. 2. Geld u. Geldwesen. Geb. statt 9.80, 6.50
- Wallas, Graham**, Politik und menschliche Natur. Statt 1.80, 1.20

L. Naturwissenschaft, Gesundheitspflege, Sport.

- Baumgart, Prof. A.**, Die Quelle der Gesundheit. Statt —.60, —.30
- Behring, Prof. E. v.**, Tuberkulosebekämpfung. Statt —.60, —.30
- Bälzche, Wilh.**, Der Hirsch und seine Geschichte. (Tierbuch Bd. III.) Statt —.90, —.50
- Böse, Dr. E.**, Die Erdbeben. Geb. statt 1.40, —.90
- Burgaff, E.**, Winterliche Leibesübungen in freier Luft. Geb. statt —.70, —.40
- Commings, Reitwinke** für beschäftigte Leute. Kart. statt 2.10, 1.40
- Conweny, S.**, Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung. Geb. statt 1.40, —.90
- Darmstädter, L.**, 4000 Jahre Pionier-Arbeit in den Erakten Wissenschaften. Eine Chronologie. Statt 2.40, 1.60, geb. statt 3.50, 2.20
- Diete, Kurt**, Wanderheil! St. —.60, —.30
- Drescher, Dr. Ad.**, Der Aufbau des Atoms und das Leben. Statt 1.20, —.70
- Driesch, Hans**, Naturbegriffe und Natururteile. Statt 2.40, 1.20
- Engel, Dr. S.**, Die Nierenleiden, ihre Ursachen und Bekämpfung. St. —.84, —.60
- Floerike, Dr. C.**, Wanderungen und Streifzüge. Die Säugetiere Deutschlands. Geb. statt 1.40, —.80

Die deutsche Frauenkleidung, herausg. von Doris Kiefewetter und Hermine Steffany. 4^o. In Mappe.

Statt 1.05, —.70

Guenther, Dr. R., Der Naturschutz.

Statt 1.80, 1.20

Hancock, S. J. u. Higashi, K., Das Kano Jiu-Jitsu. Mit mehr als 500 Abbild.

Geb. statt 11.20, 4.20

Henzschel, Paul, Deutsches Turnen im Hause.

Geb. statt 1.75, 1.25

Hesse-Wartegg, E., Die Wunder der Welt. 4^o.

Geb. statt 9.80, 7.—

Hessen, Rob., Der Sport.

Kart. statt 1.05, —.70

Deutsche Siebfechtsschule f. Korb und Glockenrapier.

Geb. statt 1.05, —.70

Holtzner, Dr. med., Taschenatlas zur Alkoholfrage.

Statt —.60, —.40

Kritsche, Paul, Von der Reinheit des Mannes.

Statt 1.20, —.80

Kudsch, Martin, Die Lösung des Problems der Urzeugung.

Statt 1.80, —.90

Meißel-Geß, Grete, Die sexuelle Krise.

Geb. statt 4.50, 2.—

Meißner, Frida, Studentenfochbuch.

Statt —.36, —.20

Miehels, Rob., Die Grenzen der Geschlechtsmoral.

Statt 2.10, 1.40

Möllner, Karl, Zehnminuten-Turnen (Atemung und Haltung).

Statt —.98, —.70

Morgenstern, Lina, Ernährungslehre, Grundlage der Gesundheitspflege.

Geb. statt 2.10, 1.40

Mühl, Karl, Larven und Käfer.

Statt —.84, .60, geb. statt 1.25, —.80

Netter, Dr. R., Die Seelenwunden des Kulturmenschen.

Statt 1.80, 1.20

Pott, E., Unsere Ernährungs-Chemie.

Statt 1.44, 1.—

Prellwitz, Gertrud, Vom Wunder des Lebens.

Kart. statt —.60, —.30

Natürliche Reitkunst, nach den Papieren eines passionierten Reitlehrers.

Statt 2.10, 1.50

Rudow, E., Die Lachmöwe (Allstermöwe).

Geb. statt 1.05, —.60

Scheibert, J. W. u. Fr., Der Rudersport.

Statt 2.40, 1.20

Schroen, Dr. D. v., Der neue Microbe der Lungenphthise und der Unterschied zwischen Tuberkulose und Schwindfucht.

Statt 1.20, —.60

Das sexuelle Problem. 4 Vorträge von E. Key, Dr. Helene Stöcker, Dr. W. Hellpach, Dr. Jwan Bloch.

Geb. statt 2.10, 1.40

Stille, Dr., Ehbuch für Kopfarbeiter.

Statt 1.08, —.75

Vor den wirtschaftlichen Kampf gestellt...! Ein Preisaus schreiben der Gartenlaube.

Statt —.60, —.40

Wassersport-Almanach für 1908.

Geb. statt 1.40, —.30

Wegener, S., Geschlechtsleben und Gesellschaft.

Statt 1.20, —.80

Weiß, Dr. R., Wir Väter und Mütter und des kommenden Geschlechts Gesundheit und Kraft.

Statt —.84, —.60

M. Jugendschriften.

Märchen und Erzählungen für das Alter bis zu 10—12 Jahren.

Averdieck, E., Waldhüters Bifel.

Geb. statt 1.75, 1.20

Bechstein, Ludwig, Märchenbuch. Prachtausgabe.

Geb. statt 4.20, 2.40

Biller, Emma, Im Puppenparadies.

Geb. statt 2.10, 1.40

— Eine kleine Musterwirtschaft.

Geb. statt 2.10, 1.40

Binder, Hel., Guck! — Guck!

Geb. statt 2.80, 1.40

— Halbband. Geb. statt 1.55, —.80

— Plauderstündchen. Statt 2.45, —.90

Blüthgen, Victor, Lebensfrühling. 4 Erzählungen.

Geb. statt 1.40, —.80

— Das Geheimnis des Dicken Daniel.

Geb. statt 1.40, —.80

— Der Weg zum Glück. Geb. ft. 1.40, —.80

— Hesperiden. Märchen für jung u. alt.

Vollst. Ausg. Geb. statt 3.50, 2.—

Brandstetter, S., Das rechte thu' in allen Dingen!

Geb. statt 2.10, 1.40

Bubenstreiche und Schelmereten. Mit zahlreichen Bildern von L. Meggen dorfer.

Geb. statt 1.05, —.50

Buchner, Eberhard, Der Riese Mum, ein Kinderbuch. Illustr. von Heinn. Kley.

Geb. statt 2.10, 1.40

Cierjác, Cäsar, Kämpfe und Spiele.

Geb. statt 2.10, 1.—

Dombrowski, Ernst Ritter von, Aus der Waldheimat. Deutsche Wald- u. Jägermärchen für jung u. alt.

Geb. statt 2.80, 1.80

Drendel, A., Was ich meinem Jungen erzählte.

Geb. statt 1.75, —.80

Feller, Marie von, Glückliche Kinderzeit.

Statt 2.10, —.60

Ferdinands, Carl, Aus der gold. Schmiede. Erzählungen.

Geb. statt 2.10, 1.—

— Graf Allotria. Eine lustige Auto Geschichte in Versen.

Geb. statt 1.50, —.90

Fredrich, Eli, Freud' u. Leid der Jugendzeit.

Geb. statt —.84, —.45

Fries, R., Erzählungen von Kindern für Kinder.

Geb. statt 1.50, —.90

Ganghofer, Ludwig, Das Märchen vom Karfunkelstein.

Geb. statt 2.65, 1.50

Giese, M., Unser Dörchen.

Geb. statt 2.10, 1.80

— Für die Mädchenwelt. Geb. ft. 2.10, 1.50

Goebel, Meta und Ferd., Im Märchenlande der Kinder.

Geb. statt 1.75, 1.—

Lepel-Gugitz, Hedwig von, Firlifanzchen und andere Märchen.

Geb. statt 2.45, 1.50

- Salden, Elisabeth, Feringeschichten.**
Geb. statt 2.80, 1.60
- Saertl, Paul, Bitterböse Bubenstreiche aus dem Institutsbereiche.** Geb. ft. 2.80, 1.20
- Satschi-Bratschi's Luftballon.**
Geb. statt 1.75, —.50
- Sohneds Märchenbilderbuch.**
Geb. statt 1.75, —.90
- Sörstel, Wilh., Aus dem sonnigen Süden. Italienische Märchen.** Geb. statt 2.10, 1.—
- Jungbrunnen, — Märchenbuch.**
Geb. statt 5.25, 2.60
- Jugendfreund. Eine Gabe für Knaben und Mädchen.** Geb. statt 1.40, —.50
- Kinderlust. Festwünsche und Singspiele.**
Geb. statt 1.05, —.60
- Michael, C., Orientalische Märchenwelt.**
Geb. statt 2.45, 1.50
- Müller, C., Märchenscherz.** Geb. ft. 1.05, —.60
- Märchen- u. Sagenschatz.** Geb. ft. 2.45, —.60
- Nordau, Max, Märchen.** Geb. ft. 3.15, 2.—
- Pichler, M., Allerlei Geschichten.**
Geb. statt 1.25, —.80
- Pierson, Margarete, Was Susi und Hans erlebten.** Geb. statt 2.10, 1.40
- Ruskin, John, Der goldene Zauberfluß oder die schwarzen Brüder.** Geb. ft. —.70, —.40
- Santer, C., Kindergeschichten.**
Geb. statt 2.10, 1.—
- Schanz, Frida, Bunter Strauß.**
Geb. statt 2.80, 1.20
- Unter der Lanne.** Geb. statt 2.80, 1.60
- Scherz und Ernst in Wort und Bild.**
Geb. statt 2.10, 1.50
- Schulze-Smidt, B., R.nderherzen.**
Geb. statt 2.10, 1.40
- Schwahn, Ottilie, Die Ferienreise.**
Geb. statt 1.40, —.80
- Sonnenstrahlen. Märchen.** Geb. ft. 3.50, 2.—
- Weber, Emil, Neue Märchen.**
Geb. statt 2.80, 1.40
- Wiedemann, Franz, Goldbrunnen.**
Geb. statt 2.10, 1.40

Erzählungen für Mädchen von 10—12 Jahren an.

- Viller, Emma, Im verwunschenen Schloßchen.**
Geb. statt 2.80, 1.60
- Chapelle-Roobol, Trosttopf als Großmutter.**
Geb. statt 2.45, 1.—
- Crawford, Francis M., Arethusa. Die Klavin von Byzanz.** Geb. statt 3 15, 1.60
- Deutsches Mädchenbuch. Bd. 7**
Geb. statt 4.50, 2.20
- Geißler, Emil, Vom Baume des Lebens. Erzählungen für die reifere weibliche Jugend.** Geb. statt 2.10, 1.40
- Giese, Martha, Sonnen-Bärbchen.**
Geb. statt 2.10, 1.60
- Lislott.** Geb. statt 2.10, 1.60
- Das Heimsinger Schwälbchen.**
Geb. statt 2.10, 1.50

- Salden, Elisabeth, Mamsell Uebermut.**
Geb. statt 2.10, 1.50
- Im Kampf um die Krone.**
Geb. statt 2.10, 1.—
- In Treue bewährt.** Geb. statt 1.40, —.80
- Seinz, L. von, Susis Lehrjahre.**
Geb. statt 2.10, 1.40
- Hoffmann, Agnes, Das feige Peterle.**
Geb. statt 2.80, 1.60
- Hofmann, Elise, Daheim und Draußen.**
Geb. statt —.84, —.50
- Junge Mädchen, Bd. VI.** Geb. statt 5.60, 2.80
- Neues Mädchenbuch. Halbhd. II., herausg. v. M. Bromber.** Geb. statt 1.75, —.90
- Doppelband.** Statt 3.15, 1.50
- Roth, Elise, Der Töchtertschule entwachsen!**
Statt 2.80, 1.40
- Schulze-Smidt B., Mit dem Glückschiff.**
Geb. statt 3.85, 2.—
- Mellas Studentenjahr.** Geb. ft. 3.85, 2.—
- Töchter Album, herausg. v. L. v. Gumpert. Bd. 47—49.** Geb. statt 5.25, 2.50
- Walther, Lina, Mädchenherzen.**
Geb. statt 2.10, —.80

Erzählungen für Knaben von 10—12 Jahren an.

- Brandstädter, S., Christian steigt.**
Geb. statt 2.10, 1.40
- Cooper, J. F., Der Bienenjäger.**
Geb. statt 1.40, —.90
- Falke, Gustav, Herr Hennig oder Die Löwniesfresser v. Hildesheim.** Geb. ft. 2.10, 1.40
- Falkenhof, C., Afrikanischer Lederstrumpf. Bd. I: Weißbart-Weichherz.**
Geb. statt 2.10, —.80
- Bd. II: Der Löwe vom Langangifa.**
Geb. statt 2.10, —.80
- Bd. III: Raubtier-Araber.**
Geb. statt 2.10, —.80
- Fuchs, Karl, Ritterburgen und ritterliches Leben in Deutschland.** Geb. statt 1.25, —.70
- Geißler, Max, Die Bernsteinhege.**
Geb. statt 2.10, 1.40
- Gerstäcker, Fr., Georg der kleine Goldgräber in Kalifornien.** Geb. statt 2.10, 1.40
- Höcker, Oskar, Zwei Streiter des Herrn.**
Geb. statt 2.10, 1.20
- Ein deutscher Apostel.** Geb. statt 2.10, 1.20
- Im Zeichen des Bären.** Geb. ft. 2.80, 1.50
- Durch Kampf zum Frieden.**
Geb. statt 2.10, 1.20
- Kleinschmidt, A., Im Forthause Falkenhof. Erzählungen und Schilderungen aus dem Leben im Bergforsthaufe u. im Bergwalde. 4 Bände, einzeln.** Geb. statt 2.80, 1.50
- Dhorn, Anton, Unter deutscher Eiche.**
Geb. statt 2.10, 1.20
- Pajeken, Fr. J., Wunderbare Wege. Erzählungen aus d. Westen Americas.**
Geb. statt 1.05, —.70
- Reuter, Fritz, Untel Bräsig's Welt.**
Geb. statt 1.55, —.80

- Reuter, Fritz**, Ut de Franzosentid. Ausg. f. d. Jugend. Geb. statt 2.80, —.60
Stevenson, R. L., David Balfour oder Die Seelenverkäufer. Geb. statt 1.40, —.60
Tanera, Karl, Wolf der Junder. Geb. statt 2.45, 1.50
 — Wolf, der Dragoner des Prinzen Eugen. Geb. statt 2.45, 1.50
 — Heinz der Brasilianer. Geb. statt 3.50, 2.50

Jugendschriften belehrenden Inhalts. — Sagen.

- Die Anfänge der Luftschiffahrt**, aus Berichten der Zeitgenossen. Geb. st. 1.05, —.60
Bernstein, A., Naturwissenschaftliche Volksbücher. Neue Folge. 2. Bde. Geb. statt 2.80, 1.40
Beta, Ottomar, Das Buch von unsern Kolonien. Geb. statt 2.80, 1.20
Becky, Heinrich, Jungdeutschland in Heimat und Fremde. Geb. statt 2.45, 1.40
Brandt, K., Jagderlebnisse. Geb. st. 2.10, 1.40
 — Volksausgabe. Geb. statt 1.05, —.70
Brüning, Christian, Leben und Weben in Wald und Feld. Geb. statt 2.10, 1.20
Das Buch der Jugendspiele und Beschäftigungen. Geb. statt 4.20, 1.20
Cortez, Ferdinand, Im Reiche der Azteken. Geb. statt 1.25, —.80
Emsmann und Dammer, Illustriertes Experimentierbuch für die reisere Jugend. 7. Auflage. Geb. statt 3.15, 1.40
 — 8. Auflage. Geb. statt 4.20, 2.40
Falk, C., Parzival. Geb. statt 1.40, —.80
 Die Nibelungensage. Geb. statt —.84, —.50
Feldhaus, Fr., Luftfahrten einst und jetzt. Geb. statt 1.40, —.80
Fortunat und seine Söhne. Geb. statt 1.40, —.90
Freyer, Carl, Der junge Handwerker und Künstler. Geb. statt 4.20, 1.80
Genthner, Richard, Streifzüge durch Wald und Feld. Geb. statt 4.20, 1.50
Gramberg, G., Deutsche Männer aus großer Zeit. Geb. statt 1.05, —.60
Grube, A. W., Tier- u. Jagdgeschichten. 8^o. Geb. statt 2.10, 1.20
 — Tier- und Jagdgeschichten. Alte Ausgabe. 12^o. Geb. statt 1.40, —.60
Gudrun, überfetzt von G. Vegerlöf. Geb. statt 2.10, 1.20
Gümpel, Jean, Ins Land der Herero! Erlebnisse eines jungen Deutschen. Geb. statt 2.80, 1.50
Hildebrandt-Strehlen, Walthar von Aquitanien. Geb. statt 2.10, 1.20
Holzgraebe, W., Der Deutsche Ritterorden. Geb. statt 1.25, —.70
Humboldt, Alexander von, Auf dem Orinoko. Geb. statt 1.05, —.70
Jentsch, Otto, Unter dem Zeichen des Berkehs. Geb. statt 3.50, 1.50

- Klasing, Otto**, Das Buch der Sammlungen. Geb. statt 4.20, 1.20
Kohl J., C., Alte Bilder aus einer alten Stadt. Geb. stat 1.05, —.70
Kolumbus-Eier. Eine Samml. unterhalt. und belehrender physikalischer Spielereien. 2 Bände. Einzelu statt à 2.80, 1.40
Korodi, L., Siebenbürgen Land und Leute. Geb. statt 1.15, —.80
Kraepelin, Dr. K., Naturstudien in fernen Zonen. Geb. statt 2.10, 1.20
 — Naturstudien im Hause. Geb. st. 2.25, 1.40
 — Naturstudien. Volksausgabe —.70
Malhan, Heinrich von, Meine Wallfahrt nach Mekka. Geb. statt 1.05, —.70
März, Johannes, Francisco Pizarro und die Eroberung von Peru. Geb. statt 3.85, 2 —
Méville, S. de, Die Handelsmarine und ihre Laufbahnen. Geb. statt 2.45, 1.20
Meyer, W. W., Die Entstehung der Erde. Geb. statt 1.05, —.70
 — Vom Himmel und von der Erde. Geb. statt 4.20, 2.20
 — Weltkatastrophen. Geb. statt 1.05, —.70
Müller, Ad. u. K., Aus Heimat und Natur. Geb. statt 2.80, 1.40
Neuer deutscher Jugendfreund. Bd. 64. Geb. statt 4.20, 2.40
Nimführ, Dr. K., Die Luftschiffahrt. Geb. statt 2.10, 1.40
Opitz, Dr. W., Die Eroberung von Ostdeutschland. Geb. statt 2.45, 1.20
 — Die Erwerber der Kolonien. Geb. statt 2.80, 1.80
Otto, Fr., Aus eigener Kraft. Lebensbilder berühmter Männer. Geb. statt 2.80, 1.80
Reuper, Julius, Helden zur See. 4. Aufl. Geb. statt 3.15, 2.20
Roland, C. P. A., Eroberer der Lüste. Volksausgabe. Geb. statt 1.40, —.90
Schaching, Otto von, Auf Rußlands Eisfeldern. Geb. statt —.60, —.30
Schäffer, Dr. C., Natur-Paradoxe. Ein Buch für die Jugend zur Erklärung von Erscheinungen, die mit der täglichen Erfahrung im Widerspruch zu stehen scheinen. Geb. statt 2.10, 1.40
Die Schildbürger. Neu herausgegeben von J. Nikol. Kart. statt 1.20, —.60
Schmidt, F., Sagenbuch. Eine Sammlung schönster Sagen. Geb. statt 4.20, 2.40
Des deutschen Knaben Turn-, Spiel- und Sportbuch. Geb. statt 4.20, 1.80
Das neue Universum. 22. Jahrgang. Geb. statt 4.75, 1.80
Das große Weltpanorama. Bd. 2. Geb. statt 5.25, 2.—
Willmann, Dr. D., Lesebuch aus Homer. Statt 1.12, —.70
Zimmermann, Dr. W. F., Die Wunder der Urwelt. Einband defekt. Geb. st. 6.30, 1.20

N. Bilderbücher.

- Allerliebster Plunder.** Kinderlieder v. A. Solst. Mit Bildern von Paul Hey. Geb. statt 2,45, 1,50
- Angenehme Gesellschaft!** Tiergeschichten für artige kleine Leute. Geb. statt 1,40, —,85
- Blatt für Blatt.** Ein Bilderbuch für kleine Leute von Dsc. Pletsch. Text von C. Lechler. Geb. statt 2,10, 1.—
- Bruder Lustig.** Kinderlieder v. Carl Ferninands mit Bildern v. Hans v. Volkmann. (Schaffstein.) Geb. statt 2,10, 1,40
- Brüderchen und Schwesterchen.** Ein Bilderbuch von M. Bogt. Geb. statt 2,10, 1.—
- Der Buntschel.** Ein Sammelbuch herzhafter Kunst. Herausg. von Rich. Dehmel. Geb. statt 3,50, 2.—
- Caspari, G. und W.,** Frühling, Frühling überall! Geb. statt 1,95, 1,20
- Dehmel-Nehm,** Auf der bunten Wiese. Geb. statt 2,10, 1,40
- Eisenbahn-Bilderbuch.** (Ströfer.) Geb. statt 2,10, 1.—
- Forstneritsch, A. G.,** Neue Märchen. Mit Bilder v. J. Strejz. Geb. statt 2,45, 1,50
- Fredrich, L.,** Für kleine Tierfreunde. Wahre Geschichten aus der Tierwelt. Mit Abb. Geb. statt 2,10, 1,20
- Frenhold, R. F. von,** Bilderbuch. Bb. 1: Tiere. Geb. statt 3,15, 1,80
Auf Pappe statt 4,40, 2,20
- Goldene Apfel.** Märchen in Versen von Gerta von Ramm. Mit Bildern von Anna v. Wahl. Geb. statt 1,50, —,75
- Hepner, Clara,** Sonnenscheinens erste Reise. Mit Bild. von Hans Schroedter. Geb. statt 1,40, —,80
- Herzblättchens Lieblinge.** Tierbilderbuch. Geb. statt 2,10, 1.—
- Neue Kinderlieder,** ges. v. Emil Weber. Mit farb. Bild. Geb. statt 2,80, 1,40
- Schöne alte Kinderlieder,** herausg. von F. Voeligh. Geb. statt 3,15, 1,80
Billige Ausgabe geb. statt 1,75, 1,10
- Kreidolf, G.,** Blumenmärchen. Mit Bildern und Versen. Geb. statt 3,50, 2,20
- **Der Gartentraum.** Neue Blumenmärchen. Mit ganzl. Bildern. Geb. statt 3,50, 2,20
- **Alte Kinderreime** mit Bildern. (Schaffstein.) Geb. statt 3,50, 2,20
- Kreidolf, G.,** Sommervögel. Mit ganzl. bunten Bildern. Geb. statt 4,20, 2,50
- **Die schlafenden Bäume.** Ein Märchen. Geb. statt 1,40, 1.—
- Kunterbunt.** Neue und alte Reime mit Bildern von B. Sitch. Geb. statt 1,40, —,90
- Lehler, Cornelia,** Goldene Reime für die Kinderstube. Illustriert von Prof. E. Klimsch. Geb. statt 2,10, 1,20
Ausgabe auf Leinwand als Lackbilderbuch. Geb. statt 2,80, 1,80
Volksausgabe. Geb. statt 1,05, —,60
- Der kleine Nimmerjatt.** Ein Bilderbuch mit Märchen, Geschichten und lustigen Schwänken. Geb. statt 1,40, —,90
- Olfers, Sibylle von,** König Löwes Hochzeitsschmaus. Geb. statt 1,68, 1,10
- Peter, Juliane,** Märchentessel. Märchen und Allerlei. Geb. statt 2,10, 1,20
- Picnik der Tiere** in Reimen. Lustiges Tierbilderbuch. Geb. statt 3,15, 1,30
- Ridly, S.,** Daniel und Melanie oder die bösen Negerlein u. and. lustige Gesch. in Bild. u. Versen. Geb. statt 2,80, 1,80
- Ruland,** Kinderlieder. Illust. von Roth. Meggendorfer. Geb. statt 2,10, —,90
- Spatz, Ente und Has,** ein Bilderpaß von Feder Flinker. Mit Versen von G. Böttcher. Geb. statt 3,15, 2.—
- Strasburger, Egon,** Lieder für Kinderherzen. Mit Bildern von Ernst Lieberman. Geb. statt 2,84, 1,20
- Strasburger, E. u. Ebel, Th.,** Das fröhliche Tierbuch. Mit Bildern von C. Hall. Geb. statt 2,10, —,80
- Kinderstimmen.** Die Lieblingslieder unserer Kleinen. 2 Bde. Statt 2,10, 1.—
- Trali-Trala.** Ein Kinderbuch v. Eg. Strasburger. Bilder von S. Eichrodt. Geb. statt 1,95, 1,10
- Schau mich an!** Geb. 2,10, auf Pappe 2,40
- Tierleben der Heimat.** Ein Bilderbuch für jung u. alt von Eugen Oßwald.
- Tille, Lotte,** Häschen-Däschen. Bunte Bilder von Paul Brodmüller. Geb. statt 1,40, —,90
- Wislawatow, Paul von,** Großmütterchen Tatiana. Ill. v. S. von Nistriß. Geb. statt 2,80, 1,60

Kaufe gut erhaltene Exemplare von
Baltische Bürgerkunde.

H. R. Kupffer, Baltische Landeskunde, Text und Atlas.
Buchhandlung von G. LÖFFLER, Riga. Postfach 317.

Für die langen Sommerferien

der heranwachsenden Jugend empfohlen zu Lektüre und Studium.

- L. Arbusow**, Grundriß der Geschichte Liv-, Est-, Kurlands. 3. Aufl. 8^o. 291 Seiten mit 1 Karte. Geb. Rbl. 3.—
- Aus baltischer Geistesarbeit**. Reden u. Aufsätze. 2 Bde. 357+317 S. 8^o. Geb. à Rbl. 2.40
Einige wenige Exemplare des II. Bandes im Einband etwas beschädigt à Rbl. 1.60
- Dr. Karl Ernst von Baer**. Nachrichten über Leben u. Schriften des Herrn Geheimrats Dr. K. E. v. Baer. Mitgeteilt von ihm selbst. 8^o. 519 S. Geb. Rbl. 4.—
Etwas stoßfleckig Rbl. 2.—
- **Gefürzt** herausgegeben von Paul Conrad. Kart. Rbl. 1.10, geb. Rbl. 1.40
- Dr. Bertram**, Baltische Skizzen. 349 S. 8^o. Brosch. Rbl. 2.—, geb. Rbl. 2.80
- Bienemann, Fr.**, Altivländische Erinnerungen. 363 S. 8^o. Geb. Rbl. 3.20
- Aus vergangenen Tagen. Der „Altivländischen Erinnerungen“ Neue Folge. 275 Seiten. 8^o. Geb. Rbl. 3.20
- Fr. Bienemann sen.**, Aus baltischer Vorzeit. Sechs Vorträge über die Geschichte der Ostseeprovinzen. 181 S. 8^o.
Statt Rbl. 2.15, Rbl. 1.50, geb. Rbl. 2.—
- Julius Eckardt**, Die Baltischen Provinzen Rußlands. 2. Aufl. 460 S. 8^o.
Statt Rbl. 4.40, Rbl. 2.50, geb. 3.—
- Jungrossisch u. Altivländisch. Politische und kulturgeschichtliche Aufsätze. 2. Aufl. 387 S. 8^o. St. Rbl. 4.—, Rbl. 2.—, geb. 2.50
- Ewald, R.**, Der Zweifühler und andere Geschichten. 309 S. 8^o. Geb. Rbl. 3.36
- Vier feine Freunde und andere Geschichten. 301 S. 8^o. Geb. Rbl. 3.36
- Samann, Dr. Rich.**, Die deutsche Malerei im 19. Jahrhundert. Mit 257 Abbild. 358+165 S. 8^o. Geb. Rbl. 4.20
- Heimatbuch**. Für die baltische Jugend herausgeg. von L. Görz u. A. Brosse. Erster Teil. Zweite Auflage. 170 S. 8^o.
Geb. Rbl. 1.20
Zweiter Teil. 255 Seiten mit einer historischen u. einer politischen Karte der Ostseeprovinzen. 8^o. Geb. Rbl. 1.80
- Männerberufe**. Schilderungen und Ratsschläge von Fachleuten. Herausg. von Erich von Schrenck und Wolfgang Wachsmuth. 259 S. 8^o.
Brosch. Rbl. 2.—, geb. Rbl. 2.50
- W. Neumann**, Aus alter Zeit. Kunst- und kulturgeschichtliche Miscellen aus Liv-, Est- u. Kurland. 138 Seiten mit 54 Abbild. 8^o. Brosch. Rbl. 3.20, geb. Rbl. 4.—
- Schmeil's naturwissenschaftliche Atlanten:**
- Walzer, C.**, Süßwasserfische. Mit 50 farbigen Tafeln. 8^o. Geb. 3.78
- **Gramberg, C.**, Die Pilze unserer Heimat I: Blätterpilze. Mit 130 farbigen Pilzgruppen. 8^o. In Mappe oder geb. Rbl. 3.78
- II: Löherpilze. Mit 130 farbigen Pilzgruppen. 8^o. In Mappe oder geb. Rbl. 3.78
- **Kleinschmidt, D.**, Die Singvögel der Heimat. 86 farb. Tafeln mit syst.-biolog. Text. 8^o. In Mappe Rbl. 3.78
- **Schmeil, D. u. Fitzchen, J.**, Pflanzen der Heimat. Eine Auswahl der verbreitetsten Pflanzen unserer Fluren in Wort u. Bild. Mit 80 farb. Tafeln. 8^o.
Geb. Rbl. 3.78, in Mappe Rbl. 3.78
- **Sternfeld, Dr. R.**, Die Reptilien u. Amphibien Mitteleuropas. Mit 30 farb. Tafeln. 8^o. Geb. Rbl. 3.78
- C. Seraphim**, Baltische Geschichte im Grundriß. 418 S. mit 1 Karte. 8^o. Geb. Rbl. 2.—
- Storm, Theodor**, Sämtliche Werke. Neue Ausgabe in 5 Bdn. 8^o. Geb. Rbl. 10.50
- Sammlung Göschen**. Unser heutiges Wissen in kurzen, klaren allgemeinverständlichen Einzeldarstellungen. 750 Bände.
Jeder Band in Leinwand geb. 63 Kop.
- Reclams Universal-Bibliothek**. 5700 Nummern. Jede Nummer 12 Kop.
- Insel-Bücherei**. 150 Bände.
Jeder Band gebunden 35 Kop.
- Aus Natur und Geisteswelt**. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 435 Bde. Jeder Bd. geb. 88 Kop.
- Wiesbadener Volksbücher**. 170 Nummern.
Jede Nummer kostet 6—30 Kop.
- Deutsche Monatschrift für Rußland, der Balt. Monatschrift** 56. Jahrg., herausg. von Alex. Eggers. Jahrg. 1914 geb. in 2 Bde. 6 Rbl. 20 Kop., in 1 Bd. 5 Rbl. 90 Kop., in losen Heften . . . Rbl. 5.—
Jahrgang 1913 in Heften . . . „ 3.—
„ 1912 „ „ „ 2.—
Ausführliche Inhaltsverzeichnisse gratis.

Inhalts-Übersicht.

A. Romane, Novellen, Erzählungen. B. Gedichte. C. Dramen. D. Klassiker. E. Biographien. F. Kunst. G. Literatur und Sprachen. H. Religiöses und Philosophisches. I. Geschichte und Geographie. K. Volkswirtschaftliches und Sonstiges. L. Naturwissenschaft, Gesundheitspflege, Sport. M. Jugendschriften. N. Bilderbücher.

Deutsche Monatschrift

für Rußland,

der Baltischen Monatschrift

57. Jahrgang.

Herausgegeben von

Alexander Eggers.

Inhalt:



5. 6. Heft

Elsa Bernewitz: Doretchen. Erzählung. (Schluß.) (S. 145.)

Joh. Bahlmbaed: Johann August Hagen. Ein Beitrag zur baltischen Musikgeschichte. (S. 165.)

Oskar Grosberg: Vom Pergel zur Glühbirne. Eine kulturgeschichtliche Plauderei. (S. 175.)

Prof. Dr. A. Freih. v. Freytagh-Loringhoven: Aus dem baltischen Rechtsleben. 2. Die Blanko-Zession von Obligationen. (S. 182.)

Erich von Schrenk: Carl Friedrich Glasenapp. (S. 189.)

Nikolai Struve: Zur Geschichte der Familie Struve. (Fortsetzung.) (S. 208.)

• Reval 1915 •

• Verlag von G. Löffler • Riga •

Die Baltische Gegenseitige Lebensversicherungsgesellschaft

gewährt gegen **billige Prämien** Versicherungen jeder Art auf

Todesfall, Erlebensfall, Leibrenten.

Die Policen sind von vornherein **Weltpolicen**, nach kurzer Dauer
unanfechtbar und unverfallbar.

Die Versicherten sind **Mitglieder** der Gesellschaft.
Die **Gewinnbeteiligung** beginnt **sofort** nach dem **ersten**
Versicherungsjahre.

Verwaltung: Reval, Schmiedestraße 29.

Generalvertretungen:

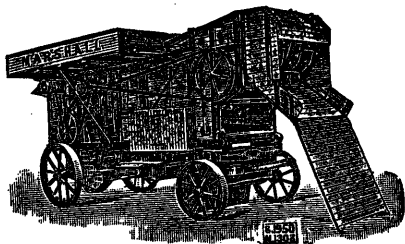
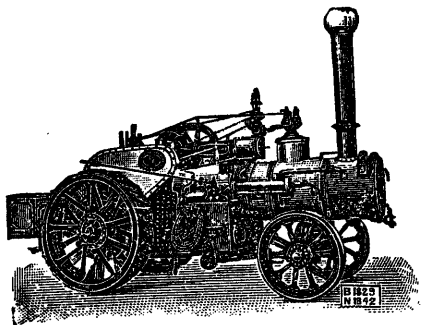
- Nordlivland: Jurjew**, Schloßstraße 1 (Herr **O. von Transehe**).
- Südlivland: Riga**, Todlebenboulv. 7, I. (Herr **A. Baron Maydell**).
- Kurland: Mitau**, Palaisstraße 10 (Herr **J. Baron Koskull**).
- Südrußland: Melitopol** (Taurien), Alexandro-Newskaja 24 (Herr
Jakob Stach).
- Sibirien: Omsk**, Alexanderstraße 27 (Const. Mayer & Ko.).

Vertretungen:

- Wolgagebiet: Saratow**, Kl. Sergiewstraße 91 (Herr **S. Karachanzjanz**).
- Kurland: Libau**, Wilhelminenstraße 1 (W. Inge & Ko.)

Marshall, Sons & Co.

Gainsboro.



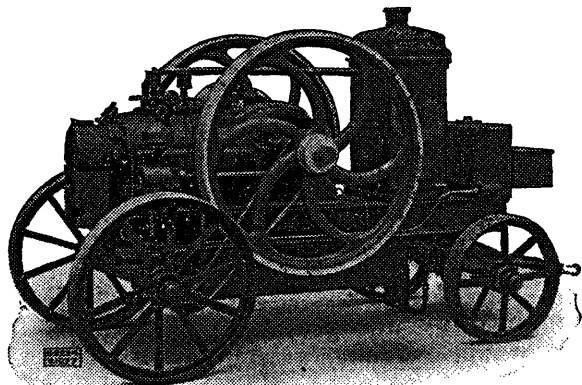
Lokomobilen, Strassenlokomotiven,
Dreschmaschinen mit und ohne Selbstspeiser,
Dampfmaschinen, Kessel, Strassenwalzen etc.

N a p h t h a - M o t o r e Type Semi-Diesel
feststehend und fahrbar, neuester Konstruktion.

Lager und Offerten beim **General-Vertreter:**

W. Meslin, Riga

==== Theaterboul. 8. ====



Langensiepen & Ko.

Aktien-Gesellschaft

Gr. Königstraße 32.

Riga.

Gr. Königstraße 32.

Armaturen-, Spritzen u. Pumpen-Fabrik.

Maschinenlager u. Technisches Bureau.

Telegr.-Adr.: „Elko“ □ Telephon Nr. 544, 1744, 2844.

Spezialabteilung für Zentralheizung, Wasserleitung u. Kanalisation.

Armaturen aller Art für Dampf und Wasser.

Pumpen für die versch. Zwecke mit Hand-, Riemen- u. Dampftrieb

Haus-, Hof- u. Straßen-Pumpen,
Kalifornia-Pumpen,
Garda-Pumpen,

Affainisations-Pumpen,
Allweiler-Pumpen,
Würgel-Pumpen.

Tiefbrunnen-Anlagen.

Dampf-Pumpen, Original-Worthington-Pumpen.

Seuerspritzen für Hand- und Dampftrieb.

Benzin-Motor-Spritzen.

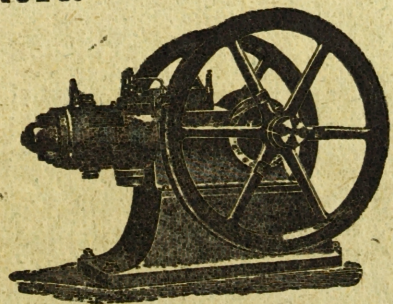
Feuerwehr-Ausrüstungsgegenstände.

Dampfkessel und Dampfmaschinen.

Naphta-Motore.

„PERKUN“

Stationär und fahrbar. Allein in den Ostseeprovinzen über 300 St. im Betriebe zu besichtigen. Hervorragend geeignet zum Antriebe von Maschinen aller Art, sowie für elektrische Beleuchtungszwecke.



==== Ausführliche Offerten auf Anfrage gratis. ====

Verlag von G. Löffler

Riga, Sandstr. 20 :: Postfach 317 :: Telephon 15-80.

Heimatbuch.

Für die baltische Jugend herausgegeben von

L. Götz und **A. Brosse.**

Erster Teil. Zweite Auflage. 1909. 170 S. Preis geb. R. 1.20.

Zweiter Teil. 255 Seiten, mit einer historischen und einer politischen Karte der Ostseeprovinzen. Preis geb. Rbl. 1.80.

„Was alle angeht, sollen alle betreiben, wenigstens wissen.“

Dieses Wort des **Joh. Amos Comenius** setzte **L. Arbusow** seinem Grundriß der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands voraus, auch die Herausgeber der **Bürgerkunde** konnten ihrem Buch kein besseres Wort zum Geleit geben; es gilt auch für dieses Heimatbuch. Doch kommt noch Eins hinzu: Nicht nur kennen lernen soll unsere Jugend unser Land, seine Natur und seine Geschichte, seine bedeutenden Persönlichkeiten: Männer des Schwerts und der Feder, Patrioten, Chronisten, Gelehrte, Dichter, — sie soll es auch lieben lernen. So ist denn bei der Zusammenstellung alles vermieden worden, was lehrmäßig war, es ist nur aufgenommen, was interessant, lebendig geschildert, anschaulich und künstlerisch wertvoll ist. Das **Lesen des Buches kann und soll Genuß bereiten, der Jugend** (etwa vom 13. Jahre an) sowohl, als auch Eltern und Lehrern, die es mit der Jugend lesen, und wird hoffentlich dazu beitragen, in seinen Lesern das Gefühl zu wecken, das den Dichter des Schlußgedichtes im Buche beseelt:

O Heimatland, du liebes Land,
Wie keiner je ein liebres fand!
Zu dir allein steht mir der Sinn,
Verlang nach keinem andern hin!
Und wär es noch so schön und reich,
Käm nimmer doch dir Heimat gleich!

Deutsche Monatschrift

für Rußland,

der Baltischen Monatschrift

57. Jahrgang.

Herausgegeben von

Alexander Eggers.

Inhalt:



1. 2. Heft

Pastor W. Fehrmann: Generalsuperintendent Guido Pingoud.
(S. 1.)

O. Grosberg: Das Fiedlersche Museum in Petrograd. (S. 5.)

Elsa Bernewitz: Doretchen. (Erzählung). (S. 10.)

P. v. Rechenberg-Linten: Die Ursache der Ähnlichkeit des menschlichen und tierischen Körperbaues. (S. 30.)

A. Hasselblatt: Humor aus vergilbten Blättern. (S. 44.)

Nikolai Struve: Zur Geschichte der Familie Struve. (S. 62.)

Bücherbesprechung. (S. 70.)

Anzeigen.

• Reval 1915 •

• Verlag von G. Löffler • Riga •

Die Baltische Gegenseitige Lebensversicherungsgesellschaft

gewährt gegen billige Prämien Versicherungen jeder Art auf

**Todesfall,
Erlebensfall,
Leibrenten.**

Die Policen sind von vornherein **Weltpolicen**, nach kurzer Dauer
unanfechtbar und unverfallbar.

Die Versicherten sind **Mitglieder** der Gesellschaft.

Die **Gewinnbeteiligung** beginnt **sofort** nach dem **ersten**
Versicherungsjahre.

Verwaltung: Reval, Schmiedestraße 29.

Generalvertretungen.

Nordlivland: **Jurjew**, Schloßstraße 1 (Herr O. von Transehe).

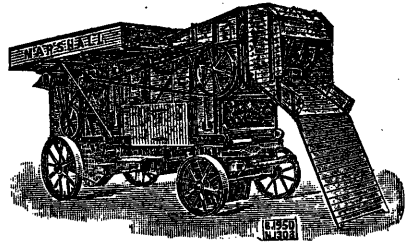
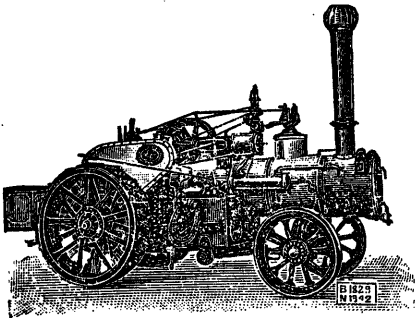
Südlivland: **Riga**, Todlebenboulv. 7, I. (Herr A. Baron Maydell).

Kurland: **Mitau**, Palaisstraße 10 (Herr J. Baron Koskull).

Südrußland: **Melitopol** (Taurien), Woronzowskaja, Haus Schatz
(Herr Jakob Stach).

Marshall, Sons & Co.

Gainsboro.



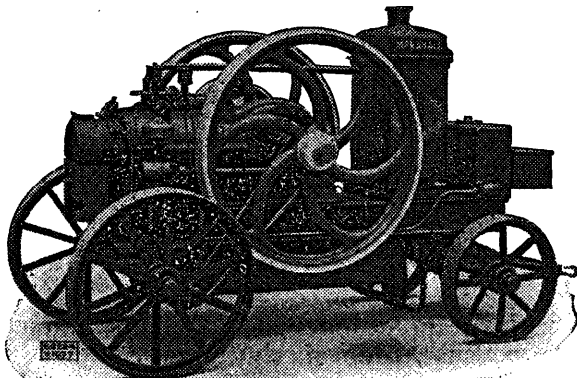
Lokomobilen, Strassenlokomotiven,
Dreschmaschinen mit und ohne Selbstspeiser,
Dampfmaschinen, Kessel, Strassenwalzen etc.

N a p h t h a - M o t o r e Type Semi-Diesel
feststehend und fahrbar, neuester Konstruktion.

Lager und Offerten beim General-Vertreter:

W. Meslin, Riga

==== Theaterboul. 8. ====



Zafelsalz „Kristall“

der Fabrik
J. J. Komen, Riga.

Das Zafelsalz „Kristall“, welches an Stelle des gewöhnlichen Eischsalzes als Zusatz zu unseren Speisen dient, zeichnet sich durch seinen angenehmen Geschmack und durch seine Appetit erregende Reinlichkeit und Weiße aus.

Das Zafelsalz „Kristall“ enthält Bestandteile, die zur Erhaltung des menschlichen Organismus notwendig sind, d. h. solche Stoffe, die von letzterem beständig ausgeschlossen werden und daher auch unbedingt bei der Nahrungsaufnahme dem Organismus wieder zugeführt werden müssen. Dank dieser seiner Eigenschaft kann das Zafelsalz „Kristall“ mit Recht nicht nur als nützliches, sondern auch als notwendiges Mittel bezeichnet werden.

Das Zafelsalz „Kristall“: 1. erhält sich stets trocken, indem es keine atmosphärische Feuchtigkeit aufsaugt; 2. es ballt sich nicht; 3. läßt sich immer bequem aus den mit durchlöchernten Metallbeden versehenen Flascons schütten.

Das Zafelsalz „Kristall“ ist hygienisch: 1. dank seiner Bestandteile, welche eine bessere Verdauung, sowie auch Entwicklung der Knochen und Muskeln bewirken; 2. durch die Art und Weise der Herstellung und Verpackung, welche vom Sanitäts-Arzte begutachtet sind; 3. dadurch, daß beim Konsum desselben aus den Originalflascons der Möglichkeit einer Verunreinigung des Salzes vorgebeugt wird; 4. dadurch, daß die Verschlüsse der Originalflascons unter atmosphärischem Einfluß nicht oxydieren und in Berührung mit Salz keine giftigen Säuren, wie Nickelsäure und andere, entwickeln. Ökonomisch: 1. da beim Gebrauche des Zafelsalzes „Kristall“ aus den Originalflascons nur das jeweilig nötige Quantum geschüttet wird und daher nichts verloren geht; 2. weil das Zafelsalz „Kristall“ beim Gebrauche nicht verunreinigt wird, wie beim Konsum gewöhnlichen Salzes aus offenen Schalen, daher auch kein Wegschütten verunreinigten Salzes nötig ist. 3. Weil die Originalverpackung volles Nettogewicht enthält, während die bei gewöhnlichem Zafelsalz übliche Verpackung nur $\frac{3}{4}$ bis $\frac{7}{8}$ Pfund faßt.

Das Zafelsalz „Kristall“ dürfte in keinem Haushalte, in keinem Restaurant fehlen. In allen größeren Kolonial- und Delikateswaren-Handlungen zu haben.

Theodor Riegert, Riga.

Schokoladenfabrik

gegründet 1870.

Fabrik: Grünstraße Nr. 2/4, Telephon Nr. 317.

Niederlage: Große Jungferstraße Nr. 1, Telephon Nr. 343.

Magazin: Kalkstraße Nr. 18, Haus „Mlei“, Telephon Nr. 1566.

Großes assortiertes Lager

feiner Milch-, Nuß-, Dessert-Schokoladen, Schokoladen-Marzipan und Pomade-Konfette, Marmeladen, Karamellen, Waffeln zc.

1883.

Silberne Medaille und ehrenvolle Anerkennung.

A. C. Fißner,

Telefon 202 u. 7257. ::
Riga, Große Königstraße 39. ::
Gegründet 1867. ::

Wasserversorgungsanlagen, Gasbeleuchtungsanlagen,
auch auf dem Lande, Badeeinrichtungen, Klosettanlagen.

Beständiges Lager von schmiedeeis. Röhren, Blei-
röhren, Krähnen, Pumpen zc.

Memoirenwerke

Alexander VI. und sein Hof. Nach dem Tagebuch seines Permonienmeisters Burcandus. Geb. Rbl. 4.90

Ali Pascha, Tyrann von Albanien. Erinnerungen an seine Regierung von Ibrahim-Mauzour-Efendi. Rbl. 2.70, geb. Rbl. 4.20

Bergmann, Ernst von, von Arend Buchholz. Mit Bergmanns Kriegsbriefen von 1866, 1870—71 und 1877. Geb. Rbl. 9.63

Generalfeldmarschall Hermann von Boyen. Denkwürdigkeiten und Erinnerungen 1771—1813. 2 Bde. Rbl. 5.40

Castelli, J. F., Die Memoiren des, Aus dem Leben eines Wiener Phäaken 1781—1862. Neu herausgegeben von Adolph Saager. Rbl. 3. —, geb. 4.20

Freitag, Gustav, Briefe an seine Gattin. Rbl. 3.60, geb. Rbl. 5.60

Garden, Maximilian, Prozesse. Köpfe. III. Teil. Rbl. 3.60

Lang, A. S. Ritter von, Aus der bösen alten Zeit. Lebenserinnerungen. 2 Bde. Geb. Rbl. 7.70

Mit Graf Pahlens Reiterei gegen Napoleon. Denkwürdigkeiten des russischen Generals Eduard von Löwenstern. Geb. Rbl. 4.90

Bronner, Franz Xaver, Ein Mönchsleben aus der empfindsamen Zeit von ihm selbst erzählt. 2 Bde. Statt Rbl. 6.—, Rbl. 3.—, geb. statt Rbl. 8.40, Rbl. 4.—

Napoleons Untergang. Bd. I. 1812. Herausgegeben von F. M. Kirch-eisen. Geb. Rbl. 4.90

Napoleons Untergang. Bd. IV. 1815. Herausgegeben von F. M. Kirch-eisen. Rbl. 3.60

Wider Napoleon! Ein deutsches Reiterleben 1806—1815. Neu herausgeg. von F. M. Kirch-eisen. 2 Bde. Rbl. 5.40

Mit Napoleon in Rußland. Erinnerungen von Heinrich von Roos. Herausgegeben von Paul Holzhausen. Rbl. 3.—, geb. Rbl. 4.20

Rosen, Erwin, Der deutsche Lausub in Amerika. Erinnerungen und Eindrücke. III. Rbl. 3.—

Rosen, Erwin, In der Fremdenlegion. Erinnerungen und Eindrücke. Rbl. 3.—, geb. Rbl. 4.20

Schiller, Die Geschichte seines Lebens. Von Alexander von Gleichen-Rufwurm. Mit 52 Abb. Geb. R. 7.—

Bischof Dr. Ferdinand Walter, weil. General-Superintendent von Livland. 408 + 101 S. Geb. Rbl. 6.—

Der Wiener Kongreß. Nach Aufzeichnungen von Teilnehmern u. Mitarbeitern. Herausgegeben von Friedrich Frefka. Rbl. 3.30, Geb. Rbl. 4.55

Vergoldungs- und Bildereinrahmungs-Atelier

RIGA Wallstraße № 12. **Gustav Fedrowitz,** Telephon 4369. Malerstraße № 12.

Gemälderahmen in allen Stilarten, für Bildereinrahmungen stets Neuheiten. Neuvergoldungen an Rahmen, Möbeln u. inneren Architekturen u. s. w.

Verlagsbuchhandlung C.J. SICHMANN

RIGA, Brunnenstraße 5/7

Einige empfehlenswerte Werke:

Soeben erschien:

J. A. PETROFF'S

Neuer russischer Dolmetscher für Deutsche.

Leichteste Methode zur Erlernung der russischen Sprache durch Selbstunterricht.
8. verb. Auflage. Orig.-Leinenband 1 Rbl.

A. FREY

Deutsch-russisches u. russisch-deutsches

Wörterbuch.

2 Teile in 1 Bande. 780 Seiten. 8. Auflage.
Eleg. Halbfranzband 3 Rbl. 60 Kop.

K. A. HALLER

Deutsche und russische
Handelsbriefe

für den Schulgebrauch u. das Selbststudium.
4. verb. u. erweiterte Auflage von cand. rer.
merc. Th. Zuckersuck. Orig.-Leinenb. 1 Rbl.

JOH. CHR. A. HEYSE'S

Fremdwörterbuch.

Durchaus neu bearbeitet von C. Böttger.
960 S. 17. neu durchges. u. verb. Auflage.
Orig.-Leinenband 3 Rbl.

M. KORTH

Praktisches Kochbuch.

1742 Kochrezepte mit 8 farbigen Fleisch-,
Fisch- u. Pilztafeln u. zahlreichen Textillustr.
3. verb. Aufl. In Orig.-Leinenb. 3 R. 50 K.
Dasselbe Werk in lettischer Sprache
und gleicher Ausstattung 3 Rubel.

LYDA PANK

Praktisches Kochbuch.

Handbuch zur verständigen und sparsamer
Führung des Haushalts in allen seinen
Zweigen. 1300 bewährte Rezepte und An-
weisungen.
8. Auflage. Original-Leinenband 2 Rubel.

Baltische Komponisten.

Neues Musik-Album mit Beiträgen von
Bankwitz, Mandelstam, Müller, Mui-
schel, Sichmann und von Zaleski.

In eleg. Original-Leinenband 1 Rbl. 75 Kop.

A. RICHTER

Fröhliches Lernen.

Fibel für den ersten Deutsch-Unterricht
Mit vielen Illustrationen. Karton. 30 Kop

A. LUKIN

Für Mußestunden.

Rechenscherze, Zahlenkunststücke, Auszähl-
aufgaben u. s. w. für Jung und Alt. 25 Kop.

Образцы и формы

венселей, обязательств, договоров, завещаній
и разных судопроизводственных бумаг
съ изложениемъ относящихся до нихъ за-
коновъ, дѣйствующихъ въ Имперіи и въ
губерніяхъ Лифляндской, Эстляндской и
Курляндской. Gebunden 1 Rbl.

Русское издание „**Sammlung Göschen**“.

Einzig autorisierte u. berechtigte russische
Ausgabe d. weltber. „Sammlung Göschen“.

Unser heutiges Wissen in kurzen, klaren,
allgemeinverständlich. Einzeldarstellungen. Je-
der Band in Leinen geb. 65 Kop. Bisher
erschieden 45 Bände. Weitere Bände er-
scheinen in schneller Reihenfolge.

Ich bitte Spezial-Verzeichnisse zu verlangen.

Миниатюрная библиотечка
„**НАУКА и ЖИЗНЬ**“.

Russische Sammlung populär-wissenschaft-
licher Darstellungen aus allen Gebieten des
Wissens. Jede Nummer 5 Kop. Bisher
erschienen 52 Bändchen. Weitere Bändchen
erscheinen in schneller Reihenfolge.

Ich bitte Spezial-Verzeichnisse zu verlangen

Obige Werke sind durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag zu beziehen. Ausführliche Kataloge gratis u. franco

Deutsche Monatschrift für Rußland, der Baltischen Monatschrift 57. Jahrgang. Herausgegeben von Alexander Eggers.

Inhalt: ❖❖❖ 3. 4. Heft

Adalbert Baron Stromberg: „Im Kampf um Lourdes“.
(S. 73.)

E. Kiemer: Selbsterkenntnis. (S. 80.)

Elfa Bernewik: Doretchen. Erzählung. (Fortsetzung.) (S. 92.)

Prag. Wien. Budapest. Stimmungsbilder aus Osterreich-Ungarn
in der Beleuchtung der „Times“. Übersetzt von Oskar Paulsen.
(S. 114.)

Prof. Dr. A. Freih. v. Freytagh-Loringhoven: Aus dem bal-
tischen Rechtsleben. (S. 126.)

Nikolai Struve: Zur Geschichte der Familie Struve. (Fortsetzung.)
(S. 132.)

• Reval 1915! •

• Verlag von G. Löffler • Riga •

Die Baltische Gegenseitige Lebensversicherungsgesellschaft

gewährt gegen **billige Prämien** Versicherungen jeder Art auf

**Todesfall,
Erlebensfall,
Leibrenten.**

Die Policen sind von vornherein **Weltpolicen**, nach kurzer Dauer
unanfechtbar und unverfallbar.

Die Versicherten sind **Mitglieder** der Gesellschaft.

Die **Gewinnbeteiligung** beginnt **sofort** nach dem **ersten**
Versicherungsjahre.

Verwaltung: Reval, Schmiedestraße 29.

Generalvertretungen.

Nordlivland: Jurjew, Schloßstraße 1 (Herr O. von Transehe).]

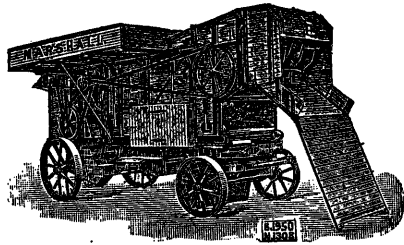
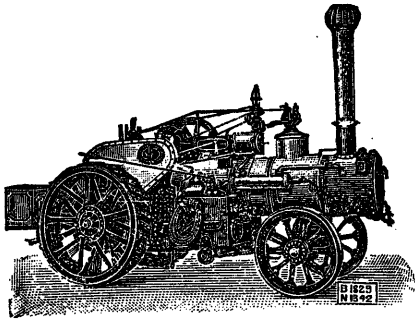
Südlivland: Riga, Todlebenboulv. 7, I. (Herr A. Baron [Maydell].

Kurland:] Mitau, Palaisstraße 10 (Herr J. Baron Koskull).]

Südrußland: Melitopol (Taurien), Woronzowskaja, Haus Schatz
(Herr Jakob Stach).

Marshall, Sons & Co.

Gainsboro.



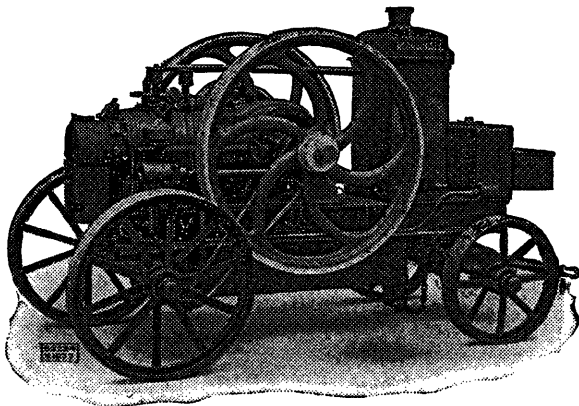
**Lokomobilen, Strassenlokomotiven,
Dreschmaschinen mit und ohne Selbstspeiser,
Dampfmaschinen, Kessel, Strassenwalzen etc.**

N a p h t h a - M o t o r e Type Semi-Diesel
feststehend und fahrbar, neuester Konstruktion.

Lager und Offerten beim **General-Vertreter:**

W. Meslin, Riga

==== Theaterboul. 8. ====



STEINWAY & SONS

Flügel

und

Pianinos



sind die besten und die verbreitetsten.

Mehr als **160.000** im Gebrauch.

Schiedmayer Pianofortefabrik.	C. Götze.
Gustav Fiedler.	Gebr. Diederichs.
Julius Feurich.	F. Mühlbach.

Alleinvertretung und Lager

Jul. Heinr. Zimmermann

Riga, Scheunenstrasse 15.

Petrograd.

Moskau.

Langensiepen & Ko.

Aktien-Gesellschaft

Gr. Königstraße 32.

Riga.

Gr. Königstraße 32.

Armaturen-, Spritzen u. Pumpen-Fabrik. Maschinenlager u. Technisches Bureau.

Telegr.-Adr.: „Elko“. □ Telephon Nr. 544, 1744, 2844.

Spezialabteilung für Zentralheizung, Wasserleitung u. Kanalisation.

Armaturen aller Art für Dampf und Wasser.

Pumpen für die versch. Zwecke mit Hand-, Riemen- u. Dampftrieb.

Haus-, Hof- u. Straßen-Pumpen,
Kalifornia-Pumpen,
Garda-Pumpen,

Affainisations-Pumpen,
Allweiler-Pumpen,
Würgel-Pumpen.

Tiefbrunnen-Anlagen.

Dampf-Pumpen, Original-Worthington-Pumpen.

Feuerspritzen für Hand- und Dampftrieb.

Benzin-Motor-Spritzen.

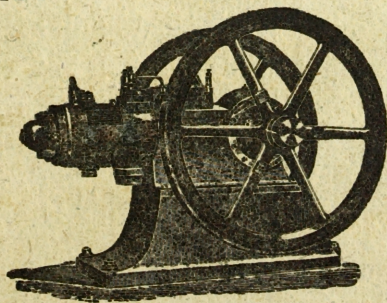
Feuerwehr-Ausrüstungsgegenstände.

Dampfkessel und Dampfmaschinen.

Naphta-Motore.

„PERKUN“

stationär und fahrbar. Allein in den Ostseeprovinzen über 300 St. im Betriebe zu besichtigen. Hervorragend geeignet zum Antriebe von Maschinen aller Art, sowie für elektrische Beleuchtungszwecke.



==== Ausführliche Offerten auf Anfrage gratis. ====

Neuerscheinungen.

- Erich von Schrenk, Thomas Girgensohn als Lehrer** 20 Kop.
- Zur Erinnerung an Propst Thomas Girgensohn. Mit einem
Bildnis** 35 Kop.
- Hugo Semel, Georg Rathlef** 20 Kop.
- — Die weltgeschichtlichen Voraussetzungen für die Entstehung des
Naturalismus in der modernen Literatur 30 Kop.
- Walter von Mandell, Gedichte. Kart.** 1 Rbl.
- Rud. Hollmann, Abriß der Psychologie und Erkenntnistheorie als Einführung
in die Logik, nach Leibmüller. Kart.** 30 Kop.
- Verzeichnis im Preise herabgesetzter Bücher** gratis
- A. Морской, Военная мощь Россіи. Предсказанія Ген.-Ад. А. Н.
Куропаткина и ихъ критика Гр. С. Ю. Витте** Руб. 1.25
- Германская бѣлая книга о возникновеніи германско-русско-Фран-
цузской войны. По представленнымъ Рейхстагу матеріаламъ.
Полный переводъ. Изд. б. Мелье и Ко., Петроградъ Руб. —.50**
- П. X., Воюющая Германія. Изд. б. Мелье и Ко.** Руб. —.80
- Deutsche Monatschrift für Rußland, der Balt. Monatschrift 56. Jahrg.,
herausgegeben von Alex. Eggers.**
- Jahrgang 1914 geb. in 2 Bde. 6 Rbl. 20 Kop. in 1 Bd. 5 Rbl. 90 Kop.
- " 1913 in Heften 2 Rbl.
- " 1912 " " 3 Rbl.

Buchhandlung von G. Löffler, Riga.

Sandstraße 20.

Telephon 15-80.